This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

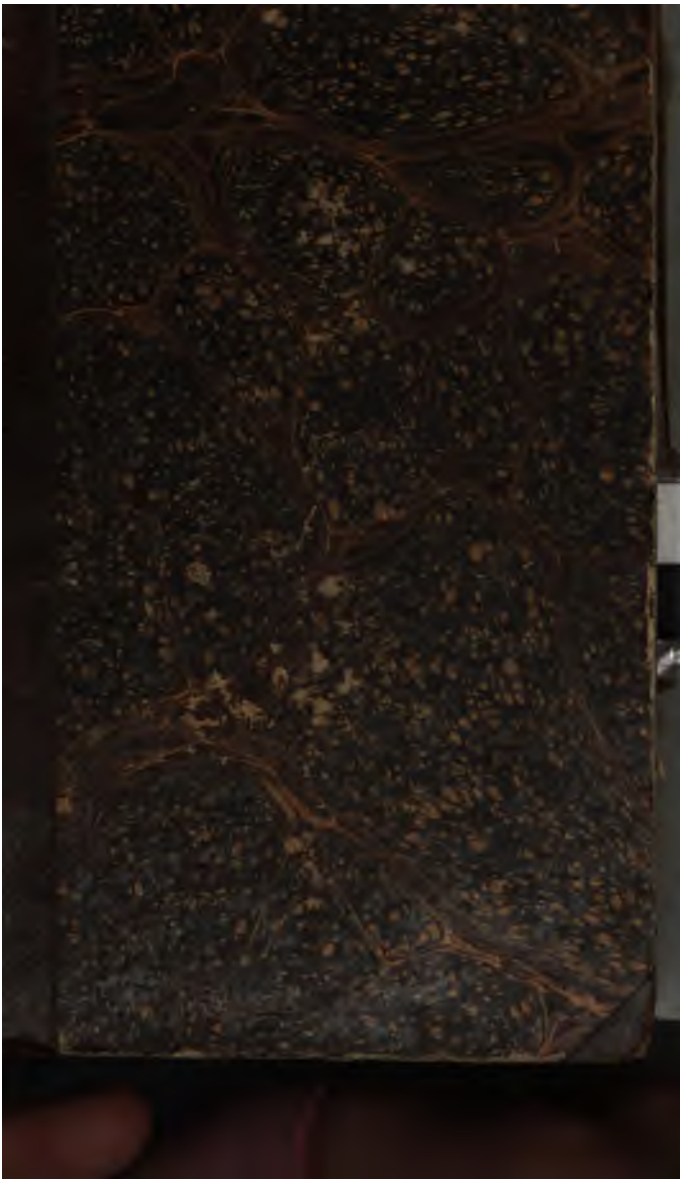
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

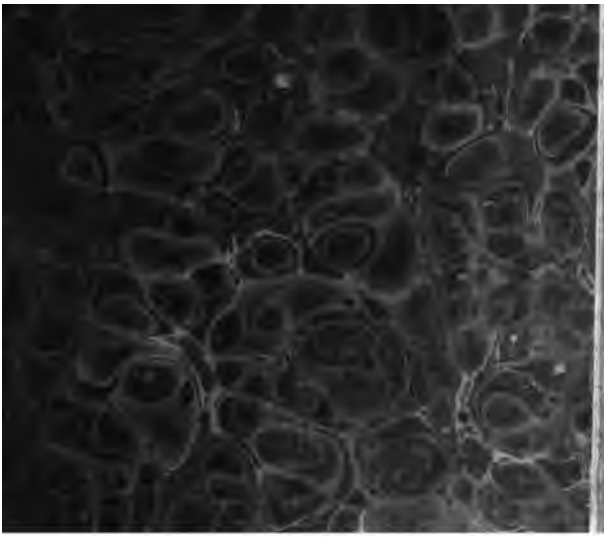
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





28853 f. 45

Friedrichs von Schiller

ämmtliche Werke.

Siebenzehntes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

ODLEIA
25·6·1912

Inhalt.

Seite

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr 1547. (1788.) . 1

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville. (Aus den Horen vom Jahr 1797.) 7

Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens, nach Vertot von M. N. bearbeitet. (1792.) . . . 144

Vorrede zum ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle, nach Pitaval. (1792.) 154

Ueber Anmuth und Würde. (1793.) 159

Ueber das Pathetische. (1793.) 253

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. (1792.) 295

Ueber die tragische Kunst. (1792.) 319

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. (1793.) 355

Herzog von Alba

bei

einem Frühſtück

auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt,

im Jahr 1547. *)

Indem ich eine alte Chronik vom ſechszehnten Jahrhundert durchblättere (Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae ab anno 1500. ad. an. 1600. Aut. J. Soeffing, Th. D. Rudolst. 1676), finde ich nachſtehende Anekdote, die aus mehr als Einer Urſache es verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita a. Fr. Melch. Dedekindo 1738 finde ich ſie beſtätigt; auch kann man ſie in Spangenbergs Adelſpiegel Th. I. B. 13. S. 445 nachſchlagen.

*) Anmerkung des Herausgebers. Im deutſchen Merkur vom Jahr 1788 findet ſich dieſer Aufſatz.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfinn Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstinn von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General vom Herzog Heinrich von Braunschweig und

gsheers gethan, konnte nicht wohl unge-
werden. Man würde geben, was das
möchte, war die Antwort; seine Excellenz
ommen und vorlieb nehmen. Zugleich un-
an nicht, der Sauve-Garde noch einmal
en und dem spanischen General die gewis-
Beobachtung derselben ans Herz zu legen.
eundlicher Empfang und eine gut besetzte
arten den Herzog auf dem Schlosse. Er
hen, daß die thüringischen Damen eine
Küche führen, und auf die Ehre des
halten. Noch hat man sich kaum nieder-
ls ein Eilbote die Gräfinn aus dem Saal
s wird ihr gemeldet, daß in einigen Dör-
rnegs die spanischen Soldaten Gewalt ge-
und den Bauern das Vieh weggetrieben
Katharina war eine Mutter ihres
was dem ärmsten ihrer Unterthanen wi-

klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dieß nun einmal Kriegsgebrauch sey, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen,“ antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampfgierigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und auf welche Bedingung es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfinn eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhal-

das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne
wieder auszuliefern. Sobald die Gräfinn
warzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte
aufs' Schönſte bei ihren Gäſten, die ſehr
von ihr Abſchied nahmen.

ie Zweifel war es dieſe Begebenheit, die
räfinn Katharina von Schwarzburg den
ren der Heldenmüthigen erworben. Man
noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Refor-
in ihrem Lande zu befördern, die ſchon
ihren Gemahl Graf Heinrich XXXVII.
ingeführt worden, das Mönchsweſen abzu-
und den Schulunterricht zu verbeſſern.
proteſtantiſchen Predigern, die um der
on willen Verfolgungen auszuſtehen hatten,
Schutz und Unterſtützung angedeihen. Un-
ſen war ein gewiſſer Caſpar Aquila,
· zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Re-

ten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 500
Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kais
auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanz
schmählich angegriffen hatte. Katharina li
ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu si
auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Mona
verborgen hielt, und mit der edelsten Menschenlieb
seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder s
hen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und
betrauert im 58sten Jahr ihres Lebens und in
[illegible]sten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstad
bewahrt ihre Gebeine.

Denkwürdigkeiten
aus dem
Leben des Marschals Vieilleville.

In den Geschichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz des Ersten, Heinrichs des Zweiten und seiner drei Söhne beschreiben, hört man nur selten den Namen des Marschals von Vieilleville. Dennoch hatte er einen sehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geschichtschreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und sein Zeugniß hat um so mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und sich zu verschiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genie's oder ihrer Leidenschaft große Hindernisse brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die

in das Ganze greifen, die Geſchichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienſte, wie die ſeinigen, beſtehen eben darin, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das jene ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken ſuchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigen Bedeutung dieſes Worts, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Perſonen dreimal auf demſelbigen wechſeln ſah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denſelben ſo innig mit der Perſon des Fürſten zu vermengen, daß ſeine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbeſitzer alle Wärme einer perſönlichen Neigung zeigte. Das ſchöne Bild des alten franzöſiſchen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er ſtellt uns den Stand, zu dem er gehört, ſo würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen deſſelben ausſöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergeſſen ſeiner ſelbſt, verbindlich gegen alle Menſchen, voll Ehrliebe, ſeinem Worte treu, in ſeinen Neigungen beſtändig, für ſeine Freunde thätig, edel gegen ſeine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Geſinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Geſetzes. Er verſtand in hohem Grade die Kunſt, ſich mit

den entgegengesetzten Charakteren zu vertrage
ohne dabei seinen eigenen Charakter aufzuopfern
dem Ehrsüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind z
huldigen, dem Eiteln angenehm zu seyn, ohne ihn
zu schmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und
willenlose Höfling, seine persönliche Würde wegzu-
werfen, um der Freund seines Fürsten zu seyn,
ber mit starker Seele und rühmlicher Selbstver-
äugnung konnte er seine Wünsche den Verhältnissen
nterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläug-
ete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der
lles Partei war, parteilos zu stehen, ohne seinen
irkungskreis zu verlieren, und im Zusammenstoß
vieler Interessen der Freund von Allen zu blei-
; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechsel
Erschütterung seines eigenen Glücks auszuhal-
und die Fürstengunst, mit der er angefangen
, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es
ent bemerkt zu werden, daß er in dem Augen-
starb, wo ihn Katharina von Medicis
rem Hofstaat auf seinem Schlosse zu Durestal
e, und er auf diese Art ein Leben, das
Jahre dem Dienste des Souverains gewid-
esen war, noch gleichsam in den Armen des-
eschließen durfte.

eben dieser Charakter erklärt uns auch
schweigen über ihn auf eine sehr natür-
se. Alle diese Geschichtschreiber hatten
ommen, sie waren Enthusiasten entweder

für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Interesse für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Person wie der Marschal von Vieilleville, dessen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen also nichts dar, was sich lobpreisen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte sich zu der Klasse der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verspotten glaubte; eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schicksal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt. Auch hielt er sich bei allen Stürmen der Faktion unwandelbar an den König angeschlossen, und weder die Partei des Montmorency und der Guisen, noch die der Condé und Coligny konnte sich rühmen, ihn zu besitzen.

Charaktere von dieser Art werden immer in der Geschichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geschieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu sehr auf entscheidende Handlungen richten muß, als daß sie die schöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfassen könnte. Desto dankbarer sind sie für den Biographen, der sich immer lieber den Ulysses als den Achilles zu seinem Helden wählen wird.

Erst zweihundert Jahre nach seinem Tode sollte dem Marschal von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven seines Fa-

ben in zehn Büchern, welche Carloir,
eimschreiber, zum Verfasser haben. Sie
n dem lobrednerischen Tone abgefaßt,
em Brantome und allen Geschicht-
ener Periode eigen ist, aber es ist nicht
che Ton des Schmeichlers, der sich einen
innen will, sondern die Sprache eines
erzens, das sich gegen einen Wohlthä-
rlich ergießt. Auch wird dieser Antheil
versteckt, und die historische Wahrheit
sehr leicht von demjenigen, was blos
re Vorliebe für seinen Wohlthäter den
eiber sagen läßt. Diese Memoires sind
67 in fünf Bänden das erste Mal in
nen, obgleich sie schon früher von Ein-
nnt und zum Theil auch benutzt wor-

von Scepeaux, Herr von Vieille-
der Sohn Renatus von Scepeaux,
Vieilleville und Margarethens
ille, aus dem Hause von Estoute-
eine Eltern hatten großes Vermögen,
Ehre und lebten dem ganzen Adel von
Maine zum Beispiel; auch war ihr Haus
gesehensten und immer voll der besten
Franz von Vieilleville kam früh
be zu der Mutter Franz des Ersten,
von Frankreich, einer Prinzessinn von
ein Zufall aber, der ihm da begegnete

trieb ihn schon nach einem vierjährigen Aufenthalde von dort weg. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel schlich sich der Edelknabe von seinem Hofmeister weg, ging zu jenem Edelmann, der erster Hausküchenmeister der Regentinn war, und stieß ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, seine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieses Unglück begegnete, achtzehn Jahr alt. Als der König diese Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm selbst nicht so ganz mißbilligt wurde, weil die Hausoffiziers nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieil'eville rufen, um ihn seiner Mutter der Regentinn vorzustellen und ihm Vergebung zu verschaffen. Aber dieser hatte sich schon vom Hof weg, und zu seinem Vater nach Duresta! begeben, um von diesem die nöthige Unterstützung zu einer Reise nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Hr. von Lautrec eine schöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu seiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anstand und seiner Geburt gemäß erscheinen, stellte er sich zu Chambery dem Hrn. von Lautrec vor, der ihn als seinen Verwandten gütig aufnahm, und ihn zu seiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete

ihr König gefangen worden, zu vielen
ifungen hingeriſſen wurden, denen jedoch
ville mit zweihundert Mann Einhalt that,
r konnte. Kurz darauf wurde Vieille-
f einer Galeere mit einem ſeiner Edelleute,
on, der geſchworen hatte, ihn niemals zu
vom Herrn von Monaco gefangen.
e ſeine Auslieferung auf dreitauſend, und
nillon ſeine auf tauſend Thaler, und
die Freiheit, dieſe Gelder zu holen; jedoch
n Geſellſchafter auf Lebenslang in Ketten
i werden, wenn er nicht in einer beſtimm-
wieder käme.
lleville, der befürchtete, daß er wegen
en Wegs und der Beitreibung des Geldes
it nicht würde einhalten können, nahm die-
chlag nicht an, und bat nur, daß man
von ſeiner Gefangennehmung unterrichten

Schicksal zu theilen versprochen hatte. Herr
Monaco bewunderte diese edle Weigerung;
gnügte sich mit dem, was geschickt worden war,
gab Beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf r
Vieilleville den Sohn eben dieses Herrn
Monaco gefangen und schickte ihn unentge
zurück.

Zu der Zeit erneuerte Vieilleville die
kanntschaft mit dem Neffen des großen Andr
Doria, Philipp Doria, der Kammerpag
dem König gewesen, als er selbst bei der Reger
Edelknabe war. Vieilleville besuchte ihn
Tages auf seinen Galeeren, deren er achte
Dienste des Königs kommandirte. Doria bot
eine seiner Galeeren an, und er wählte die, w
die Regentinn hieß, wo er sogleich als Befehlsh
unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde.
Abends ging er wieder in das Lager, das unge
zwei Meilen davon war; so ging es sechs bis si
Tage fort und alle vornehmen Offiziere der A
wurden da nach und nach bewirthet.

Monrade, Vicekönig von Neapel, der
hinterbracht wurde, daß die Offiziere und Sold
dieser Galeeren des Nachts meist ins franzö
Lager gingen, ließ sechs Galeeren bewaffnen,
den Grafen Doria zu überfallen; allein mu
kam Nachricht davon, und es gelang so w
daß bei dieser Expedition der Vicekönig selbst,
sich auf einer der Galeeren befand, getödtet wu

ig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben,
t noch eine der Galeeren angreifen wollte, die
einer andern noch übrig geblieben war. Er
te, und ſtürzte ſich mit ſeinen Soldaten hinein.
rend er aber auf dieſem Schiffe focht, machten
ie Matroſen von der Regentinn los, zogen die
l auf und gingen geradezu nach Neapel, wohin
die andere Galeere ſchon während des Gefechts
ısgegangen war; Vieilleville, der ſeine
en Soldaten verloren, mußte ſich nun ergeben.
ls die erſte ſpaniſche Galeere im Hafen an-
, ließ der Prinz von Oranien den Kapitän
mehrere der Mannſchaft hängen. Dieſes er-
der Kapitän der Galeere, auf der ſich Vieil-
ille als Gefangener befand, und fürchtete ſich
en Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte
Unentſchloſſenheit und beredete den Kapitän,
es Königs Dienſte zu treten, der es auch an-

er den Kapitän Napoleon, einen Korsen, mit der Regentinn auslaufen, und in dieser Absicht nach Neapel segeln. Sie waren nicht weit gekommen, so entdeckten sie eine Galeere, die ihnen kaiserlich schien, doch sahen sie auf dem Mastbaum einen Matrosen mit einer weißen Flagge; bald darauf hörten sie auch Musik, und Frankreich rufen. Vieilleville erkannte sogleich die Regentinn, und die Freude des Wiedersehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeschickt hatte, nahm er durch eine Kriegslist weg, und kam, anstatt gefangen zu seyn, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber seinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geschickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautrec unternommen hatte, sehr langsam von Statten ging, so nahm Vieilleville seinen Abschied und dieses zu seinem Glücke; denn drei Monate darauf riß die Pest ein, welche die meisten Offiziere der Armee dahinraffte.

Als er sich dem König bei seiner Zurückkunft vorstellte und ihn seiner jugendlichen Uebereilung wegen um Verzeihung bat, sagte ihm derselbe, daß schon Alles verziehen sey, da besonders die Regentinn nicht mehr lebe. Er befahl ihm, sich fleißig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog von Orleans, seinem zweiten Sohn (der ihm unter dem Namen Heinrichs II. auf dem Throne folgte)

mit

t den Worten: Er iſt nicht älter als du, mein
hn; aber ſiehe, was er ſchon gethan hat. Wenn
der Krieg nicht aufreibt, ſo wirſt du ihn einſt
n Marſchal von Frankreich erheben.

Einige Zeit darauf machte Karl V. Anſtalt, in
ankreich einzufallen; der König zog deshalb ſeine
mee bei Lyon zuſammen. Das erſte Geſchäft war,
Meiſter von Avignon zu machen, damit nicht die
ſerlichen dieſen Schlüſſel der Provence beſetzten.
ch langen Berathſchlagungen wählte der König
dſt den Herrn von Bielleville, obgleich
le wegen ſeiner großen Jugend dagegen waren.
wurde mit ſechstauſend Mann Fußvolk ohne Ar-
erie dahin abgeſchickt, um dem Kaiſer zuvorzu-
mmen.

Da er vor Avignon ankam, und es verſchloſſen
d, verlangte er mit dem Vice-Legaten ſich zu
reden, der ſich auf der Mauer zeigte. Biel-
ville bat ihn ſehr dringend, herunterzukommen,
er ihm etwas Wichtiges zu ſeinem und der Stadt
hl mitzutheilen hätte. Er ſelbſt wollte bei die-
Unterredung nur die ſechs Perſonen bei ſich ha-
, die er um ihn ſähe, der Legat hingegen könnte
viele Begleiter mit ſich nehmen, als er nur wollte,
nn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor
: funfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und
lgen der Vornehmſten aus der Stadt. Bielle-
lle verſicherte ihm, daß er nicht in die Stadt
gehre; daß ihn aber der König erſuche, einen Eid

abzulegen, auch keine Kaiſerlichen hineinzulaſſ
und deshalb Geiſeln zu ſtellen. Der Vicelegat
ligte in den erſten Punkt; Geiſeln aber wollte e
keinem Fall ſtellen.

Von den ſechs Soldaten, die mit Vieil
ville waren, hatten viere den Kapitänstitel,
waren aber ſchlecht gekleidet, er bat daher ſie
die Stadt zu laſſen, um ſich zu montiren, Pul
zu kaufen und ihr Gewehr herzuſtellen, das d
auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, ſich un
die Thore zu ſtellen und zu verhindern, daß n
die Fallrechen nicht herunterließe. Unterdeſſen
men immer mehrere Soldaten nacheinander
ohne daß der Vicelegat, noch ſeine Leute es gew
wurden, denn man zankte ſich mit Fleiß wegen
Geiſeln mit ihm herum. Es wurde gedroht,
zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum
verwüſten, wenn ſie nicht geſtellt würden. Da e
lich Vieilleville ſahe, daß er ſtark genug w
gab er dem Vicelegaten einen Stoß, daß er
Erde ſtürzte, zog den Degen, und drängte ſich
den Leuten, die da waren, in die Thore, wo
einige Schüſſe auszuhalten hatte, wovon ihm z
oder drei Leute getödtet wurden; ſieben bis acht
den andern wurden erſtochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon
den Fallrechen zulaufen; hier aber ſtanden die
Soldaten, die ſich ſehr tapfer hielten und ſie

flintenschüsse kamen dann tausend bis zwölfhundert
Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das
Korn versteckt hatte, als Hinterhalt hervor, und
drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen
Theil seines Korps hatte Vieilleville auch her-
beigerufen, und nun kamen sie mit fliegenden Fahnen
und klingendem Spiel an. Er nahm nun die
Schlüssel der Thore, die zubliehen, außer das
thoner Thor gegen Villeneuve, welches schon fran-
sisch ist. Da sich Vieilleville nun durch diese
riegslist Meister von der Stadt gemacht hatte, so
g er an, die Ordnung darin herzustellen, und die
daten im Zaum zu halten, so, daß keinem Ein-
ner, der sich ruhig verhielt, etwas zu Leide ge-
und keine Frauenspersonen mißhandelt wur-
Doch kostete ihm dieses nicht wenig Mühe;
ßte sogar fünf bis sechs Soldaten und einen
án niederstoßen, der mit aller Gewalt plün-
wollte. Der Connetable lagerte sich nun bei
m und Vieilleville zog zum König zu-
en er in Tournon antraf, wo er mit großer
empfangen wurde. Als er vor dem König
redete dieser ihn also an: „Nähert Euch,
Licht unter den Rittern! Sonne würde ich
nnen, wenn Ihr älter wäret, denn wenn Ihr
hret, werdet Ihr über alle Anderen leuchten.
nterdessen den Streich von Eurem König,
liebt und ehrt," und schlug ihn so, indem
d an den Degen legte, zum Ritter.

Nach dieser Zeit bat ihn der Herr von C
teaubriand, sein Verwandter, der Gouver
und Generallieutenant des Königs in Bret
war, seine Kompagnie von funfzig Mann (Gens
mes) zu übernehmen, da sie sonst in Bretagne
ben müßte und keine Gelegenheit hätte, sich zu
gen. Er wollte zugleich zuwege bringen, daß er
Königs Lieutenant während seiner Abwesenhei
Bretagne seyn sollte. Vieilleville übern
zwar die Kompagnie; allein die Lieutenants
über die Provinz verbat er sich, da er Hoff
habe, ein eigenes Gouvernement zu erhalten.

Es scheint sonderbar, daß Vieilleville
eine Kompagnie Gensd'armes für sich selbst h
konnte; allein es war damals nicht so leicht, si
erhalten, und überdem verschmähte seine T
katesse, dasjenige der Gunst zu verdanken, wa
durch Verdienst zu erwerben hoffte. Zum Ben
dient die Antwort, die er dem Könige gab,
ihm dieser nach dem Tode des Herrn von C
teaubriand die Kompagnie anbot: er habe, s
er, noch nichts gethan, was einer solchen G
werth wäre; worauf der König sehr verwundert
fast erzürnt sagte: „Vieilleville, Ihr
„mich getäuscht, denn ich hätte geglaubt, Ihr
„det, wenn Ihr auf zweihundert Meilen weg
„wesen wäret, Tag und Nacht gerennt seyn,
„sie zu begehren, und nun ich sie Euch von
„gebe; so weiß ich doch nicht, was für eine gu

„gere Gelegenheit Ihr abwarten wollt.“ „Den Tag
„einer Schlacht Sire,“ antwortete Vieilleville,
„wenn Ew. Majestät sehen werden, daß ich sie ver-
„diene. Nähme ich sie jetzt an, so könnten meine
„Kameraden diese Ehre lächerlich machen, und sa-
„gen: ich habe sie nur als Verwandter des Herrn
„von Chateaubriand erhalten; lieber aber
wollte ich mein Leben lassen, als durch etwas An-
deres als mein Verdienst auch nur einen Grad höher
steigen.“

Einige Stunden vor dem Tode Franz des
sten ließ dieser Monarch, der sich noch der
dienste Vieilleville's erinnerte, den Dau-
rufen, um ihm denselben zu empfehlen. „Ich
ß wohl, mein Sohn, du wirst St. André
r befördern, als Vieilleville; deine Nei-
g bestimmt dich dazu. Wenn du aber eine vor-
tige Vergleichung zwischen Beiden anstellen
[illegible] so [illegible] du dich nicht. Wenigstens
[illegible] wenn du sie auch nicht mit einander
en willst, daß doch Letzterer dem Erstern [illegible]
“ Der Dauphin versprach es auch, jedoch nur
r Vorbehalt, dem St. André den Vorzug
n. Der König ließ sogleich Vieilleville
richte ihm die Hand und sagte ihm die
„Ich kann bei der Schwäche, zu der ich
Inde, Euch nichts Anderes sagen, Vieille-
als daß ich zu früh für Euch sterbe, aber
Sohn, der mir verspricht, Euch die

„zu vergeſſen. Sein Vater war nie undankb
„noch jetzt will er, daß er Euch den zweite
„ſchalsſtab von Frankreich, der aufgeht, geb
„ich weiß wohl, wem der erſte beſtimmt iſt.
„ich bitte Gott, daß er ihn niemals Jeman
„als wer deſſen ſo würdig iſt, wie Ihr.
„nicht auch deine Meinung, mein Sohn?
antwortete der Dauphin. Hierauf warf de
ſeinen Arm um Vieilleville; allen Drei
den die Thränen im Auge. Kurz darauf lie
Aerzte den Dauphin und alle Anderen hinau
und bald darnach gab der König den Geiſt a

Jetzt war Heinrich, der vormalige
von Orleans, und nun durch den Tod ſeine
Bruders, Dauphins von Frankreich, Köni
ſchon nach ſieben Tagen bekam Vieillevi
Auftrag als Geſandter nach England zu geh
dem unmündigen Eduard und ſeinem
neuerdings den Frieden zuzuſchwören, wel
ſandtſchaft er auch mit vieler Würde unt
und zur größten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs
der Proceß des Marſchals von Bley und
Schwagers von Vervins, welche Boul
die Engländer ausgeliefert hatten, vorgen
Letzterer zum Tod, Erſterer aber zu Gefängn
und Verluſt ſeiner Güter und Titel ver
Der König wollte Vieillevillen aus
Antrieb von den hundert Kanzen, die den Marſ

ommandirt hatte, funfzig geben; Vieille-
dankte aber sehr für diese Gnade, weil
der Nachfolger eines solchen Mannes seyn
Und warum nicht? fragte ihn der König.
" antwortete Vieilleville, „es würde
eyn, als wenn ich die Wittwe eines verur-
n Verbrechers geheirathet hätte. — Auch
mit meiner Beförderung keine Eile; denn
eiß, daß Ew. Majestät gleich nach Ihrem
chen Einzug in Paris beschlossen haben, Bou-
den Engländern wieder wegzunehmen. Viel-
bleibt dabei ein Kapitän, ein Mann von
dessen Platz Sie mir geben werden, oder
ich selbst; denn um meinem König zu die-
verde ich mich nicht schonen, und dann be-
h keiner Kompagnie mehr." Dieses geschah
enwart des Marschals von St. André.
nig redete ihm noch sehr zu, allein Vieille-
blieb bei seiner Antwort: Lieber will ich
arschals, der hier ist, Lieutenant seyn, als
mpagnie des Herrn von Bieg, eines Ver-
, haben.

Marschal von St. André, der vorher
egen den König denselben Wunsch geäußert
war äußerst froh über diese Erklärung. „Er-
Euch, mein bester Freund, dieser Rede, wo-
r den König zum Zeugen habt." Vieille-
sah sich jetzt gezwungen, die Lieutenants-
anzunehmen, wiewohl er den Vorschlag in

keinet andern Absicht gethan hätte, als um je
erste Anerbieten abzulehnen.

Diese Kompagnie Gensd'armes war von d
Vater des Marschals sehr nachlässig zusammen
setzt worden. Sie bestand gröstentheils aus l
Söhnen der Gastgeber und Schenkwirthe, und
die Schilde an diesen Wirthshäusern gewöhn
Heilige vorstellten, so benannte sich dieses M
nach diesen Heiligen. Daher war diese Kompag
in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gu
daß er eine Kompagnie Heilige aus dem Paradi
geschickt habe, sie zu bewachen; Andere nannten
Gensd'armes der Litanei. So fand man auch
der ganzen Kompagnie nicht funfzig Dienstpfer
Daher kam es auch, und besonders aus der Gu
in der ihr Chef stand, daß sie nie zur Armee stieß
es hieß immer, sie wären dem Gouverneur une
behrlich, um eine so große Stadt, wie Lyon,
Zaum zu halten. Bei der Musterung entleh
diese Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armat
stücke, und so dauerte diese Unordnung neun
zehn Jahre, bis der alte St. André starb und
sein Sohn sie bekam, der sie denn auch so ließ, u
er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben d
wegen aber war es ihm lieb, Vieillevillen
seinem Lieutenant zu haben, da er ihn als ei
strengen und unerbittlichen Mann im Punkt
Zucht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte diese Kompagnie

Piemont in Auvergne bewdert, damit ſie nicht ſo leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erſchien er nun mit ſechzig bis achtzig braven Edelleuten aus den beſten Häuſern von Bretagne, Anjou und Maine, die meiſtens den Krieg in Piemont gemacht hatten. Kaum war er angekommen, ſo überreichte man ihm eine Liſte von dreißig bis vierzig, die vermöge eines Atteſtats vom Dalier zurückgeblieben waren, welche er denn ſogleich aus der Kompagnie ausſtrich. Eben ſo machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Gunſt in die Kompagnie wären aufgenommen worden. Die Aelteſten, die noch in den Reihen ſtanden, ließ er zu Pferd manduvriren, und da ſie gar nichts verſtanden, ſo gaben ſie den alten Soldaten viel zu lachen. Er ſchickte ſie daher auch ſogleich in ihre Wirthshäuſer zurück, um den Gäſten dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gendarmes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten war darüber, und hebelten ſich ungezogenes Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über ſie herfielen, ſo nahmen die Andern Reißaus zur wahren Beluſtigung der Geſellſchaft. Und ſo entledigte ſich Vieilleville dieſes Geſindels, das am Dienſt des Königs wie einen Sporn angelegt hatte, und beſetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und ſich mit Anſtand auszuſtechen wußten. Jetzt ließen ſich auch noch viele andere

nicht befolgt werden würde. Der Prinz
seiner Achtung gegen Vieilleville's wo
er oft die Parole bei ihm abholen ließ, u
nie zu, daß die, welche der Connetable
Haustruppen des Königs gab, allgemein
sollte. Vieilleville, als seiner Hofmann,
jedoch so wenig als möglich Gebrauch von
Auszeichnungen, um die andern Großen nic
zubringen. Es wendete sich Alles nur an ih
Befehle im Dienst des Königs zu erhalten.
seinem Aufstehen und Niederlegen waren
pitäns zugegen; er hielt aber auch offene
und diese war so reichlich besetzt, daß die
des Prinzen von Melphi sehr mager d
aussah.

Unterdessen bekam der König Nachricht, d
Aufstand in Guyenne ausgebrochen, und
Bourdeaux den Gouverneur und andere beim
wesen angestellte Offiziere umgebracht hatte
Connetable stellte dem König vor, daß diese
immer rebellisch sey, und daß man die Ein
dieser Gegend gänzlich ausrotten müsse.
sich auch selbst an, dieses ins Werk zu richten.
König schickte ihn zwar dahin ab, befahl ab
nur die Schuldigen nach der Strenge zu be
und gute Mannszucht zu halten. Auch gab
den Herzog von Aumale mit, den Vi
ville begleitete. Der Volksaufstand ha
bei Annäherung der Truppen bald zerstre

te drei Rebellen, welche die königlichen
ins Waſſer geworfen hatten, mit den
„Geht, ihr Herren, und ſalzet die Fiſche
Charente“ auf eine ſehr ſchreckliche Art
nd dann verbrannt, mit den Worten in
nz: „Gehe hin, Kanaille, und brate die
r Charente, die du mit den Körpern von
önigs Dienern geſalzen haſt.“

em ganzen Weg nach Bourdeaux hatte
ille die Kompagnie des Marſchals von
ré, deren Lieutenant er war, geführt,
ſo gute Mannszucht gehalten, daß Alles
irthshaus bezahlt wurde. Er ſtieg ſogar
zu Pferde, bis ſeine Wirthe ihm geſchwo-
n, daß ſie Alles richtig erhalten. Als er
r Kompagnie in ein großes Dorf drei
von Bourdeaux kam, fanden ſeine Reit-
er dem Heu und Stroh eine große An-

den zwei Tagen, so Ihr bei mir seyd,
mand nur ein hartes Wort erhalten, s
Euch noch mehr sagen, daß fünf und dreiß
und Kisten von verschiedenen Edelleuten,
in ihrem Haus nicht sicher glaubten, hi
bracht worden, die ich habe einmauern la
es bekannt ist, daß ich nie mit diesem Un
was zu thun gehabt; ich bitte Euch aber,
Herr, haltet darüber, daß weder sie noch
den leihen. Vieilleville, der wohl
er unschuldig, aber ein armer Tropf sey
ihm, Niemand davon etwas zu entdecken,
sen aber öffentlich in eine Scheune zu ver
und stellte ihm ein Zeugniß aus, daß er sel
kauft und bezahlt habe und abholen lasse
Er sollte sich nur an ihn wenden, wenn
walt brauchen wollte. Gerührt von dieser
chen Behandlung, wollte dieser Mann, de
ben verwirkt zu haben glaubte, ihn fast anb
bat auf den Knieen, wenigstens die Was
nehmen, besonders die Piken, die ganz
sehr schön wären. Allein Vieilleville
aufgebracht und befahl ihm, wenn er nich
rechtigkeit überliefert seyn wollte, zu schwe

In einem Dorfe, eine Stunde von B
blieb die Kompagnie in Garnison; er s
nahm seine Wohnung in Bourdeaux bei ei
lamentsrath Valoyn. Dieser kam ihm g
gegen, und schätzte sich glücklich, einen M

cher Denkungsart und Ansehen in seinem Hause
haben, und desto mehr, da er auf falsche Ankla-
n von dem Connetable sehr gedrückt, ja sogar
ungefangener sey. Vieilleville sicherte ihm
n Beistand zu und versprach, seine Sache zu
theidigen. Kaum war er in den Saal getreten,
erschien auch die Frau von Valvyn mit zwei
chtern von außerordentlicher Schönheit. Sie
r noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den
in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem
use ihrer Schwester, der Wittwe eines Parla-
mentsraths, hatte einbrechen wollen; sie hatte des-
gen auch ihre zwei Nichten hierher geflüchtet und
pfahl ihm die Ehre dieser vier Mädchen auf das
ingendste. Sie warf sich vor ihm auf die Knie,
in Vieilleville hob sie auf und sagte ihr,
ß er auch Töchter habe. Er würde eher das Le-
n, als ihnen etwas Leides geschehen lassen. Da
h die Mutter so getröstet sah, fing sie nunmehr
zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bei
er Schwester wohnte, und Graf Sancerre
ß, und besonders ein junger Edelmann die Thür
der Mädchen Kammer habe eintreten wollen,
; die Mädchen aber zum Fenster hinaus auf das
ißig gesprungen seyen und sich hierher geflüchtet
ten. Vieilleville fragte sie, ob es nicht
Bastard von Beuil sey? — So heißt er,
gten sie. — „Nun da muß man sich nicht wun-
ern; *versetzte Vieilleville*; bei dem Schw

„einer H. . . . ist für Mädchen von Ehre in der
„gleichen Dingen nie Friede, noch Sicherheit; denn
„es verdrießt ihn, daß nicht alle Weiber seiner
„Mutter gleichen.“ Indem kam auch die Wirthin
an, und klagte, daß der Bastard sie mißhandelt und
von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszu-
liefern. Nach dem Essen ging Vieillevilles zum
Connetable, wo er Sancerre das üble Betra-
gen seines angenommenen Sohnes vorstellte. Der
Graf von Sancerre, um des Vieillevilles
Hauswirth zu besänftigen, ging mit ihm zum
Abbedessen nach Hause, wo er selbst seine Entschul-
digung machte, und sie für die Zukunft sicher zu
stellen suchte; allein sie trauten auch ihm nicht,
und kamen, so lang die Armee in Bourdeaux war,
nicht mehr aus ihrer Freistatt. Sie ersparten sich
dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die
den andern Bürgern widerfuhr, denn alle Ein-
wohner der Stadt ohne Ausnahme des Geschlechts
mußten auf den Knieen Abbitte thun; allein die
Familie Välvyn blieb davon weg, obgleich der
Connetable Vieillevillen erinnern ließ, sie
nicht zurückzuhalten, worauf dieser aber ganz er-
zürnt sich erklärte: wenn man seine Hausleute zu
dieser schimpflichen Abbitte zwingen wollte, so
werde er selbst mit ihnen kommen; er versicherte
aber, daß kein geringer Lärm darüber entstehen
sollte.

m Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach
kamen, um ſich Bedürfniſſe einzukaufen,
um die Hinrichtungen mit anzuſehen.
den Gensdarmen und zwei Bogenſchützen
) dieſes zu Nutze und meldeten dem Pfar-
Dorfes, zwei von denen, die ſie hätten
en, hätten ausgeſagt, daß er mit ihnen
glocke in ſeiner Kirche geläutet habe. Sie
er den Auftrag, ihn gefangen zu neh-
den ihn aber entwiſchen laſſen, wenn er
ſchöne Summe gäbe. Der arme Pfar-
ch nicht ganz ſchuldlos fühlte, verſprach
undert Thaler; aber auch hiermit noch
den, erpreßten ſie von ihm, den Dolch
le, das Geſtändniß, wo er die reichen
ſten der Kirche hinverſteckt hätte. Die
dem Tod ließ ihn Alles geſtehen. Sie
darauf in einer entfernten Stube feſt
ſſen, wenn ſie ihren Schatz in Sicherheit
ben würden, ihn umzubringen. Allein
es Pfarrers lief nach Bourdeaux, Vieil-
davon zu benachrichtigen, der ſich ſogleich
ſetzte und, ohne daß die Böſewichter et-
merkten, in der Pfarrwohnung abſtieg,
mit drei reich beladenen Pferden daraus
wollten. Den erſten, der ihm vorkam,
gleich im Zorn nieder, mit den Worten:
rdiger, was? Sind wir Ketzer, daß wir
rieſter losgehen und Kirchen beſtehlen?“

Die andern zwei wurden von ihren Kamerade
getödtet, damit die Kompagnie nicht bes
würde, wenn sie am Galgen stürben. Den
fand man gebunden und zwei Knechte bei ihn
ihm das Messer an die Kehle hielten, daß e
schreien sollte. Er warf sich vor Vieille
nieder und dankte für sein Leben und Wieder
tung seines Vermögens; dieser befahl ihn
drei Todten zu begraben, und eine Messe f
Seele zu lesen.

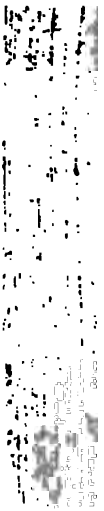
Nachdem nun der Connetable in dieser
ein schreckliches Beispiel seiner Strenge in b
strafung der Aufrührer gegeben, ließ er die
auseinander gehen; die stehen bleibende Kom
aber wurde von ihm gemustert. Im Scherz
er zu Vieilleville, daß er selbst der Kon
bei seiner Kompagnie seyn würde, denn e
vernommen, daß die Kompagnie des Ma
von St. André nicht vollzählig, noch e
sey, hinreichende Dienste zu thun, und daß e
wäßte, wie nur zwanzig Dienstpferde darin
Vieilleville bat ihn darauf ganz bescheide
der Verabschiedung seine Kompagnie nicht z
nen, wenn er sie so befände. Aber er soll
Acht haben, daß, wenn er ihm selbst die Ehr
thun wollte, seine Kompagnie zu mustern,
nicht gehe, wie den andern Kommissären. U
denn? fragte ihn der Connetable, der sich vo
es geschehe ihnen etwas Unangenehmes: ich

ortrefflichem Stande. Sie nahm ein gro-
in und schien über sechshundert Pferde
i er hatte die Reitknechte, so die Hand-
r Herren ritten, in einiger Entfernung
Kompagnie stellen lassen und nicht hinter
es sonst gewöhnlich. Er selbst kam dem
und allen Großen, die ihn begleiteten,
prächtigen Apfelschimmel, der auf zwei-
aler geschätzt wurde, vor der Kompagnie
und zeigte da, wie er sein Pferd wohl
erstünde. Er gab hierauf dem Conne-
llen diesen Herren in einem Feld neben
ein vortreffliches Gastmahl unter Hüt-
r aus Zweigen hatte sehr artig aufrich-

ourdeaux aus führte er seine Kompagnie
öhnliche Garnison nach Xaintonge und
i nach Hause, wo die Heirath des jungen

großen Fertigkeit, die er im Umgang mit so vielen Nationen und seit so vielen Jahren erhalten, sehr wohl auseinander zu setzen und auszugleichen, so daß man in dieser Art Händel sich von allen Seiten an ihn wendete, sogar die Marschälle von Frankreich, die das oberste Gericht über die Ehre des französischen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen Espinay mit sich nahm, denn er sollte keine Gelegenheit versäumen, sich zu zeigen, und er vermuhete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzug des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marschals von St. André, d'Apechon, nebst dem Herrn von Sennecterre, Byron, Forguel und La Roue zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieses das konfiscirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limosin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geschenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeschoben, um desto gewisser dieses beträchtliche Geschenk, das nach Abrechnung aller Kosten der Erhebung Jedem zwanzigtausend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß sie bei dieser Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er sich durch ein so gehässiges und trauriges Mittel nie bereichern *würde; denn es wäre* nur darauf abgesehen, das

es unter seiner Würde und gegen alle christ-
cht, die armen Unterthanen des Königs
r ins Unglück zu bringen, und eher würde
ermögen dazu verlieren, als daß sein Name
n Konfiskationen in den Gerichten herum-
würde. — „Denn," setzte er hinzu, „wir
in allen Parlamenten einregistrirt werden
Ruf als Volksfresser verdienen; für zwan-
nd Thaler den Fluch so vieler Weiber,
n und Kinder, die im Spital sterben müs-
f sich zu laden, heißt sich zu wohlfeil in
e stürzen. Ueberdem würden wir alle Ge-
rsonen, in deren Profit wir greifen, zu
und Todfeinden haben." Er zog darauf
olch und durchlöcherte das Brevet, worauf
e stand; eben dieses that nun auch d'Ap e-
er ganz schamroth worden war, und By-


Schwiegersohn Espinay zugegen waren. Ein
Tages fiel ihm ein, daß, wie er in England G
sandter gewesen, der Herzog von Sommerse
ihm einige Stichelreden über die Bravour der Fra
zosen gegeben hatte. Vieilleville bat daher d
Herrn von Espinay, sich in seine beste Rüstu
zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eb
so zog er selbst sich an, nahm noch drei Edelleu
mit, und ritt mit diesem Gefolge ganz in der Sti
vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blie
und man verlangte zu wissen, was er wollte? (
fragte, ob der Herzog von Sommerset in de
Platz sey? — Vieilleville wäre hier und woll
eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwort
daß der Herzog krank in London liege, obgleich
allgemein hieße, daß er in Boulogne sey. Er frag
darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Ra
auf den Platz kommen wollte? allein es zeigte s
Niemand. „Wenigstens," sagte er, „wird doch vi
„leicht ein Sohn eines Mylords sich finden, der m
„einem jungen Herrn aus Bretagne, Espina
„der noch nicht zwanzig Jahre hat, sich messen wi
„Er komme, damit wir nicht ins Lager wieder z
„rück kommen, ohne uns gemessen zu haben; der
„es geht um die Ehre Eurer Nation, wenn si
„Niemand zeigt." Endlich zeigte sich der Sol
des Mylord Dudley auf einem schönen spanisch
Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald it
einer von Vieilleville's Gefolge gesehen hatt

te dieſer zu Eſpinay: „Dieſer Mylord iſt
uer; ſeht Ihr nicht, wie er auf engliſche Art
itet, er berührt ja faſt den Sattelknopf mit ſei-
n Knien. Sitzet nur feſt und ſenkt Eure Lanze
cht eher, als drei oder vier Schritte vor ihm;
nn wenn Ihr ſie ſchon von Weitem herunterlaßt,
ft die Spitze, Ihr verliert den Augenpunkt,
nn das Auge wird von dem Viſier geblendet.“
wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten ge-
ht, daß, wer ſeinen Feind zur Erde wärfe, ihn
ſ Pferd und Rüſtung gefangen wegführen ſollte.

Jetzt ritten ſie Jeder an ſeinen Platz, legten die
ze ein und ſtießen auf einander; der Engländer
ßte und ließ ſeine Lanze fallen, die vorbeigegan-
war. Eſpinay hatte ihm einen ſo ſtarken
ß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach.
gleich ſpringt Taillade, einer aus Eſpi-
y's Gefolge, vom Pferd herunter und ſchwingt
h auf Dudley's ſpaniſches Roß; die Andern he-
n dieſen von der Erde, der Trompeter bläst Vic-
ia, und nun eilen ſie mit ihrem Gefangenen
n Lager zu, und verlaſſen in ziemlicher Verwir-
g die Engländer.

Der König hatte indeſſen ſchon Nachricht davon
alten, und zog ihnen mit vielen Großen entgegen.
um hatten ſie ihn erblickt, ſo ſtiegen ſie vom
rd, und Eſpinay ſtellte ſeinen Gefangenen
, und übergab ihn dem *König*; dieſer, indem

er ihn wieder zurückgab, zog seinen Degen un
schlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein schrecklicher Sturm de
König, das Lager von Boulogne aufzuheben un
seine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudle
bat jetzt, da sie weiter ins Land kamen, den Herr
von Espinay, seine Ranzion zu bestimmen; i
könne nicht weiter und habe dringende Geschäfte i
England. Einer von seinen Leuten nahm den Le
tern auf die Seite und sagte ihm, daß Dudle
in die Tochter des Grafen von Bethfort ver
liebt, und auch Alles in Richtigkeit sey, sie zu he
rathen. Als Espinay dieses hörte, sagte er ihn
daß er gehen könne, wenn es ihm beliebe; er verlang
nur von ihm, des Hauses Espinay eingedenk z
seyn, die nicht in Krieg zögen, um reich zu werde
denn sie hätten schon genug, sondern um Ehre z
erwerben, und den alten Ruhm ihrer Familie zu b
festigen. Doch wolle er gern von ihm vier de
schönsten englischen Stuten annehmen; eine Gro
muth, über welche Dudley nicht wenig verwun
dert war.

Die deutschen Fürsten beschlossen zu Augsburg
eine Gesandtschaft nach Frankreich zu schicken, un
den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaise
(Karl V.) beizustehen, der einige Fürsten hart ge
fangen hielt und sie schmählich behandelte. Die Ge
sandtschaft bestand aus dem Herzog von Simmern
dem Grafen von Nassau, dessen Sohn, dem nach

ten Prinzen Wilhelm von Oranien
vornehmen Herren und Gelehrten.
ihnen bis St. Dizier entgegen, und
nen alle Bequemlichkeiten nach ihrer
reisten nur fünf, sechs Stunden des
war vor der Mittagsmahlzeit, bei der
er bis neun oder zehn Uhr des Nachts
; während dieser Zeit durfte man ihnen
chäften kommen. Sie hatten auch mit
Route gewählt, um sich recht satt zu
n von St. Dizier bis Fontainebleau
durch die besten Weingegenden von

ville wurde, als sie zwei Stunden
bleau in Moret sich ausruhten, zu ih-
um sie im Namen des Königs zu be-
welches der ganzen Gesandtschaft sehr
besonders da er sie sehr gut bewir-
fuhr daselbst, daß der Graf Nassau
ter von ihm sey; dieser wendete sich
ihn, da er sehr gewandt in Geschäften
ich die französische Sprache gut redete.
da Vieilleville Viele von der Ge-
im Mittagessen hatte, unter Andern
eisitzer des kaiserlichen Kammergerichts
und die Bürgermeister von Straßburg
g, nahm der Graf Nassau Vieil-
ei Seite, um ihn genauer von ihrer
unterrichten. Diese Unterredung

dauerte beinahe eine Stunde, als die vier
und Bürgermeister ungeduldig wurden, i
dem Gesandten in einem sehr rauhen Ton
deutsch zu reden. Dieser aber machte ihr
auf eine sehr geschickte Art lächerlich, in
ganz laut auf Französisch, welches sie nicht
den, sagte: „Wundern Sie sich nicht, mei
„ren, daß diese Deutschen so aufgebracht sin
„sie sind nicht gewohnt, so bald von Tisch a
„den, nachdem sie so vortrefflich gegessen und
„lichen Wein getrunken haben.“

Vieilleville hinterbrachte dem Köni
wie er es gefunden und gehört hatte. Di
so wohl damit zufrieden, daß er ihn den
Morgen rufen ließ, und ihn zum Mitgl
Staatsraths ernannte. Die Gesandten hat
feierliche Audienz bei dem König, und gle
auf wurde Staatsrath gehalten, worin Hein
vortrug, wie wenig rathsam es sey, Krieg m
Kaiser anzufangen. Nach dem König nahm
der Connetable von Montmorency au
Ordnung das Wort, und stimmte gegen den
ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an
Vieilleville kam, der der ganzen Versamml
eine sehr kundige Art vorstellte, wie es d
der Krone erfordere, den deutschen Fürsten
stehen. Er eröffnete sodann dem König in G
was ihm der Graf Nassau anvertraut hätt
nämlich der Kaiser sich in Besitz von Metz,

onnetable, indem er ſich zu ihm wendete,
ſo eben bei Ablegung ihrer Stimme geäu-
ß, die Deutſchen eben ſo oft ihren Sinn
als ihren Magen leeren, und leicht eine
erei hinter ihrem Anerbieten ſtecken könne,
chte ich lieber mein ganzes Vermögen zu
n, als daß ihnen dieſes zu Ohren käme,
enn ſolche ſouveraine Fürſten, wie dieſe
avon einer dem Kaiſer bei ſeiner Wahl den
pfel, der die Monarchie anzeigt, in die
nd, der andere den Degen, um ſie zu ſchü-
hie rechte gibt, und der dritte ihm die
he Krone aufſetzt, weder Treu noch Glau-
ten; unter was für einer Race Menſchen
dieſe denn finden?"

ieſes wurde auch der Krieg beſchloſſen, und
des März 1552 ſollte die Armee auf der

König übergab dieſes ſchöne Korps dem jungen Eſpinay, Vieilleville's Tochtermann, welcher auch an der Spitze deſſelben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieſer Ausrüſtung; denn die andern Städte waren aufmerkſam geworden, und man fand ſie gerüſtet. Auch ließen die deutſchen Fürſten den König wiſſen, daß ihr Friede mit dem Kaiſer gemacht ſey. Dieſer Letztere hatte ſich kaum der einheimiſchen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Straßburg rückte, den Franzoſen die eroberten Grenzſtädte wieder wegzunehmen. Auf das erſte Gerücht dieſes Einfalls warf ſich der Herzog von Guiſe mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdün bekam der Marſchal von St. André zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Hrn. von Vieilleville beſtimmt hatte, hatte ſich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, ſo gern er Vieilleville belohnt hätte, und ſchickte dieſen nach Verdün, um dem Marſchal von St. André, deſſen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieſer Stadt gute Dienſte zu leiſten.

Vieilleville ließ Verdün ſehr befeſtigen, allein zu ſeinem größten Verdruß erfuhr man, daß

ußte, so viel möglich im Freien zu beun=
und sie in enge Grenzen einzuschließen.
t er dem Feind durch einige unvermuthete
: vielen Schaden. Er erfuhr, daß die
:ain in Lothringen, welches Land vom Kai=
en Franzosen für neutral erklärt war, den
en viele Lebensmittel zuführte, und be=
jer, sich von Estain Meister zu machen.
or die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu
:gleitet, deren Jeder einen Bedienten bei
; er selbst hatte vier Soldaten, als Be=
leidet, bei sich. Ein kleines Korps ließ er
: Entfernung ihm nachkommen, das auf
der Trompete herzueilen sollte. Vor dem
ß er den Maire und den Amtmann rufen,
te ihnen Vorwürfe, daß sie die Feinde der
terstützten. Sie entschuldigten sich damit,
un müssen, was ihre Herrschaft ihnen be=

„ler. Bläse, Trompeter, unterdessen ein lustiges „Stückchen, denn bald werdet ihr euch was zu Gute „thun.“ Die wenigen Lanzenknechte, so der Amtmann bei sich hatte, wollten zwar den Eindringenden den Eingang streitig machen, aber sie wurden übel zusammengestossen. Die vier Soldaten fliegen sogleich auf das Fallgatter, daß es nicht heruntergelassen werden konnte. Jetzt waren schon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Korps an, drang mit in die Stadt, und so waren sie Meister derselben. Zehn bis zwölf Spanier, unter anderm ein Verwandter der Herzogs von Alba, waren bei dem Amtmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer sich gerettet. Vieilleville war so aufgebracht darüber, daß er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen ließ.

Sechs Tage nach dieser Expedition überfiel er das Dorf Rongérieules, worin fünf Kompagnien Lanzenknechte und eben so viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutschen in dem Dorfe wurden überfallen, und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um sieben Uhr war Alles vorbei, und Vieilleville schon wieder auf dem Weg, so daß, als ein Theil der Armee des Markgrafen Alberts von Brandenburg gegen ihn ausrückte, sie nur das leere Nest fanden.

Vieilleville ging nach Verdün zurück, um seinen Leuten und sich Ruhe zu gönnen, denn er

chen lang bei ſtrenger Kälte in kein
en, hatte auch die Kleider nicht ab-
reute ihn ſehr, als er in die Haupt-
dün kam, die Fahnen, welche er dem
ommen und dem Marſchal von St.
ickt hatte, rechts und links in zwei
n zu ſehen. Er fügte dieſen noch die
n eilf Fahnen und Standarten bei,
hickten ſie dem König zweiundzwanzig

ren aber acht Tage verfloſſen, ſo kam
vom König an Vieilleville, durch
erhielt, ſich nach Toul zum Herzog
zu begeben und dieſem beizuſtehen,
ürchten ſey, daß der Kaiſer, der mit
rtig werden könnte, Toul belagern
möchte ſo viel Volk als möglich aus
ich nehmen, um den Herzog zu ver-
jedoch den Marſchal von St. André
hwächen; denn man wußte noch nicht
elchem von beiden Plätzen es gälte.
e nahm nur wenig Mannſchaft mit
ß die erfahrenſten Kapitains bei dem

andern Tag war Conſeil bei dem Her-
vers, worin beſchloſſen wurde, den
id Italienern, die in Pont-à-Mousson
r Anzahl lägen, auf alle nur mögliche
zu gehen, und ihren Streifereien ein

Ende zu machen. Vieilleville erbot ſich, ſeinen aus Verdün mitgebrachten Soldaten den Fang zu machen, und verſprach, die Räuberei welche jene Garniſon verübt hatte, reichlich zu gelten. Er ſchickte, gleich nach obiger Berathſ gung, einen ſeiner Vertrauten und Spione, d er zwei bei ſich hatte, heimlich nach Pont-à-Mous wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fra die man an ihn thun würde, antworten ſollte, auf was er ſorgfältig zu merken habe. Er ſ vorgeben, als gehörte er zum Hauſe der verwit ten Herzoginn von Lothringen, Chriſtine, e Nichte des Kaiſers, und habe von ihr Aufträge kaiſerliche Lager. Er ging ſpät aus, um eine tige Entſchuldigung zu haben, daß er dieſen nicht weiter reiste, damit er die Stärke der Fei und was ſie im Werk haben konnten, deſto eher decken möchte. Dieſer gewandte und entſchloſ Menſch machte ſich alſo, ohne daß Jemand et davon wußte, mit ſeiner gelben Schärpe, die lothringiſche Zeichen der Neutralität war, auf Weg, und kam in weniger als drei Stunden den Thoren von Pont-à-Mousson an. Man fr ihn, wo er herkomme? wo er hinwolle? was e verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte die Befehlshaber geführt zu werden, ſo gewiß er ſeiner Antworten. Da er vor ſie kam, (es w dieſe Don Alphonſo d'Arbolancqua, *Spanier, und* Fabricio Colonna, ein Röm

wußte er ihnen auch auf Alles ſo ſchicklich zu antworten, daß ſie ihn nicht fangen, noch ſeine eigentliche Beſtimmung entdecken konnten. Er bat ſich um die Erlaubniß aus, in ſein Logis zu gehen, und fragte, ob ſie nichts bei Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu beſtellen hätten? Er hoffe morgen dort zu ſeyn, und würde ihnen treue Dienſte leiſten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist ſey, ob er nicht wiſſe, daß Truppen von Verdün angekommen, die ein gewiſſer Vieilleville angeführt. Hierauf fing er an: „O dieſe verdammte franzöſiſche Kröte! Neulich ließ er zu Eſtain, das er überfiel, einen meiner Brüder hängen, der bei meinem Onkel, dem Amtmann war, weil er Spanien über die Stadtmauer geholfen hatte. Daß ihn die Peſt treffe! Mich koſtet es mein Leben, oder ich räche mich an ihm; denn die Ungerechtigkeit war zu groß, da wir doch Alle verbunden ſind, dem Herrn, dem wir dienen, Alles zu thun, wie dieß der Fall bei dem Kaiſer und meiner Gebieterinn iſt. Denn wenn zwei dieſer Herren wären gefangen worden, ſo hätte man viele heimliche Geſchäfte von Sr. kaiſerlichen Majeſtät erfahren. Und dieſer Wütherich hat meinen Bruder tödten laſſen, und er hatte keine weitere Farbe, ſeine Uebelthat zu beſchönigen, als daß ſie die Neutralität gebrochen hätten. Verdammt ſey er auf Ewig!“

Fabricio Colonna und Don Alphonſo,

die um Vielleville's Expeditionen recht gut wußten, und besonders diesen letzten Umstand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und versprachen ihm, den Tod seines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was sie ihm sagten. Er antwortete darauf: daß er auch sein Leben dabei nicht schonen würde; aber er bitte sie, vorher zum Kaiser gehen zu dürfen, um die Botschaft seiner Gebieterinn zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil," sagte er, „meine Botschaft gewisse Staatsgeheimnisse des „Königs von Frankreich enthält. Würde ich nun mit „Briefen ertappt, so könnte ich die ganze Provinz „ins Unglück stürzen, denn durch dieses ist die Neu„tralität verletzt, und ich wäre in Gefahr, gefangen „oder wenigstens gefoltert zu werden." Sie ließen sich mit diesem zufrieden stellen, und da sie ihn schon gewonnen glaubten, ihn in sein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem frühesten Morgen zu öffnen, ohne sich um seine Geschäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tages zeigt er sich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht ins Lager, bleibt daselbst den ganzen Tag, und weiß den Herzog von Alba so einzuschläfern, daß er sogar einen Brief von ihm an Fabricio und Alphonso, ihre Geschäfte betreffend, erhält, worin ihnen besonders aufgetragen wird, auf einen gewissen französischen Befehlshaber,

Vieilleville, der dem Lager des Mark-
lbert sehr vielen Schaden zugefügt, und
rn Nachrichten zu Folge seit zwei Tagen
pen in Toul angekommen, aufmerksam zu
rzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer
iefs an, dessen Eifer für den Dienst Sr.
bekannt sey. Sie sollten daher keinen An-
men, ihn zu gebrauchen.
nach Empfang des Briefs lobten ihn diese
Herren sehr, und sagten ihm, daß er gar
hig gehabt hätte, das Certifikat seiner
n Herzog von Alba mitzubringen, denn
n schon hätten sie sich durch seine Reden
, daß er kaiserlich gesinnt sey. Wenn er
en wollte, sollte er nur alles Mögliche an-
den Feldherrn Vieilleville, der dem
Markgrafen so geschadet habe, in ihre
bringen. Er antwortete darauf, daß er
deres verlange, wenn er es dahin bringe,
: ihn umbringen dürfe, damit er ihm das
dem Leibe reiße, um sich wegen Ermor-
es Bruders zu rächen. Er forderte sie
auf, ihm als treuen Diener des Kaisers
t bei dieser Unternehmung beizustehen,
Bruder sey im Dienst Sr. kaiserlichen Ma-
ngt worden.
die diesen Eifer mit Thränen begleitet sa-
i diese hatte er in seiner Gewalt, zweifel-
ar nicht *mehr*, *umarmten* ihn, und Don

Alphonso will ihm eine goldene Kette, funfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieses Geschenk mit Unwillen, und sagt: daß er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Fürsten einen ausgezeichneten Dienst geleistet, und bei einer andern Gelegenheit als hier, wo sein eigenes Interesse am meisten im Spiel sey, denn er habe hier sein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er sie, nicht weiter in ihn zu dringen, und ihm nur freie Hand zu lassen. Nur sollten sie ihm jetzt erlauben, sich seiner guten Gebieterinn sogleich zu zeigen; er verspreche auf seiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine so edelmüthige Weigerung, das Geschenk anzunehmen, und alle die schönen Worte brachten Don Alphonso und Fabricio ganz in die Schlinge, so daß sie seine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie ließen ihn jetzt abreisen, um ihn bald wieder zu sehen.

Er machte sich nun sogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurück, der ihn schon für verloren hielt, denn er war schon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und seltsame Kriegslist ein, welche er auch sogleich ins Werk setzte, ohne einen Menschen dabei zum Vertrauten zu machen. Er instruirt ihn nach Pont-à-Mousson zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach Condé sur Moselle

:de, um mit seiner Gebieterinn, die da-
aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen;
erzoginn fürchte, wenn der Krieg zwischen
und dem Kaiser noch lange dauern sollte,
e ihren Sohn das Piemonteser-Stückchen
en (ihn, wie den Herzog von Savoyen,
Land bringen); er solle aber ja sich der
Worte bedienen. Er solle noch hinzu-
ß Vieilleville, der die Garnison von
Mousson fürchte, hundert und zwanzig
nd darunter einige gepanzerte zur Beglei-
sich nehmen würde. Er brauche übrigens
ehr zu eilen, damit Vieilleville Zeit
e Anstalten zu machen, und könne er nur
nlichen Schritt seines Pferdes reiten.
Nachts um eilf Uhr ritt der Kundschafter
kam um zwei Uhr nach Mitternacht bei
iern in Pont-à-Mousson an, welche durch
richt in ein frohes Erstaunen gesetzt wer-
t möglichster Schnelligkeit machen sie ihre
diesen glücklichen Fang zu thun, an dem
ht mehr zweifelten. Die ganze Garnison,
einmal so stark war, als der Feind, dem
ntgegenführte, mußte ausreiten, so daß
funfzig Schützen in der Stadt zurückblieben,
hielt sich des Sieges schon für g wiß.
leville hatte indessen, sobald der Kund-
us den Thoren von Toul war, alle seine
e bei dem Herzog von Nevers zusammen-

berufen und ihnen erklärt, daß er ein muthiges
ternehmen vorhabe, wobei sie sich aber nicht
drießen lassen müßten, zehn Stunden zu Pferde
zubringen. Er versicherte ihnen, es würde da
etwas herauskommen, und sie viel Ehre und V
theil davon tragen. Alle waren es zufrieden,
machten sich sogleich bereit. Sie zogen aus
Stadt hinaus, ritten dritthalb Stunden lang
an die Brücke, gegen das Holz von Rouzleres. H
vertheilte Vieilleville die Truppen, und le
sie an verschiedene Plätze in Hinterhalt. Er sel
hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebe
und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitei
Landleute oder Wanderer, wurde festgehalten,
mit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald m
den Feind sähe, sollte man machen, was er mac
die Trompeter sollten auf Gefahr ihres Kopfes ni
blasen, bis er es befähle. Noch muß man bem
ken, daß er in der Abwesenheit seines Kundschafte
sich in der ganzen Gegend umgesehen hatte,
die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfal
ner Soldat seinen Hinterhalt am besten anleg
könnte.

Nachdem Alles auf diese Weise angeordnet w
verflossen kaum drei Stunden, als der Feind
zeigte. „Wenden wir uns um nach Toul zurü
„sagte Vieilleville, als wenn wir fliehen wo
„ten, jedoch in langsamem Schritte, und fangen
„an uns in Gallop zu verfolgen, so gallopiren n

. So wie ſie den Hinterhalt hinter ſich ſa=
ommandirt Vieilleville: Halt! und läßt
ompeter blaſen. Zugleich machen ſie Frente
en Feind, und rüſten ſich zum Angriff. Au=
lich bricht nun auch der Hinterhalt hervor,
: und zwanzig Pferde von der einen Seite,
leichte Reiter von der andern, von einer
zweihundert Schützen zu Pferde, die unter
unglaublichen Schreien und Trommelgetöſe
m Rennen daherſprengen, welches die Feinde
raſchte, daß ſie ganz beſtürzt: Tradimento!
ento! riefen. Unterdeſſen warf Vieille=
lles nieder, was ihm entgegen kam. Schüſſe
von allen Seiten, daß man nur ſchreien hörte:
icordia, Signor Vieillevilla. . . Buona
a, Signori Francesi. Der Kugelregen warf
ien Haufen Menſchen und Pferde dahin, ſo
eilleville das Gefecht und Gemetzel auf=

fangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück seiner Kameraden nach Pont-à-Mousson hätte berichten können.

Nach dieser tapfern und siegreichen Unternehmung schickte Vieilleville einen Theil seiner Leute, nebst dem gefangenen feindlichen Anführer, zum Herzog von Nevers zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen wurden an einen sichern Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standarten, ließ er dem Herzog sagen, könne er noch nicht mitschicken, da er sie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn käme. Als man in ihn drang, zu sagen, was dieß für ein Unternehmen sey, antwortete Vieilleville: er sey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe sie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie Fabricio Colonna, der ihn an seinen Kundschafter geschenkt habe, um ihn zu tödten, und jetzt selbst von seiner Gnade abhänge.

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieilleville seinen Kundschafter und sagte ihm: „Nimm meine „weiße Standarte, meinen Kopfhelm und meine „Armschienen, und gehe nach Pont-à-Mousson. „Bist du eine Viertelstunde von der Stadt, so fange „an zu galoppiren und rufe Victoria, sage, daß „Colonna den Vieilleville und sein ganzes „Korps geschlagen, und daß er ihn mit dreißig oder „vierzig andern französischen Edelleuten gefangen „bringe. Zeige ihnen zum Wahrzeichen meine Waffen.

„Hier haſt du vier unbekannte Diener, die dir ſie „tragen helfen. Nimm noch einen Bündel zerbro„chener Lanzen mit dem weißen franzöſiſchen Fähn„chen, um deine Rede zu unterſtützen. Zeige ihnen „ein recht fröhliches Geſicht und ſchimpfe auf mich, „was du nur immer kannſt, daß du in zwei Stun„den mein Herz aus dem Leibe ſehen müßteſt, wenn „ich es nicht mit zehntauſend Thalern auslöste. „Vergiß aber nicht, ſobald du im Thor biſt, auf „daſſelbe zu ſteigen, als wollteſt du meine Feldzei„chen daſelbſt aufhängen, und halte dich bei dem „Fallrechen und Fallbrücken auf, daß man ſie nicht „niederlaſſe. Gott wird das Weitere thun.“

Salligny, ſo hieß der Kundſchafter, machte ſich friſch auf, um ſeinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdeſſen befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schützen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und ſonſt Alles, was ſie von *kaiſerlichen* oder burgundiſchen Zeichen an ſich tragen, anzulegen. Von den eroberten ſpaniſchen Standarten gab er eine dem Herrn von Montbourger, die andere dem von Thuré und die dritte dem von Mesnil-Barré, mit dem Befehl, alle die, ſo aus der Stadt herauskämen, um die franzöſiſchen Gefangenen zu ſehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner ſeyen. Vergäße aber Don Alphonſo ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt den Platz verließe, um dem *Colonna* über einen ſo wichtigen

Sieg Glück zu wünſchen, ſo ſollten ſie ihn feſthalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas Anderes zu Leid zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, ſagte er, die Stadt iſt unſer, wenn ſich Niemand verräth.

Jedermann ſtand erſtaunt da, denn er hatte ſich Niemand vorher entdeckt, und wußte man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundſchafter abſchickte. Dieſer ſprengte, ſobald er ſich der Stadt näherte, mit ſeinen vier Waffenträgern im Gallop an, und rief: „Victoria, Victoria! der verdammte „Hund von Franzmann, der Vieilleville, und „ſeine Leute alle ſind geſchlagen. Fabricio führt „ihn gefangen dem Don Alphonſo zu. Hier ſind „ſeine Waffen, ſeine Armſchienen, ſein Feldzei „chen. Mehr als hundert Todte liegen auf den „Platz, die Andern alle ſind geſchlagen oder verwur „det. Man hätte ſie Alle ſollen in Stücken haue „wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre. Vi „toria, Victoria!“

Die Freude unter den Soldaten war ſo groß, d die Wenigen, ſo zurück geblieben, die Zeit nicht warten konnten, Vieilleville zu ſehen, Fabricio alle Ehre zu erzeigen; denn man z felte gar nicht an der Wahrheit. Don Alpho ſobald er die Waffen und Armſchienen, eines ſ zen würdig, ſo viele Lanzenſtücke und weiße Sta ten ſahe, fragte weiter nicht, ſondern ſetzte ſ

pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem
fabriclo entgegen. Orvaulx und Olivet, ganz
oth gekleidet, kommen ihm mit dem Geschrei entge-
en: Victoria, Victoria! los Franceses son todos
natados (die Franzosen sind alle getödtet). Al-
honso, dem dieses Geschrei und die Sprache gar
ohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf einmal
llen sie über ihn her, umringen ihn, machen Alles
ieder, was er bei sich hat, selbst die Bedienten,
nd nehmen ihn gefangen. Es kamen der Reihe
ach immer Mehrere nach, aber Alle hatten dasselbe
chicksal.

Nun befahl Vieilleville dem Mesnil-
Barré, dem Don Alphonso die Standarte,
elches gerade die von seiner Kompagnie war, in
le Hand zu geben, und ihn zwischen den zwei An-
ern reiten zu lassen. Einer, Namens le Grec,
er spanisch redete, mußte ihm sagen, daß, wenn
r bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Vic-
oria schrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme,
Mesnil-Barré sollte dieses ausführen. Alles
ng jezt an zu gallopiren, als man einen Büchsen-
huß von den Thoren war. Le Grec war voran,
r auf Spanisch Wunder erzählte, so daß die Gar-
son, die ächt spanisch war, als sie Alphonso
nter den Gallopirenden und Schreienden sah, Platz
achte und Alles herein ließ. Man ließ ihnen aber
cht mehr Zeit die Brücke aufzuziehen, denn plötz-
ch änderte man die Sprache, und hieb sie Alle zusam-

men. France, France! wird gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und besetzen die Thore, und so ist Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derselben einen unerwartet großen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzoginn von Lothringen durch den Fluß hatte heimlich hinschaffen lassen, um unter der Hand die Armee des Kaisers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alphonso anbetrifft, so fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf seinem Bette ausgestreckt. Vincent de la Porta, ein Neapolitanischer Edelmann, dem er von Vieilleville war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, sich auszukleiden, ob er gleich sehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an seinem Tode seyn, denn der Edelmann und sechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein so großes Feuer, daß man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, sich so leichtsinnig in die Falle gestürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltsamer Weise nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor seinem Herrn jemals zu erscheinen, der ohnedem schon gegen alle Feldherren und vornehmen Officiere seiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog von Alba den Tag vor seiner Gefangennehmung geschrieben hatte; denn dieses war der Inhalt des Briefs, den le Grec *ins Französische* übersetzte, wo einige lächerliche

rkommen. Der Brief fing nach einigen Ein-
omplimenten alſo an:
r Kaiſer, der wohl wußte, daß die Breſche
tz) ziemlich beträchtlich ſey, aber keiner ſel-
ciere ſich wagte, hineinzudringen, ließ ſich
Soldaten dahin tragen, und fragte, da er
en, ſehr zornig: „Aber um der Wunder
willen! warum ſtürmt man denn da nicht
? Sie iſt groß genug und dem Graben gleich,
fehlt es denn, bei Gott?“ Ich antwortete
ir wüßten für ganz gewiß, daß der Herzog
ſe hinter der Breſche eine ſehr weite und
erſchanzung angelegt habe, die mit unzäh-
uerſchlünden beſetzt ſey, ſo daß jede Armee
Grund gehen müßte. „Aber, beim Teufel!“
Kaiſer weiter fort, „warum habt Ihr's nicht
en laſſen?“ Ich war genöthigt, ihm zu
n, daß wir nicht vor Dürren, Ingolſtadt,
noch andern deutſchen Städten wären, die
ergeben, wenn ſie nur berennt ſind, denn
r Stadt ſeyen zehntauſend brave Männer,
bis achtzig von den vornehmſten franzöſiſchen
und neun bis zehn Prinzen von königlichem
wie Se. Majeſtät aus den blutigen und
n Ausfällen, bei denen wir immer verloren,
könnten. Auf dieſe Vorſtellungen wurde er
zorniger und ſagte: „Bei Gott, ich ſehe
daß ich keine Männer mehr habe; ich muß
h von dem Reich, von allen meinen Planen,

„von der Welt nehmen, und mich in ein Kloſter zu-
„rückziehen; denn ich bin verrathen, verkauft, oder
„wenigſtens ſo ſchlecht bedient, als kein Monarch es
„ſeyn kann; aber bei Gott, noch ehe drei Jahre um
„ſind, mach' ich mich zum Mönch." —

„Ich verſichere Euch, Don Alphonſo, ich hätte ſogleich ſeinen Dienſt verlaſſen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn iſt er bei dieſer Belagerung übel bedient worden, ſo muß er ſich an Brabancon, Feldherrn der Königinn von Ungarn halten, der dieſe Belagerung hauptſächlich kommandirt, und gleichſam als ein Franzoſe anzuſehen iſt, ſo wie auch die Stadt Metz im franzöſiſchen Klima liegt; und er rühmte ſich überdieß ein Verſtändniß mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudolches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, ſeyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer ſtärkſten Seite angegriffen, unſere Minen ſind entdeckt worden, und haben nicht gewirkt. So iſt uns Alles übel gelungen, und gegen alle Hoffnung ſchlecht von Statten gegangen. Wir haben Menſchen und Wetter bekriegen müſſen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um ſeine Halsſtarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und ſeine Fehler. Alle Tage ſieht er ſein Fußvolk zu Haufen dahin ſtürzen, und beſonders unſere Deutſchen, die im Koth bis an die Ohren ſtecken. Schickt uns doch ja die eilf Schiffe mit Erfriſchungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen

), da er ſchon lange her ſeine Tapferkeit
)lagenheit kennt, ſo daß er ſogar ſagt,
)äre er jetzt König von Frankreich, denn
ie Provence, ins Königreich eingedrun-
Vieilleville ihm zuvor gekommen,
ſich durch eine feine Kriegsliſt von Avig-
r gemacht, daß der Connetable ſeine Ar-
ımenziehen konnte, die ihn hinderte,
ıubringen. Ich gebe Euch davon Nach-
meinem Verwandten, denn es ſollte mir
wenn unſere Nation, die er jedoch weni-
igt und in Ehren hält als andere, dem
: Urſache zur Unzufriedenheit gäbe u. ſ. f.“
g dieſes Briefes war es klar, welches
lrſache ſeines Todes geweſen, denn Al-
atte gegen alle darin enthaltenen Punkte

Habert, ſchickte man ins kaiſerliche Lager, um aufmerkſam zu ſeyn, wenn der Herzog von Alba etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war ſehr ſchlecht befeſtigt, und Vieilleville war der Meinung, ſie lieber ſogleich zu verlaſſen, als zu befeſtigen, um die Neutralität nicht zu verletzen, und dem Kaiſer keine Urſache zu geben, ſich der andern Städte von Lothringen zu verſichern.

Den andern Tag ſchlug Vieilleville vor, unter dem Schutz der kaiſerlichen Feldzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen, und ſo die Feinde anzulocken. Der Herzog von Nevers wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabei ſeyn; doch überließ er Vieilleville alle Anſtalten und das Kommando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die ſie für Spanier und Deutſche hielten. So kamen ſie bis Corney, den halben Weg von Pont-à-Mousson nach Metz und nur zwei kleine Stunden vom kaiſerlichen Lager. Da ſie nichts fanden, trug Vieilleville, ungeachtet ſie nicht ſicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf dieſem Weg trafen ſie ein großes Convoy von ſechszig Wagen unter einer Bedeckung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu ſpät, um nach Pont-à-Mousson zurückzukommen, denn

ſie

uf vier Stunden entfernt, und es ſchneite
tlich ſtark. Es wurde daher beſchloſſen,
zu übernachten, obgleich ein ſehr unbe-
achtquartier daſelbſt war. Gleich den an-
gen wurde wieder ausgeritten; dießmal
auf ſechs Wagen mit Wein und andern
en Lebensmitteln, welche die Herzoginn
gen dem Kaiſer, ihrem Onkel, für ſeine
tte. Acht Edelleute und zwanzig Mann
dieſe Leckerbiſſen, worunter unter an-
Rheinlachſe und die Hälfte in Paſteten
Sie ſie die rothen Feldzeichen ſahen, rie-
a kommt die Eskorte, ſo uns der Kaiſer
ickt! Wie groß war aber nicht ihr Erſtau-
e auf einmal rufen hörten: France! und
ten genommen wurden.
on den gefangenen Edelleuten, Namens
ourt, fragte: „ob dieſer Trupp nicht dem
on Vieilleville zugehörte.“ War-
e Vieilleville ſelbſt. „Weil er es
Pont-à-Mousson mit den kaiſerlichen
en eingenommen hat, worüber der Kai-
ordentlich aufgebracht iſt. Ich war ge-
ſeinem Lever, und ich hörte ihn ſchwören,
n er ihn ertappte, er ihm übel mitſpielen
Dieſer Verräther Vieilleville, ſagte
mit meinem Feldzeichen Pont-à-Mousson
nmen, und mit kaltem Blut meinen ar-
on Alphonſo *umgebracht*, auch alle

„batin befindlichen Kranken tödten lassen, und die
„bensmittel, die für mich bestimmt waren, weg
„nommen. Aber ich schwöre bei Gott dem Leben
„gen, daß, wenn er jemals in meine Hände fa
„ich ihn lehren will, solche Treulosigkeiten zu be
„hen, und sich meines Namens, meiner Wa
„und Zeichen zu meinem Schaden zu bedienen. Ni
„der mächtigste und tapferste Fürst müßte auf di
„Art hintergangen werden. Er soll versichert sey
„daß ihm nichts Anderes bevorsteht, als gespießt
„werden, und verdamm' ich ihn von diesem Augen
„blik an zu dieser Strafe, wenn ich ihn betrüm
„Und ihr Andern, euch mein' ich, die ihr mi
„Heer kommandirt, was für Leute seyd ihr, daß
„nichts gegen diesen Menschen unternehmt? Be
„ich hörte noch gestern von Jemand, der mir er
„ist, daß er noch immer alle Tage mit seinen Sc
„daten herumstreift in rothen Schärpen mit d
„spanischen und burgundischen Feldzeichen, mit
„welchen er viele Tausend meiner Leute ermord
„denn Niemand setzt ein Mistrauen darein. Bei
„Teufel auch, seyd ihr Leute, so etwas zu ertrage
„und liegt euch meine Ehre und mein Dienst mi
„besser am Herzen?" Auf diese zornige Aeußerun
entstand unter den Prinzen und Grafen, die in se
nem Zimmer waren, ein Gemurmel, und sie en
fernten sich voll Zorn. Vielleicht mag sich
Acht nehmen: denn sie sind sehr giftig auf ihn, b
sonders die Spanier, wegen des Don Alphon

Niemand ſeinen Tod befördert hätte.
ville würde lieber wünſchen, niemals
haben, als ſich einer ſolchen That ſchuldig
Er fürchte ſich jedoch nicht vor des Kal-
ungen. Seine Ehre erfordere, zu bewei-
es eine Unwahrheit ſey, ihn einer ſolchen
chkeit zu beſchuldigen. Vignauevurt
dieſen Reden, daß Vieilleville mit
, auch winkten ihm die Andern zu, daher
ter fortfuhr.
eſes beſchloß Vieilleville mit dem
n Nevers ſich zurückzuziehen. Kaum
eine halbe Stunde von Corney, als Ha-
ergeſprengt kam, und ſie warnte, ja nicht
zu übernachten; denn der Prinz von In-
kamie mit dreitauſend Schützen und tau-
en gegen Mitternacht an, indem er dem
chworen, Vieilleville lebendig oder

die ihr hier seyd, sprach er dann mit erhöhter Stimme, meinen Entschluß unterstützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch List und Ueberfall. Er nimmt darauf die rothen Standarten, und reißt sie in Stücken, befiehlt den spanischen Schärpen zu verbergen, und die französischen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, sie wollten zu seinen Füßen sterben, und zerrissen Alles, was sie Rothes an sich hatten. Der Herzog von Nevers stellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit sey, in einem Dorfe, das keine Befestigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, sich zu halten. Das ist Alles Eins, antwortete Vieilleville, ich weiß, womit ich sie schlage, oder sie wenigstens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buschholz und links diesen Wald; in jedes verstecke ich zweihundert Pferde, die sollen ihnen unversehens auf den Leib fallen, wenn sie im Angriff auf unser Dorf begriffen sind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, so würden sie davon müssen. Lassen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes hoffe ich Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt seyn.

Da der Herzog von Nevers sahe, daß er nicht abzubringen sey, bestand er darauf, bei dieser Unternehmung zu bleiben, welche Vorstellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Es wurde beschlossen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranstalten; sie waren nur noch tausend Schritt

tfernt, als ſie einen Mann durch das grüne
er laufen ſahen, worauf ſie Halt machten.
der Maire von Villeſaleron, der ihnen
Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer ſagte, daß
ten ſollten, denn auch der Markgraf Al-
Brandenburg rückte mit viertauſend Mann
zweitauſend Pferden, und ſechs Kanonen
)orf an. Auf dieſes waren ſie, zu großem
von Vieilleville, genöthigt, das Dorf
en. Die acht lothringiſchen Edelleute wur-
elaſſen. Noch beim Weggehen ſagte Vig-
rt, er wundere ſich gar nicht, wenn
ville ſolche Dinge ausführte, da er ſo
h bedient ſey, denn er wolle verdammt
an er nicht Jenen, Namens Habert, im
des Kaiſers geſehen habe, wo er vorgege-
ß er vom Oberſt Schertel geſchickt ſey,
n krank in Straßburg verlaſſen habe. Und
ehten, den Maire, habe er vor vier Ta-
t und Wein in des Markgrafen Lager ver-
hen.

Sonntag darauf, den 1ſten Januar 1553,
ieilleville durch Deſerteurs, daß der
e Belagerung von Metz aufgehoben.
lleville lebte jetzt drei Monate ruhig
m Gut Dureſtal, und erholte ſich von den
keiten des Krieges. Unterdeſſen hatte
bei Hofe das Gouvernement von Metz,
Herr von Gonnor gegenwärtig komman-

dirte, zugedacht; besonders verwendeten sich für i
der Herzog von Guise und von Nevers
Augenzeugen seiner Thaten vor Metz. Allein
Connetable warf sich auch hier dazwischen, und stel
vor, daß man Herrn von Gonnor, der die
lagerung ausgehalten habe, nicht abstehen kön
und es Vieillevillen lieber seyn würde, w
ihn der König zu seinem Lieutenant in Bretag
machte, wo er seine Familie und Güter hätte. D
der Herzog von Estampes, jetziger Gouverne
von Bretagne, sey sehr krank, es würde sodann
Herr von Gyé, sein Lieutenant, ihm folgen, u
Vieilleville dessen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Ta
nach Ostern 1553 durch den Sekretär Malestre
heimlich benachrichtigt, um sich auf eine Entsch
ßung gefaßt zu halten. Das Schreiben vom K
vom 2 sten April 1553 kam auch wirklich an,
war so abgefaßt, wie es der Connetable ge
hatte. Vieilleville antwortete dem König
ehrerbietig, wie ihn hauptsächlich vier Ursachen
derten, diese Gnade anzunehmen. Erstli
Estampes nichts weniger als gefährlich kran
würde dieses Beide von einander entfernen,
jetzt in gutem Vernehmen stünden; überdem
ja selbst zwei Jahre älter als Herzog von E
pes. Zweitens habe er sehr viele Ve
und Freunde, die sich vielleicht auf ihre V
schaft stützen, und sich gegen die Gesetze

ten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkei-
ſtreng verfahren müßte, und doch würde es
leid ſeyn, ſeine Bekannten als Verbrecher be-
elt zu ſehen. Drittens ſey er gar noch nicht
n Jahren, um ſich in eine Provinz verſetzt zu
, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun
als am Ufer ſpazieren zu gehen, und die Ebbe
Fluth zu beobachten. Er habe erſt zwei und
ig Jahre, und hoffe noch im Stand zu ſeyn,
Majeſtät vor dem Feind zu dienen. Es würde
viertens zu hart vorkommen, unter dem
n von Gyé zu dienen, der ein Unterthan von
ſey, und mit dem er nicht ganz gut ſtehe. Er
, daß Se. Majeſtät ihm das Gouvernement
Metz zugedacht, und er ſey verwundert, wie
ſich ſo zwiſchen den König und ihn werfen, und
vereiteln könne, was ihm dieſer beſtimmt

Als der König dieſen Brief geleſen, wurde er
ebracht, daß man ihm ſo entgegenſtünde, ließ
Tonnetable rufen, und ſagte ihm ſehr beſtimmt,
Villeville das Gouvernement von Metz
n ſolle. Gonnor ſolle ſogleich aus Metz her-
und Villeville dahin abgehen, welches
auch geſchah. Er brachte eine ſehr ausgedehnte
macht mit, wodurch er über Leben und Tod zu
en hatte, und die Kommandanten von Toul
Verdún ſo eingeſchränkt wurden, daß ſie gleich-
nur Kapitäns von ihm waren. Er hatte den

Sold der Garniſon auf zwei Monate mitgebr
und ließ ihn austheilen, jedoch ſo, daß Mann
Mann von dem Kriegskommiſſär verleſen wu
wie ſie in den Liſten ſtanden. Sonſt hatten die
pitäns die Löhnung für ihre Kompagnien erha
und manche Unterſchleife damit getrieben.
Einwohner von Metz gewannen hierbei viel, d
ſonſt ganz von der Gnade des Kapitäns abhin
wenn ein Soldat ihnen ſchuldig war. Nachdem
Gonnor Alles, was in den Arſenalen war, ü
geben hatte, verließ er Metz, und empfahl Vi
levillen beſonders den Sorgentmajor von
Stadt, den Kapitän Nycollas, und den Pre
Namens Maurés; er lobte ſie außerordentli
ihrer Gegenwart, woraus Vieilleville ſog
ein Mißtrauen ſchöpfte, das er aber keines
merken ließ.

Er fand die Garniſon in großer Unordnung
war ſtolz dadurch geworden, daß ſie gegen eine
mächtigen Kaiſer eine Belagerung ausgehalten,
es verging keine Woche, wo nicht fünf bis ſ
Schlägereien vorfielen über den Streit, wer ſich
tapferſten gehalten hätte. Oft fielen ſie unter
Officieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten
theidigten; oft brachen ſich die Soldaten für
Officiere die Hälſe. Vieilleville war des
in großer Verlegenheit; er mußte fürchten, d
ſcharfe Befehle einen Aufſtand zu erregen, der
ſo gefährlicher war, als der Graf von Man

emburgiſchen, wo er kommandirte, und
Thionville, vier Stunden von Metz,
n hatte. Ueberdem waren die Einwoh=
voll Verzweiflung, denn nachdem der
abziehen müſſen, ſahen ſie wohl, daß
nzöſiſche Joch nicht wieder abſchütteln
eberdieß waren ſie auf eine unleidliche
rke Einquartierungen geplagt, denn es
iſtlicher, noch Adlicher, noch eine Ge=
, die davon befreit war. Auf der an=
ielt es Vieillieville gegen ſeine Ehre
, ſolche Ungezogenheiten fortgehen zu
er beſchloß daher, was es auch koſten
en Muth zu zeigen, und ſich Anſehen
m zu verſchaffen.

daher ſchnell alle Hauptleute verſam=
that ihnen ſeinen Vorſatz kund, wie er
die Befehle und die Strafen für den
zsfall würde verleſen laſſen, von denen
weß Standes er auch ſey, ſollte ausge=
n. Sie, die ihn wohl kannten, wie feſt
Sache bliebe, wenn er ſie reiflich über=
oten ihm auf alle Art die Hand hierzu;
ſie bei dieſer Gelegenheit den Wunſch
ß er weniger ſtreng in Vertheilung der
ung möchte geweſen ſeyn. Er ſtellte ih=
or, daß es ſchändlich wäre, ſich vom
ſchen zu laſſen, und dieſes Laſter ſich mit
der *Soldaten* nicht vertrüge. Ich bin

feſt entſchloſſen, ſagte er, auch nicht im Geringſten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit großer Feierlichkeit verleſen, beſonders auf dem großen Markt, wo alle Kavallerie mit ihren Officieren aufmarſchirt war; er ſelbſt hielt dort auf ſeinem ſchönen Pferd mitten unter ſeiner Leibwache von Deutſchen — ſehr ſchöne Leute, die ihm der Graf von Naſſau geſchickt hatte, mit ihren großen Hellebarden und Streitärten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieſes war ſeine Farbe, die ihm Frau von Vieilleville, als ſie noch Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieſes einen ſolchen Eindruck, daß in zwei Monaten keine Schlägerei entſtand, als zwiſchen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. Vieilleville nöthigte den Hauptmann, unter deſſen Kompagnie der noch lebende Soldat ſtand, dieſen, der ſich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo ſodann der Kopf erſt dem Getödteten, und ſodann dem andern Soldaten abgeſchlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Soldaten unter dem Vorwand Wildpret zu ſchießen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Straße anfielen, und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fing man drei derſelben, die ſogleich die Folter ſo ſtark bekamen, daß ſie ſieben ihrer *Halfershelfer* angaben. Er ließ dieſe ſogleich

aus ihren Betten ausheben, und war selbst bei dieſen Gefangennehmungen mit ſeinen Garden und Soldaten. Dieſe zehn Straßenräuber wurden in ſein Logis gebracht, hier vier beſtohlenen Kaufleuten vorgeſtellt, und ihnen, da ſie erkannt wurden, ſogleich der Proceß gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren ſchon drei davon gerädert, und die Uebrigen gehangen, ſo daß ihre Kapitäns ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieſes ein großes Schrecken in der Garniſon, das ſich dadurch noch vermehrte, als man ſah, daß er gegen ſeine Hausdienerſchaft noch ſtrenger war. Einer ſeiner Bedienten, der ihm ſieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, beſtürmt hatte, und einer ſeiner Köche, der ein Gaſthaus in Metz angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Stricken ſo gewippt, daß er Zeitlebens den Gebrauch ſeiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, ſondern ſie vorher auf den dazu beſtimmten Platz kommen zu laſſen.

Während der Belagerung hatten mehrere Officiere, während daß ſie die Männer auf die Wälle ſchickten, um daſelbſt zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauſet, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es ſey durch die *Kanonen* geſchehen, ſo daß

jetzt noch sechs und zwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Officiers und Soldaten versteckt hielten. Der vorige Kommandant hörte auf die Klagen, welche deshalb einliefen, nicht, theils weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abstellte, theils auch, weil er selbst ein solches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bei sich hatte, die er Frau von Gonnor nennen ließ. Jetzt, da man sah, wie gerecht und unparteiisch Vieilleville in Allem verfuhr, beschlossen die Anverwandten, eine Bittschrift einzureichen, und dieß geschah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Officier da gewesen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß sie ein halbes Jahr hätten hingehen lassen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, daß sie gefürchtet hätten, eben so, wie beim Herrn von Gonnor, abgewiesen zu werden. „In der That," versetzte er, „ich kann euch nichts weniger als lo„ben, daß ihr mein Gewissen nach dem meines Vor„fahren gemessen habt; jedoch sollt ihr, noch ehe „ich schlafen gehe, Genugthuung erhalten, wenn „ihr nur wißt, wo man die Euern versteckt hält." Hierauf versicherte einer, Namens Bastoigne, dem seine Frau, Schwester und Schwägerinn geraubt waren, daß er sie Haus für Haus wisse. „Nun gut," sagte Vieilleville, „geht jetzt nach „Hause, und Punkt neun Uhr des Abends sollt ihr „eure Weiber haben; ich wähle mit Fleiß eine solche „*Stunde*, damit die Nacht (es war im Oktober)

Eure und Eurer Verwandtinnen Schande verberge. Laßt euch indeſſen nichts bis zur beſtimmten Stunde merken, ſonſt könnte man ſie entfernen."

Er machte darauf die nöthigen Anſtalten, ſtellte gen Abend in den Hauptſtraßen Wachen aus, ließ nige Truppen ſich parat halten, und nun nahm er lbſt mit einiger Mannſchaft die Hausſuchung vor, wie ſie ihm von den Supplikanten beſtimmt wor= n war. Zuerſt ging er auf das Quartier des auptmann Roddes los, der die ſchöne Frau nes Notarius, Namens Le Coq, bei ſich hielt, ößt die Thüren ein und tritt ins Zimmer, eben s ſich der Kapitän mit ſeiner Dame zur Ruhe be= eben will. Dieſer wollte ſich Anfangs wehren; wie r aber den Gouverneur ſah, fiel er ihm zu Füßen nd fragte, was er befehle, und was er begangen? Bielleville antwortete: er ſuche ein Hühnchen, das er ſeit acht Monaten füttere. Der Kapitän, welcher beſſer handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), ſchwur bei Gott, daß er weder huhn, noch Hahn, noch Kapaun in ſeinem Hauſe habe, und keine ſolchen Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, ſelbſt Bielleville mäßigte ſeinen Ernſt, und ſagte ihm: Ungeſchickter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieſes den Augen= blick, oder morgen habt ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen. Ein dem Haupt= mann ergebener Soldat ließ unterdeſſen das Weib= chen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straße,

hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und, da er sich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdessen hatte sich die Frau, ihre Unschuld zu beweisen, zu ihrem Manne geflüchtet, und Villeville ließ, als er dieses hörte, den Kapitän Novidos, den man schon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuschlagen, wieder los. Als dieses die andern Offiziere hörten, machten sie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Anverwandten flohen. Villeville setzte die Haussuchung jedoch noch sechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß sich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren sieben adelige Familien, die sich ausschließend das Recht seit undenklichen Zeiten anmaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeister der Stadt zu wählen, welches ein sehr bedeutender Platz ist. Sie waren von diesem Vorrecht so aufgeblasen, daß, wenn in diesen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünschte, daß es eines Tages Oberbürgermeister von Metz oder wenigstens König von Frankreich werden möge. Villeville nahm sich vor, dieses Vorrecht abzuschaffen, und als bei einer neuen Wahl die sieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig seyn, antwortete er zur großen Verwunderung, daß es ihm schiene, als sollten sie vielmehr fragen, ob er eine solche Wahl ge-

nehmige, denn vom Könige ſolle dieſer Poſten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiſer, und er wolle die Worte: Von Seiten Sr. kaiſ. Majeſtät des heil. römiſchen Reichs und der kaiſ. Kammer zu Speier verloren machen, und dagegen die braven Worte: Von Seiten der Allerchriſtlichſten, der unüberwindlichen Krone Frankreich, und des ſouveränen Parlamentshofs von Paris ſetzen. Er habe auch ſchon einen braven Bürger Michel Prallion zum Oberbürgermeiſter erwählt, und ſie könnten ſich bei dieſer Einſetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende Oberbürgermeiſter, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu dieſem Schritt keinen Befehl vom König habe, ſank in die Kniee, und man mußte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten ſeiner Stadt, ſtarb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeiſter ſelbſt ein, und beſorgte die deshalb nöthigen Feierlichkeiten. Sowohl dieſe Veränderung als auch die Herbeiſchaffung der Weiber und Mädchen, nebſt mehreren andern Beweiſen ſeiner Gerechtigkeit gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten ſie geneigt, franzöſiſche Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm ſogar ſelbſt, daß eine Klagſchrift an die kaiſerliche Kammer im Werk ſey, und bezeichneten ihm *den Ort, wo ſie abgefaßt würde.* In

dieſem Quartier wurden auch des Nachts welche auf-
gehoben, eben als ſie noch an dieſer Klagſchrift ar-
beiteten. Der Verfaſſer und der, ſo die Depeſch
überbringen ſollte, wurden ſogleich fortgeſchafft, und
man hörte nie etwas von ihnen wieder; ſie wurden
wahrſcheinlich erſäuft, die Andern aber, ſo Edelleute
waren, kamen mit einem derben Verweis und einer
Abbitte auf den Knieen davon.

Aber nicht nur von Innen polizirte er die Stadt
Metz, auch von Außen reinigte er die umliegende
Gegend von den Herumläufern und Räubern, die
ſie unſicher machten. Alle Wochen mußten etliche
hundert Mann von der Garniſon ausreiten und in
den Feldern herumſtreifen. Er neckte die kaiſer-
lichen Garniſonen von Thionville, Luxemburg und
andern Orten ſo ſehr, daß ſie ſeit dem Mai 1552,
wo er ſein Gouvernement übernommen hatte, bis
zum nächſten Februar über zwölfhundert Mann ver-
loren, da ihm nur in Allem hundert und ſiebenzig
getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich
wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt.
Er trug aber auch beſondere Sorgfalt, daß immer
die Tapferſten zu dieſen Expeditionen ausgeſchickt
wurden, wählte ſie ſelbſt aus, nannte Alle beim
Namen, und war immer noch unter den Thoren,
dieſe Leute ihren Kapitäns anzubefehlen.

Um Vieilleville die Spitze zu bieten, bat
der Graf Mannsfeld, ſo in Luxemburg komman-
dirte, ſich von der Königinn von Ungarn, Regentinn
der

Niederlande, Verstärkung aus, und mit selbi-
wurde ihm der Graf von Mesgue zugeschickt.
n Mannsfeld konnte nichts ausrichten, und
aus Verdruß sein Kommando nieder, welches
Graf von Mesgue mit Freuden annahm, ob
m gleich übel bekam. Vieilleville war be-
ers durch seine Spione vortrefflich bedient;
tsächlich ließen sich die von einem burgundischen
, Namens Maranges, sehr gut dazu brau-
Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder
eine Versammlung auf funfzehn bis zwanzig
len in der Runde in Feindes Land, wo Vieil-
lle nicht zwei- bis dreihundert Pferde, und
so viel Mann Fußvolk dahin abschickte, um ih-
zum Tanze zu blasen. Schickte der Graf von
sgue diesen Truppen nach, um ihnen den
zug abzuschneiden, so erfuhr er es sogleich, und
ungesäumt ein anderes Korps aus Metz aufbre-
, um jenes zu unterstützen, und den Weg frei
nachen, bei welcher Gelegenheit oft die tapfer-
Thaten vorfielen, und immer die Feinde un-
gen.

Er bekam Nachricht, daß der Kardinal von
oncourt, Bischof von Metz, Vieles gegen
sammle, um sodann seine Beschwerden vor
Königs geheimes Conseil zu bringen. Nun
, sagte er, damit seine Klagschrift voll werde,
ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt.
ließ darauf die Münzmeister kommen, die des

Kardinals Münze schlugen (denn der Bischof von Metz hatte dieses Recht), und hielt ihnen vor, wie sie alles gute Geld verschwinden ließen, und schlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu schlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthschaften gerichtlich zerschlagen, indem es, wie er hinzusetzte, nicht billig sey, daß der König in seinem Reich einen ihm gleichen Unterthanen habe.

Es war dieses eine der nützlichsten Unternehmungen Vieilleville's, denn es gingen unglaubliche Betrügereien bei dieser Münzstätte vor; auch nahm es der König, als er es erfuhr, sehr wohl auf. Der Kardinal aber wollte sich selbst umbringen, denn er war sehr heftig, als er diese Veränderung erfuhr, und verband sich mit dem Herzog von Vaudemont, Gouverneur von Lothringen, um Vieilleville um sein Gouvernement zu bringen, in welchem Vorsatz sie auch der Kardinal von Lothringen, an den sie sich gewendet hatten, unterstützte.

Vieilleville bekam einen Kourier vom Sekretär Malestroit, der ihm bekannt machte, daß der Gouverneur des Dauphin, von Humieres, auf den Tod läge, und der König gesonnen sey, ihm die Kompagnie Gensdarmes zu geben, die jener besessen, daß aber der Connetable dagegen sey, und *sogar den jungen* Dauphin dahin gebracht habe,

dieſe Kompagnie für den Sohn ſeines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zuſatz, (ſo hatte es ihm der Connetable gelehrt) daß dieſes ſeine erſte Bitte ſey, welches dem König ſehr gefallen. Vieilleville aber, habe der Connetable vorgeſchlagen, ſollte man die Kompagnie leichter Reiter geben, welche Herr von Gonnor gehabt, und die in Metz ſchon liege. Vieilleville fertigte auf dieſe Nachricht, ohne ſich lange zu bedenken, ſeinen Sekretär in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worin er denſelben mit den nachdrücklichſten Gründen aufforderte, ſeinen erſten Entſchluß wegen der Kompagnie durchzuſetzen, und ſich von Niemand abwendig machen zu laſſen. Der Sekretär kam in St. Germain an, wie Humieres noch am Leben war, und der König nahm den Brief ſelbſt an. Nachdem er ſolchen geleſen, antwortete er: „Es „iſt nicht mehr als billig, er hat lang genug gewar„tet, ſeine treuen Dienſte verbinden mich dazu. „Ich gebe ſie ihm mit der Zuſicherung, es nicht zu „widerrufen, wenn der Andere ſtirbt, was man „auch darüber brummen mag.“ Vieilleville ließ ſich zugleich mündlich die Kompagnie leichter Reiter des Herrn von Gonnor für ſeinen Schwiegerſohn Eſpinay ausbitten. „Zugeſtanden,“ ſagte der König, „und das ſehr gern.“ Auch wurden ſogleich die Patente deshalb ausgefertigt.

Unterdeſſen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue *keine Ruhe; ſeine* Truppen gingen

oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiſerlichen heraus, ſo, daß der Graf ſogar einen Waffenſtillſtand unter ihnen verſchlug, worüber Vieilleville ſich ſehr aufhielt und zurückſagen ließ, daß ſie Beide verdienten, kaſſirt zu werden, wenn ſie als Diener in beſondere Kapitulationen ſich einließen; und daß er bei dieſem Vorſchlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat ſich gezeigt; er ſchicke ihn daher wieder auf die Univerſität von Löwen, wo er erſt ſeit Kurzem hergekommen. Der Graf war ſo beſchämt darüber, daß er Vieilleville bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deshalb geſchrieben, zurückzuſenden, welches Vieilleville ihm gern zugeſtand mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefiſche von Antwerpen dafür zu ſchicken, die dann auch ankamen, und unter großem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präſidenten Marillac, der nach Paris reiſen wollte, eine Escorte vom beſten Theil der Kavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon, und beſchloß, ſich hier für die vielen ihm angethanen Inſulten zu rächen. Er bereitete ſein Unternehmen ſo geheim vor, daß Vieilleville erſt Nachricht davon bekam, als ſie ſchon aus Thionville ausmarſchirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil ſeiner Reiterei aufſitzen und ſchickte zwei verſchiedene Corps unter den

Herrn von Espinay und von Dervoulx Ankunft ab. Beide waren jedoch nicht stärker als hundert und zwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen mußten sogleich ein kleines Schloß, Namens Dompchamp, wo schon funfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Kapitän La Planta lagen, besetzen. Er selbst ließ alle Thore der Stadt schließen, nahm die Schlüssel zu sich, und setzte sich unter das Thor, um von einer Viertelstunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmungen zu erhalten. Er verstärkte die Wachen, und einige Kapitäns mußten auf den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Kapitäns, nebst dem Herrn von Boisse und von Croze, waren dabei mit dreihundert Büchsenschützen und seiner Garde. Um neun Uhr ließ er sich sein Mittagessen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden ausgeschickten Korps die Nachricht an, daß sie die Feinde rekognoscirt, und acht Kompagnien zu Fuß, und acht bis neunhundert Pferde stark gefunden hätten, daß man einer solchen Macht nicht widerstehen könne, und sie sich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drei Stunden könnten sie da seyn, und erbäten sich Verhaltungsbefehle.

Bielleville nahm auf dieses, das einem Rückzug ähnlich sahe, einen schrecklichen Entschluß. Er ließ sechszig schwere Büchsen von ihren Gestellen herunternehmen, und lagerte sie den Stärksten seiner Garde auf. Dem Kapitän Croze befahl er, nun-

dert Büchsenschützen und zehn bis zwölf Tambour
mit sich zu nehmen, und sich in einem versteckte
kleinen Weiler bei Dompchamp ruhig zu verhalte
bis das Gefecht angegangen. Er selbst mit sein
vergoldeten Waffen schnallte seine Rüstung fest, u
zog aus der Stadt auf seinem Pferd Yvoy; d
Stadt überließ er dem Herrn von Boisse, v
dem er wußte, daß er sie wohl bewachen würde, we
er bleiben sollte. So zog er in schnellem Mars
von seinen siebenzig Musquetierern, deren jeder n
fünf Schüsse hatte, dahin, fest entschlossen zu bl
ben oder zu siegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen wa
traf er, als ein geschickter Soldat, die nöthig
Anstalten. Unter andern stellte er das Fußvolk zu
schen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachh
oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf für
hundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte
Schritt vorwärts und befahl, zuerst eine Salve
geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkt
Beide Korps treffen nun aufeinander; die Feind
glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, de
es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die Musquetie
verlieren indessen jeden Schuß. Vieilleville
an seiner Seite Espinay und Thevales, bring
ein, und werfen Alles vor sich nieder. Wüthe
fällt Croze mit seinen Tambours und Schütz
aus seinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flank
Der Chevallet La Rogue kommt von einer ande

Seite, und ſetzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk zurück gelaſſen, weil ſie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und jetzt von allen Seiten gedrängt, ſtürzten ſie auf ihre Infanterie zurück, die ſie ſelbſt in Unordnung brachten, da ſie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die ſich Vieilleville's Soldaten ſchnell ſchwungen und ſo nacheilten. Mehr als funfzehnhundert blieben auf dem Platz, die Uebrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; ſelbſt zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreie vor ſich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf von Mesgue hatte ſich durch die Wälder bis an die Moſel geflüchtet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fiſcherkahn nach Thionville ſich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein, und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen dieſe Feierlichkeit nach Thionville, und ſie konnten dort wohl vernehmen, wie ſehr man ſich in Metz freute.

Durch einen ſonderbaren Zufall geſchah es, daß gerade an dem Tag, wo er ſiegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Officier, den er ſogleich mit den Fahnen an den König abgeſchickt hatte, traf den Kourier vom *Hof auf dem* Weg an. Der Her-

zog von Nevers sollte ihm denselben umhängen; Vieilleville schlug es aber in einem sehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieses Gelübde gethan, als Franz der Erste selbst ihn zum Ritter geschlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Landes, Meßin, und der Prevot (General-Auditor), welche Herr von Gonnor Vieillevillen vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienst Männer ohne Ihresgleichen, und dabei in Metz sehr angesehen. Allein sie erlaubten sich mancherlei Betrügereien; sie ließen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wurden, heimlich gegen eine starke Geldsumme entwischen, und gaben vor, sie hätten die Kerl' ersäufen lassen, da sie des Hängens nicht werth gewesen. Man fing solch' einen angeblich Ersäuften wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene Beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, schon seit zwei Monaten im Gefängniß herumschleppten. Da es ihnen ernstlich befohlen ward, diesen Gefangenen hinrichten zu lassen, so wurde er in einem großen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht sehen konnte, daß er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Kruciſix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter stand, sprang er schnell herunter, ließ dem Henker den Mantel in der Hand, und rettete sich, ohne daß man je etwas

von ihm hätte sehen sollen. Es kam nun heraus, daß sie von einem Verwandten des Verurtheilten tausend Thaler erhalten hatten, wenn sie ihn entwischen ließen. Vieilleville war über Alles dieß sehr aufgebracht, ließ sogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Proceß machen. Sie bekamen die Tortur und gestanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden sie zum Tode verdammt, der Sergent-Major im Gefängniß erdrosselt und der Prevot und sein Schreiber auf öffentlichem Platz gehenkt.

Es gab zwei Franziskanerklöster in Metz, wovon in einem Observantiner-Mönche waren. Die Mönche waren meist alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Nyvelle. Der Pater Guardian besuchte dort oft seine Verwandten, und kam bei jeder Reise vor die Königinn von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz stand, auch viele Neuigkeiten aus Deutschland und Frankreich; kurz, er war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und zwanzig tapfere Soldaten, kleidete sie als Franziskaner, und ließ sie von Zeit zu Zeit paarweise nach Metz ins Kloster gehen. Unterdessen war verabredet, daß der Graf von Mezgue Verstärkung erhalten, und sich an dem Thor der Brücke Pisray zum Sturmlaufen zeigen sollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häusern durch eine ei-

gene Erfindung Feuer einlegen laſſen; Jedermann würde hinzulaufen, dieſes zu löſchen, und die Mönche ſollten ſich dann auf den engen Wällen zeigen, und den Soldaten heraufhelfen. Einige tauſend Soldaten von der Garniſon zu Metz würden ſich ohnedieß ſogleich empören, wenn ſie die Gelegenheit zu plündern abſähen, und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vieilleville! ſchreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloſter. Jetzt bekam aber Vieilleville von einem ſeiner geſchickteſten Spione aus Luxemburg Nachricht, daß die Königinn von Ungarn zwölfhundert leichte Büchſenſchützen, achthundert Pferde, und eine große Anzahl niederländiſcher Edelleute dem Grafen von Mesgue zuſchicke. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe zwar zwei Franziskanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen ins Kabinet gehen ſehen, habe aber nicht herausbringen können, wo ſie her geweſen, es habe nur geheißen, ſie ſeyen von Brüſſel her gekommen.

Vieilleville nahm ſogleich einige Kapitäne zu ſich und ging in das Franziskaner-Kloſter, ließ den Guardian rufen und fragte, wie viel er Mönche habe, ob ſie alle zu Hauſe ſeyen, er wollte ſie ſehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Obſervantinern, und fragt nach dem Guardian. Es *wird ihm geantwortet*, er ſey nach Nyvelle zum Lei-

chenbegängniß seines Bruders gegangen. Vieilleville will die Anzahl der Mönche wissen und sie sehen. Drei oder viere sagen, sie seyen in die Stadt gegangen, Almosen zu sammeln. Schon an ihrer Gesichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig sey. Er stellte sogleich Haussuchung an, und findet in dem ersten Zimmer zwei falsche Franziskanermönche, welche sich für krank ausgaben, und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette versteckt hatten. Unter Androhung eines sichern Todes gestehen sie sogleich, wo sie her sind, doch wüßten sie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und sie hofften dieses zu erfahren, wenn der Guardian von Luxemburg würde zurückgekommen seyn. Vieilleville ließ sogleich das Kloster schließen, und setzte einen vertrauten Kapitän mit starker Wache hin, dem er befiehlt, Alles herein, aber Nichts hinaus zu lassen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geschlossen, außer dem der Brücke Yffray, welches nach Luxemburg führt, und wo der Kapitän Salcede die Wache hatte. Hier begibt er sich selbst hin, entläßt alle seine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Kapitän Salcede ließ er sagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und sollte er die Nacht auf der Wachtstube zubringen, so müsse er die Person hineingehen sehen. Salcede sollte sein Essen unter das Thor bringen lassen, wie es wäre,

und hätte er nur Knoblauch und Rüben haben, er solle nur hereinkommen.

Salcede kam auch sogleich und brachte ein ganz artiges Mittagessen mit, das ihnen unter dem Thor gut schmeckte. Kaum hatten sie abgegessen, als die Schildwache sagen ließ, sie sähe zwei Franziskaner von Weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Hellebarde und stellt sich, von zwei Soldaten begleitet, selbst an den Schlagbaum. Die Mönche, die sich sehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache stehen zu sehen, steigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Kapitäns Salcede zu gehen; die zwei Soldaten mußten sie dahin bringen. Jetzt läßt er Alles aus diesem Quartier gehen, und er mit Salcede und seinem Lieutenant Ryolas bleiben allein da. Nun, Herr Heuchler, redet er den Guardian an, Ihr kommt von einer Konferenz mit dem Grafen von Mesgue. Sogleich bekennet Alles, was Ihr mit einander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet Ihr aber die Wahrheit, so schenke ich Euch das Leben, selbst, wenn Ihr das meine hättet nehmen wollen. In Euer Kloster könnt ihr nun nicht mehr, es ist voll Soldaten, und Eure Mönche sind gefangen; zwei haben schon bekannt, daß sie verkleidete Soldaten der Königinn von Ungarn sind. Der Guardian wirft sich ihm zu Füßen und giebt vor, daß diese zwei seine Verwandten seyen, und ihren *Bruder wegen* einer Erbschaft umgebracht; er habe

e unter Franziskanerkleider versteckt, um sie zu
tten. Indem ließ aber der bei dem Kloster wach-
abende Hauptmann melden, daß sechs Franzisla-
er in das Kloster eingetreten, die unter der Kutte
Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er, die Tortur
holen, damit der Guardian gestehe. Der Mönch,
r sah, daß Alles verrathen sey, besonders wie
m Vieilleville den Brief zeigte, so er von sei-
em Spion in Luxemburg erhalten, sagte dann,
aß man wohl sähe, wie Gott ihm beistehe, und
ie Stadt für ihn bewache, denn ohne diese Nach-
icht wäre Metz noch heute für den König verloren
gewesen, und in die Hände des Kaisers gekommen.
Alle zu dieser Expedition bestimmten Truppen seyen
nur noch sechs Stunden von Metz, in St. Jean,
und sie sollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz,
r gestand den ganzen Plan. Vieilleville über-
gab ihn jetzt dem Kapitän Ryolas, ihn zu binden,
und mit keiner Seele reden zu lassen.

Wie Vieilleville in allen unverhergesehenen Fällen sich schnell entschloß, so auch hier. Sogleich ruft er seine Kompagnie zu sich, und befiehlt dem Herrn von Espinay und von Lancque, eben dieses zu thun. Die Kapitäns St. Coulombe und St. Marie müssen sich mit dreihundert Büchsenschützen einfinden. Der neue Sergentmajor St. Chamans muß sogleich auf die Thore funfzig Büchsenschützen hinschaffen, mit der Weisung, solche nicht eher noch später als zwischen sechs und sieben

Uhr des Abends anstecken zu lassen. Die ganze Stadt war in Allarm; Niemand wußte, was werden sollte.

Jetzt, da Alles fertig war, sagte er: „Nun laßt „uns still und schnell marschiren, und so Gott will, „sollt ihr in weniger als vier Stunden seltsame „Dinge erleben." Er hatte einen sehr geschickten Kapitän, die Soldaten zu führen; diesen rief er zu sich, und entdeckte sich ihm und seinen Plan. Er sollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müßten. Ginge dieses nicht, so wollte er sie so angreifen, ob sie gleich nur Einer gegen Drei seyen. Der Kapitän führte ihn in einen großen Wald, an dessen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Vieilleville seine Leute von tausend zu tausend Schritten, so daß der Feind nicht zu sich kommen, und denken sollte, die ganze Garnison, so bekanntlich fünftausend zweihundert Infanterie, und tausend Mann Kavallerie stark war, sey ihm auf dem Halse. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu lassen, weil er den Flüchtlingen nicht nachsetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muß man silberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, daß die Feinde schnell anrückten, in einer Stunde könnten sie da seyn. Man sähe in Metz brennen, die Feinde seyen stärker, als er glaube, es sey Alles voll. In einer Stunde kam schon ihr Vortrab, so aus ungefähr *sechzig Mann bestand*, durch den Wald. Die Helle-

ierer hatten sich auf den Bauch in das Dickicht
gt, die Schützen standen weiter hinten, daß
die brennenden Lunten nicht riechen sollte; man
e, wie sie sagten: „Treibt sie an, beim Teufel,
r verweilen zu lang. In dem Wald gibt es
hts als Maulwürfe. Beim Wetter, wie wer-
wir reich werden, und was für einen Dienst
rden wir dem Kaiser thun!" Ein Anderer sagte:
ir wollen ihn recht beschämen, denn mit drei-
send Mann nehmen wir, was er nicht mit hun-
ttausend konnte." Jetzt kam der ganze Troß
zog ins Holz hinein, zuletzt der Graf von
sgue mit einer ausgesuchten Kavallerie. Er
sie aus allen Kräften zur Eile an, so daß sie
Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber schloß
adelige Korps aus den Niederlanden, welches
undert Pferde stark war.

Als auch diese in dem Wald waren, stürzte
illeville's erster Hinterhalt hervor — Frank-
h — Frankreich — Vieilleville — rufend.
Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen
eben; nun rücken aber auch die Büchsenschützen
or, und Jeder streckt seinen Mann nieder; zu-
h machen die Tambours einen schrecklichen Lärm.
Feinde, welche schon vorne waren, wollten um-
n, um ihrem Hintertrab zu helfen: aber jetzt
t auch bei ihnen der zweite Hinterhalt hervor,
es entsteht ein so schreckliches Getöse, daß Alles
verwirrt *wird*. Der Graf von Mesgue

schrie: Beim Teufel, wir sind verrathen! Gott, was ist das? und macht zugleich Miene, sich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Kavallerie flieht in das Dorf, in der Hoffnung, sich dort zu setzen; aber hier finden sie Vieilleville's viertes Korps, zu dem kam noch das fünfte, das sie in die Mitte bekam, und so übel zurichtete, daß der Graf von Megzue durch sein eigenes Fußvolk durchbrechen mußte, um sich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hinkonnte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und funfzig Gefangene gemacht, und eilfhundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. Vieilleville hatte nur funfzehn Mann verloren, und sehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieses an einem Donnerstag im Oktober 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf diese Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und bestraft. Die Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreißig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frei, weil es brave Kerle wären, die ihr Leben auf diese Art zum Dienst ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, daß sie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt, und auf jedem Platz verlesen werden sollte: *dieses sind die* Mönche der Königinn von Ungarn u. s. w.

Vieilleville ſchickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieſes Siegs. Eben dieſem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er ſchon drei Jahre in ſeinem Gouvernement des Glücks beraubt ſey, Seine Majeſtät zu ſehen. Vieilleville hatte mehrere Urſachen, dieſen Urlaub zu verlangen. Einmal wollte er nicht gegenwärtig ſeyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm ſein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen ſolchen Mordbrenner am Leben zu laſſen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber ſehr viele Unkoſten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und funfzig Häuſer kaufen mußte, um die Einwohner daſelbſt wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er dieſen Plan nicht ſelbſt vorlegte, der Connetable beſonders dagegen ſeyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guiſe nach Italien marſchiren ſollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Kardinal von Lenoncourt, vom Kardinal von Lotheringen unterſtützt, ihn in allen Geſellſchaften herunterſetze.

Der Urlaub wurde bewilligt, und ſogleich der Hr. von La Chapelle-Byron nach Metz abge-

ſchickt, das Gouvernement unterdeſſen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiste er nach Hofe, und nahm nur den Grafen von Sault, dem er ſeine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königinn war, zugedacht hatte, mit ſich. Sobald er daſelbſt angekommen, entfernte ſich der Kardinal von Lenoncourt in eine ſeiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn ſehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde ſogleich dazu beſtimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geſchah. Nur der Kardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als älteſter Ritter fanden ſich nicht dabei ein. Dieſer wollte ſein gewöhnliches Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entſchuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte ſich vorgenommen, Vieillevillen im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Biſchofs von Metz in ſeinen Rechten anzugreifen, und er war ſo fein, den König zu bitten, ſich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wußte, was es war, befahl ſogleich die Räthe zu verſammeln, und da Jeder ſeinen Rang eingenommen hatte, fing der Kardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, außerordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von

ſrankreich immer die Stütze der Kirche geweſen,
rachte allerhand Beiſpiele aus der Geſchichte vor,
nd kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche,
nd einer von denen, aus deſſen Holze man Päpſte
nachte, große Klagen über die Eingriffe habe,
le man in ſeine geiſtlichen Rechte gethan habe.
Zieilleville ſtand ſogleich ſchnell auf, und bat den
ſönig, dem Kardinal Stillſchweigen aufzulegen,
nd ihn reden zu laſſen, er merke wohl, daß von
hm die Rede ſey. Nun fing er an ſich zu wundern,
aß der Kardinal ſo hoch angefangen; er habe ge-
laubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl
eyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle
Se. Majeſtät bewegen, wie die alten Könige, eine
Kreuzarmee abzuſchicken. So aber wäre nur die
Rede von dem Kardinal von Lenoncourt; er be-
daure, daß die Reiſe Sr. Majeſtät nach Rom nicht
Statt habe, und die Gelder zu einer großen Armee
würden wohl in Coffre bleiben; welches ein Gelächter im Rath erweckte. Nun ging er die Beſchwerden, welche der Kardinal haben konnte, ſelbſt durch, und widerlegte ſie Punkt vor Punkt zu ſeiner Rechtfertigung mit einer großen Beredſamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Kardinal von Lenoncourt, um ſeine weitern Klagen vorzubringen, ſelbſt erſcheinen, und ſich nicht hinter die Größe und das Anſehen des Kardinals von Lothringen ſtecken möge; indem er hoffte, ihn auf dieſe Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen ſollte.

Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in Rath zu sprengen, als diesen? worauf der Kardinal antwortete, daß Se. Majestät nur einen Theil gehört hätten. Vieilleville will ja auch nicht, versetzte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, daß Lenoncourt selbst erscheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf morgen in den Rath bescheiden sollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von sich, daß er Alles billige, was Vieilleville in seinem Gouvernement gethan, und er stand gleichsam zornig von seinem Sitze auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging sogleich aus dem Rath hinaus, und ließ den Kardinal von Lenoncourt augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann sogleich auch weiter vom Hof wegreiste, so daß ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen sollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch seinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm die Sache so wichtig vorzustellen, daß der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conseil vorzutragen, wo gewiß der Connetable und der Herzog von Guise dagegen seyn würden, die Alles aufböten, drei Millionen zu ihrem projektirten italienischen Feldzug zu schaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er

ogleich die zu dieſer Citadelle verlangte
zu erhalten, und er wolle ſich gleich noch
h Paris begeben, da er ohnedem wünſchte,
Fontainebleau, wo er ſchon acht Monate
urchaus reinigte.
lleville erhielt auch die Summe, und
mit ſogleich nach Metz zurück, um die nöthi-
alten zur Erbauung dieſer Citadelle zu tref-
war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam;
währte nicht lange, ſo entdeckte er eine
ſchwörung, welche zwei Soldaten, Comba
bonnet, angezettelt hatten, da ſie ſahen,
Herr von La Chapelle nicht ſonderlich
an den Thoren war. Vieilleville hatte
der rädern laſſen, weil ſie ein öffentliches
des Nachts mißhandelt, und ihr die Naſe
tten hatten. Das Mädchen hatte ſo ge-
daß die ganze Stadt in Allarm gekommen
eilleville ſich ſelbſt zu Pferd geſetzt, und
iſon unter das Gewehr hatte treten laſſen.
ten ſich an den Grafen von Mesgue ge-
und bedienten ſich eines Tambours zu ih-
- und Herträger, Namens Balafré.
iginn von Ungarn, bei der Comba geweſen
te ihnen zwölf hundert Thaler gegeben, wo-
n Gaſthaus errichteten, und oft mit Lebens-
nach Thionville mit Paſſeport von La Cha-
dem ſie manchmal Präſente brachten, auf
ſie *hin und her* fuhren. Den Grafen von

Mesgue hatten ſie ſelbſt zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgeſehen hatte. Es war nun ſonderbarer Zufall, daß Vieilleville den Kapitän dieſer Soldaten, Namens La Mothe-Gondrin, fragte, wie es käme, daß dieſe Soldaten, die einen gewiſſen ausgezeichneten Rang unter den übrigen hätten, ſich mit Gaſtirungen abgäben, welches unſchicklich ſey. Der Kapitän antwortete, daß ſie, ſeit ihre Brüder geädert worden, keine rechte Liebe zum Dienſt hätten; ſie wollten daher ihren Abſchied bald nehmen, doch wünſchten ſie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß ſie Brüder der Geäderten ſeyen, ſo fiel es ihm gleich ein, daß etwas darunter ſtecken könne, und er ſchickte unverzüglich nach Comba, dem er ſagte, daß, weil er gut Spaniſch rede, er dem König einen Dienſt erweiſen könne; er ſolle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde ſeyen ſchon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Kapitäns Beauchamp, wo er dem Kapitän ſogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eiſen ankämen, und dafür zu ſorgen, daß Niemand nichts von dieſer Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden Baubonnet aber läßt er ſagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verſchickt habe.

Wie die Entdeckungen oft ſonderbar geſchehen, ſo auch hier. Der Bediente des Kapitäns war ein *Bruder des Tambours* Balafré, und er hatte

ihn oft mit dem Comba gesehen. Eben dieser Bediente sah jetzt durch das Schlüsselloch den Comba binden, und läuft hin, es seinem Bruder zu sagen. Dieser bittet sich von Vieilleville eine geheime Audienz aus, wirft sich ihm zu Füßen, entdeckt Alles, und gesteht, daß er schon siebenmal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue gewesen. Vieilleville zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verspricht sein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu schreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm sein Vertrauter anzeigen würde, seine Heerde zuschicken sollte, wo er sodann Wunder erfahren würde. Vieilleville diktirte selbst den Brief, nachdem ihn der Balafré von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtiget hatte. Der Tambour bestellt den Brief richtig, und bringt die Antwort mit, daß vom Mittwoch auf den Donnerstag (es war Dienstag) um Mitternacht die Truppen da seyn sollten.

Um sein Vorhaben noch besser zu decken, ließ Vieilleville seine Kapitäns rufen, und sagte ihnen, daß der Herr von Vaudemont, mit dem er in Feindschaft lebte, vom Hof zurückkomme, und daß er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, sondern im kriegerischen Ornat, und als zum Streit gerüstet. Sie sollten daher Alles sogleich

in den Stand setzen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tausend Mann Schützen und seiner ganzen Kavallerie ihm entgegen gehen, er hoffe, daß dieses Zeichen der Aussöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich läßt er aber den Tambour kommen, und geht mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafen schreiben muß, daß sich Alles über Erwartung gut anlasse, indem Vieilleville mit seinen besten Truppen weggehe, und er also sicher kommen könnte.

Der Graf von Mesgue, sehr erfreut darüber, bedient sich der nämlichen List, und schreibt Vieilleville, wie der Graf Alguemont im Sinn habe, dem Herrn von Vaudemont entgegen zu gehen, und er daher, da sie sein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem sie nicht im Sinn hätten, die geringste Feindseligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenstillstand zwischen ihren Herren sey. Diesen Brief schickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag länger warten solle, indem der Graf von Mansfeld bei der Partie seyn wolle, und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieses ließ Vieilleville seinen Kapitäns wissen, daß Herr von Vaudemont einen Tag später nach Metz kommen würde, und sie also erst Donnerstags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiß, sie wieder in die

Falle zu bekommen, allein das Projekt mißlang, denn der Kapitän Beauchamp ließ sich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwochs um die Mittagessenszeit seine Eisen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute sonst Niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber sich bückt, um den Wein abzulassen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, springt die Treppe hinauf, läßt die Thür fallen, schließt sie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in Beauchamps Quartier verborgen war; diese schlägt er so lange, bis sie ihm die Schlüssel der Thür gibt, und so rettet er sich. Beauchamp schreit indessen wie rasend, bis man ihm aufmacht, wo er beinahe Hand an sich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entschließt sich jedoch zu Vieilleville zu gehen, der zwar schon gegessen, aber noch an der Tafel mit seinen Kapitäns saß, und von der bevorstehenden Reise sprach. Beauchamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba sich geflüchtet habe, und er um Vergebung bitte. Vieilleville wirft sogleich seinen Dolch nach ihm, springt auf ihn zu, und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht, und die andern Kapitäns stellen sich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geschlossen. Vaubonnet mit dreißig hereingekommenen verkleideten Soldaten sollte gefangen genommen werden; sie hatten aber schon Wind erhalten, und es

retteten sich Mehrere, doch wurde der größte T
auf der Flucht niedergemacht; einige warfen
über die Mauern in den Fluß. Vieillev
ließ sogleich nach Comba und Beauchamp i
ganzen Stadt in jedem Haus nachsuchen, und
ersten fand man bei einer Wäscherinn verborgen.
ließ dem Rädelsführer sogleich den Proceß ma
Comba und Baubonnet wurden von vier P
den zerrissen, und die gefangenen verkleideten
daten theils gerädert, theils gehenkt. Der
von Mesgue bekam frühzeitig genug Nach
davon, und fing nun an zu glauben, Vieillev
habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch
allergeheimsten Anschläge erführe.

Dieser vereitelte Anschlag war Vieillevil
so zu Herzen gegangen, daß er in eine tödt
Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an sei
Aufkommen zweifelte. Der König schickte einen
ner Kammerjunker nach Metz, um zu sehen, wi
mit Vieillevillen stände, schrieb selbst an
und versicherte seinem Schwiegersohn Espinay
Gouverneurstelle von Metz. Diese außerordent
Gnade hatte einen solchen Einfluß auf ihn, da
ihn wieder ins Leben rief; auch besserte es sich
ihm von diesem Tag an; er schickte einen Ha
Aerzte fort, welche ihm von verschiedenen Pri
waren zugeschickt worden, und erholte sich ganz,
gleich sehr langsam, wieder. Er ging, sobal
das Reisen vertragen konnte, mit seiner Fa

nach Dureſtal, wo er ſich acht Monate aufhielt, und ſeine Geſundheit wieder herſtellte.

Sobald Vieilleville ſich auf ſeinem Gut Dureſtal ganz erholt hatte, begab er ſich gegen Ende des Jahrs 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anſtalten verabredete, die in ſeinem Gouvernement von Metz nöthig waren; beſonders ſuchte er die Garniſon daſelbſt zu beruhigen, der man vier Monate Sold ſchuldig und die deshalb zum Aufruhr ſehr geneigt war. Dieſe außenbleibende Zahlung ſetzte den unterdeſſen in Metz kommandirenden Herrn von Sennecterre in große Verlegenheit, denn man hatte aus dieſer Stadt zwölf Kompagnien regulärer Truppen gezogen, um ſie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür ſo viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die undisciplinirteſten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Officiere und ohne die Gendarmes würde Herr von Sennecterre nicht mit ihnen fertig geworden ſeyn. Vieilleville ſchrieb indeſſen an den Großprofoſen von Metz, unfehlbar genaue Unterſuchungen über dieſes tumultuariſche Betragen anzuſtellen, und auch dabei die Kapitäns, die dergleichen begünſtigt, nicht zu verſchonen, denn er wollte das Sprüchwort: „Erſt muß man den „Hund, und dann den Löwen ſchlagen" umkehren, und er habe es ſich geſchworen, die Löwen recht zu ſtriegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unversehens eine Morgens mit siebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in großen Schrecken setzte. Der Großprofos fand sich sogleich mit seinem Untersuchungsgeschäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verschiedenen Plätzen starke Detaschements ausgestellt waren, wurden drei Kapitäns, die beschuldigt wurden, daß sie sich an der Person des Herrn von Sennecterre vergriffen und auf seine Wache geschossen, vor ihn gebracht. Hier mußten sie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen sodann, nachdem sie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abschlug. Diese Köpfe wurden auf die drei Hauptplätze zum großen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionaires dienten, aufgesteckt. Sobald diese sich auch nur zeigten oder zusammentraten, um vielleicht Vorstellungen zu thun, wurden sie sogleich zurückgestoßen, ja oft mit Kugeln abgewiesen. Hundert von diesen Soldaten hatten sich doch mit den Waffen auf einem Platz versammelt. Vieilleville erfuhr es, und schickte sogleich den Sergent-Major St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um sie zu fragen, was sie da zu thun hätten. Sie waren so unklug zu antworten, daß sie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenschaft über ihre Kapitäns zu haben. Kaum hatten sie dieß gesagt, so ließ St Chamans eine solche Salve geben, daß vierzig

unfzig ſogleich auf dem Platze blieben, und die
n davon liefen, die jedoch alle arretirt und hin-
tet wurden. Die drei Lieutenants der ent-
eten Kapitäns fürchteten, es möchte auch an
e Reihe kommen, ließen alſo Vieilleville
hren Abſchied bitten, denn ſie konnten ohne
n nicht aus den Thoren kommen, da ſie ſehr
eſetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht,
rn ließ ihnen nur mündlich ſagen: ſie könnten
, wohin ſie wollten; dergleichen Aufrührer
hte weder der König noch er. Sie machten ſich
ich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten
auch bei hundert Soldaten von ihrer Kompagnie
redet, mitzugehen. Vieilleville erfuhr
s und ſchickte ſogleich ein Kommando nach, und
ſie alle niedermachen. Kaum durfte einer von
legionaires ſich regen, ſo wurde er bei dem Kopf
mmen, und zwar waren ihre Hauswirthe die
en, welche die Schuldigen verriethen. Sie wur-
dadurch ſo in Angſt gebracht, daß ſie nicht wuß-
was ſie thun ſollten, bis man ihnen endlich
, ſich an den Schwiegerſohn von Vieille-
e, Herrn von Eſpinay, zu wenden, um ihre
eihung zu erhalten, welches auch geſchah, und
illeville ließ ſie alle vor ſich kommen, wo
nen noch eine große Strafpredigt hielt, und ſie
n aufſtehen hieß, denn ſie lagen Alle vor ihm
den Knieen. Dieſe Ausſöhnung erregte eine
Freude, und das mit Recht, denn Vieille-

ville hatte schon die Idee, als er erfuhr, daß di
Legionaires unter dem Herrn von Sennecterr
zehn Tage lang nicht auf die Wache gezogen, un
also die Stadt unbewacht gelassen, alle vor di
Thore hinausrufen, sie da umzingeln, und zusam
menschießen zu lassen. Vieilleville glaubte abe
doch noch immer vorsichtig seyn zu müssen, un
machte drei Monate lang die Runden in der Stad
immer selbst, und das oft viermal die Woche. Ein
mal trifft er einen Legionaire schlafend unter den
Gewehr an, den er sogleich mit den Worten nie
derstieß: er thue ihm nichts zu Leid, denn er ließ
ihn da, wie er ihn gefunden, und er solle wenig
stens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wach
dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnun
gebracht hatte, nahm sich nun vor, den Deutsche
Thionville abzunehmen, und ließ sich deshalb i
größter Eil und sehr geheim einen gewissen Hann
Klauer von Trier kommen, dem er einmal da
Leben geschenkt, und den er als einen tüchtigen Ker
hatte kennen lernen. Diesen beschenkte er sogleich
und suchte ihn zu seinen Projekten geschickt zu ma
chen. Er versprach ihm noch überdieß eine Com
pagnie deutscher Reiter in des Königs Sold zu ver
schaffen, wenn er nach Thionville ging, den ganze
Zustand des Orts und die Stärke der Besatzung bi
auf das Maß der Gräben erforschte, und ihm i
acht Tagen Nachricht gäbe. Nur solle er Morgen

ag aus einem dem Weg nach Thionville ent-
geſetzten, Thore gehen, an dem er ſich ſelbſt be-
wolle, um ihm zu ſagen, was ihm allenfalls
eingefallen wäre.

Hanns Klauer brachte ihm auch in acht Tagen
ſo umſtändlichen Bericht von Thionville, daß
Villeville über ſeinen Fleiß und Geſchicklichkeit
erſtaunt war, und ihm ſogleich eine Summe
ellte, mit der er nach Trier zurückgehen, und
e Kompagnie Reiter aufrichten ſollte; doch ſollte
durchgängig nur aus gebornen Deutſchen beſte-
n. Dieſen Bericht über Thionville ließ Vieille-
ille durch ſeinen Sekretär Carloix ſehr ſtudiren,
nd gleichſam auswendig lernen, ſchickte ihn zum
König, damit er, wenn er vom Feinde würde auf-
gefangen werden, deſto leichter durchkäme. Dieſer
traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß
Vieilleville in ſieben Tagen Thionville wegzu-
nehmen ſich anheiſchig mache, und da er wiſſe, daß
alle Truppen nach Italien geſchickt ſeyen, ſo wolle
er ſechs Regimenter Landsknechte und ſieben Kom-
pagnien Reiter in Deutſchland werben laſſen; auch
habe er dazu durch ſeinen Kredit hunderttauſend
Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte
Alles ſogleich, lobte Vieilleville ſehr darüber,
daß er immer wachſam und in ſeinem Dienſte ge-
ſchäftig ſey, wies ihm die Einnahme der ganzen
Provinz Champagne zu dieſer Expedition an, und
ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in

Champagne, Lothringen, dem Lande Messin und Luxemburg. Die Werbung in Deutschland ging so gut von Statten, daß in Kurzem die verlangten Regimenter marschiren konnten.

Sobald Vieilleville dieses erfuhr, zog er mit seiner Besatzung aus Metz gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Besatzung lagen, zu ihm stoßen, und eröffnete, zu nicht geringem Erstaunen des Grafen von Carebbe, der in Thionville kommandirte, die Belagerung dieser Stadt. Gegen Luxemburg schickte er sechs Kompagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mesgue die Kommunikation zu verhindern. Jetzt kam auch seine Artillerie an, die er in seinem Arsenal zu Metz hatte zurichten lassen; sie bestand aus zwölf Kanonen von starkem Kaliber, aus zehn Feldschlangen von achtzehn Fuß lang, und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und Alles dieses zusammen machte eine gar artige kleine Armee aus; denn es waren nur allein sechs junge deutsche Prinzen aus den Häusern Lüneburg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die sich unter einem so großen Meister in den Waffen versuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölftausend Mann bestehen.

Unterdessen war der Herzog von Guise aus *Italien* zurückgekommen, und da der Connetable bei *St. Quentin gefangen* war, zum Generallieutenant

Frankreich ernannt worden. Dieſer bekam von der Armee des Vieilleville, und gleich einen Courier an ihn ab, der eben als die Artillerie anfangen ſollte, gegen die ſpielen. Vieilleville bekam ein Schrei- Inhalts: daß er warten möchte, indem der abei ſeyn und die Entrepriſe führen woll- s ihm als Generallieutenant von Frankreich

lleviller war dieſe Dazwiſchenkunft angenehm; er ließ ſich aber jedoch nichts und ſagte dem Courier, daß der Herzog iſe willkommen ſeyn, und man ihm wie ig gehorchen würde. Es wäre aber dem men auf Thionville nichts ſo nachtheilig Herzog, und er ſähe wohl voraus, daß die ung der Ankunft des Herzogs den Dienſt gs bei dieſer Sache nichts weniger als be- ürde. Der Courier verſicherte ihn, daß er Tagen hier ſeyn würde: „Was," ſagte ville, „wenn er mir die Hände nicht n hätte durch ſeinen Titel als Generallieu- von ganz Frankreich, ſo ſtehe ich mit mei- pf dafür, ich wäre in zwei Stunden in lle und vielleicht in Luxemburg geweſen. rd er vielleicht in drei Wochen nicht ankom- nd der Graf von Mesgue hat gute Zeit, Luxemburg feſtzuſetzen."

Herzog von Guiſe kam auch wirklich erſt

in zwanzig Tagen an. Voraus schickte er den Groß-
meister der Artillerie nach Metz, um Alles anzu-
sehen. Dieser fand eine solche Ordnung und so hin-
reichende Maßregeln bei dieser Unternehmung, daß
er öffentlich behauptete, der Herzog von Guise
hätte wohl wegbleiben können, und es müsse einen
Mann von Ehre sehr verdrießen, wenn die Prinzen
ihnen kein Glück gönnten, und da, wo Ehre einzu-
ernten sey, gleich kämen, und ihnen die Frucht ih-
rer Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat
gut hinunterschlucken, rief er endlich ganz entrüstet
aus, denn er findet Alles vorgekaut. Als der Her-
zog die ganze Artillerie musterte, riefen Officiere
zum großen Gelächter: „Nur fort, vor Thionville
wo wir Alle sterben wollen; es ist schon lange, daß
wir Sie erwarten."

Nun sollte Kriegsrath gehalten werden, wo der
Ort am besten anzugreifen sey. Vieilleville
sagte, daß er nicht so lange gewartet, um dieses zu
erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo
er auf sein Leben versicherte, daß dieses der schwächste
Ort der Stadt sey. Allein der Marschal von
Strozzy antwortete, daß man vorher die Meinung
der andern Befehlshaber hören müsse. Sie versam-
melten sich daher aufs Neue in der Wohnung des
Herzogs. Als sie dahin gingen, nahm der Herr
von La Mark Vieilleville bei Seite, und
sagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf sei
ner Meinung bestehen solle, denn der Herzog und

rozzy hätte ſchon beſchloſſen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre haben ſollte; auch ſey der Herzog ſehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenant über dieſe Armee ausgewirkt habe, da er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieſer ſey er ſelbſt.

In dem Kriegsrath ſtellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Fluſſes, und nicht von dem kleinen Thurm müſſe angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anweſenden beipflichteten, die Strozzy als einen vortrefflichen und erfahrnen Feldherrn anſahen. Der Herzog fragte jedoch Vieilleville darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müſſe er das ganze Conſeil widerlegen, und er wolle ſich nur dabei beruhigen, damit er in dem Dienſt des Königs einen Aufenthalt verurſache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und ſo gut bedient, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die nöthige Artillerie zerſchmettert wurde und eine ziemliche Breſche entſtand; jetzt triumphirte ſchon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's geſprochen.

Der Hauptſturm wurde angeſtellt, die Soldaten gingen durch den Fluß waten; allein ſie wurden bald zurückgewieſen, und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden ſich Schwierigkeiten mancherlei Art, die *man nicht vorausgeſehen* hatte. Der

Herzog und Strozzy waren sehr verbegen darüber um aber doch ihren Plan auszuführen, ließen si mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Flu bringen, und es gelang ihnen, sie bei der Bresch aufzuführen. Jetzt aber entdeckten sie, woran de Marschal nicht gedacht hatte, einen breiten Grabe von vierzig Fuß Tiefe; diesen beim Sturmlaufe hinunter und wieder heraufzukommen, war unmög lich, und so geschah es sehr wunderbar, daß unsr Kanonen auf den Mauern standen, und wir doch nich in die Stadt konnten.

Den sechszehnten Tag der Belagerung befah Strozzy auch die Feldschlangen über den Fluß z bringen, und die Stadt zusammen zu schießen. E wagte sich selbst so weit, daß er eine Musketenkug in den Leib bekam, woran er nach einer halbe Stunde starb. Der Herzog stand neben ihm, die sem sagte er: Beim Henker, mein Herr, der Köni verliert heute einen treuen Diener, und Eure Gna den auch. Der Herzog erinnerte ihn an sein Heil z denken, und nannte ihm den Namen Jesus: „Wa „für einen Jesus führt Ihr mir hier an? Ich wei „nichts von Gott — mein Feuer ist aus" — un als der Prinz seine Ermahnungen verdoppelte, un ihm sagte, daß er bald vor Gottes Angesicht sey werde, antwortete er: „Nun beim T—! ich werd „da seyn, wo alle Andern sind, die seit sechstausen „Jahren gestorben," und mit diesen Worten ver schied er. So endigte sich das Leben eines Mannes

r keine Religion hatte, wie er ſchon den Abend
ſher, da er bei Vieilleville ſpeiſte, zu erken-
n gab, als er anfing zu fragen: und was machte
tt, ehe er die Welt ſchuf? worauf Vieille-
lle ganz beſcheiden ſagte: daß nichts davon in
heiligen Schrift ſtehe, und da, wo ſie nichts
von ſagte, man auch nicht weiter forſchen ſolle.
iſt eine ganz artige Sache, ſagte Strozzy
rauf, dieſe heilige Schrift, und ſehr wohl erfun-
n, wenn ſie nur wahr wäre; worauf Vieille-
lle ſich ſtellte, als wenn er die Kolik hätte,
d hinaus ging, und ein Gelübde that, mit
nem ſolchen Atheiſten niemals etwas zu thun zu
ben.

Jetzt wendete ſich der Herzog an Vieilleville,
innerte ihn an ſein Verſprechen, das er dem König
than, Thionville in ſieben Tagen einzunehmen,
d bat ihn, Alles ſo auszuführen, wie er es für
t finde; er wolle ſich in nichts mehr mengen. Nun
g Vieilleville auf ſeiner Seite die Trancheen
, ließ Artillerie von Metz kommen, und ſchon
n dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zu-
ammengeſchoſſen; den ſechsten wagte man einen
eneralſturm, Vieilleville an der Spitze, allein
wurde abgeſchlagen, und es blieben viele Leute da-
, unter andern auch Hanns Klauer. Vieille-
lle n wurde der Kamm oben an ſeinem Helm weg-
ſchoſſen; nach einer kurzen Erholung aber nahm
neue Truppen, und ſetzte den Sturm ſo heftig

fort, daß er mit dreißig Mann in die Stadt drang; Carebbe erschrack darüber, und kapitulirte sogleich. Die ganze Garnison und alle Einwohner mußten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzusehen, wie Greise, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimath verließen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen; nur der Herzog von Guise blieb hart dabei. In Thionville wurden nun französische Unterthanen gesetzt, an welche die Häuser verkauft wurden; das daraus gelöste Geld stellte Vieilleville theils dem königlichen Schatzmeister zu, theils belohnte er damit seine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienste geleistet hatten. Er selbst behielt nichts davon, ob er gleich das größte Recht dazu hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war fest entschlossen, diese Stadt zu behaupten, indem er sich zur Ehre rechnete, gegen einen so mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiser Karls des Fünften zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen, und schickte Vieilleville deswegen den Befehl, ihm so viel Truppen als möglich zuzuschicken. Beide Heere, jedes sechszigtausend Mann standen jetzt gegen einander. *Beide* Könige wünschten den Frieden, aber *wollte die ersten* Vorschläge thun.

Vieilleville, der diese Verlegenheit in der Ferne merkte, schickte in der größten Stille, und ohne Jemands Wissen, einen sehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieser mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört, und ihm aufgetragen, eben diese Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und so wurde die Negociation angefangen, wofür der König Vieilleville den größten Dank schuldig zu seyn glaubte, indem er auch hier durch seine Klugheit aus der Ferne hergewirkt, und so vieles Blut verschont habe, das durch eine Schlacht würde vergossen worden seyn.

Nachdem nun der Friede geschlossen worden, wünschte der König Vieilleville zu sprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen, wo er sehr gut empfangen wurde; besonders gefiel es der Königinn sehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionville unter die deutschen Prinzen und Feldherren goldne Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königinn Brustbild vorgestellt war, und dieses letztere so gleichend, daß auch der berühmteste Künstler im Portraitiren damaliger Zeit, Namens Janet, dieses gestehen mußte. Der König unterhielt sich oft und viel mit Vieilleville, und kam selbst darauf zu reden, daß der Herzog von Guise das Unternehmen auf Luxemburg, und die schnelle *Eroberung von* Thionville gehemmt habe.

Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Ma
schals Strozzy, wo aber Vieilleville als fe
ner Hofmann antwortete, daß man hier die Gna
Gottes obwalten lassen müsse, und es nicht schickli
seyn würde, dieses weiter zu verbreiten. Strozz
war nämlich nahe mit der Königinn verwandt. B
dieser Gelegenheit bekam Vieilleville das Brev
als Marschal von Frankreich, und der König mach
ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht sogleich u
diese Charge geschrieben habe, als Strozzy gesto
ben, wo er sie dann gewiß ihm, und nicht dem Herr
von Thermes würde gegeben haben. Vieill
ville antwortete darauf: daß er seinem König nic
zugemuthet hätte, so lange der Feldzug dauerte, die
Charge zu besetzen, indem Alle, die darauf Anspru
machten, um sie zu verdienen, sich hervorthun, hi
gegen von der Armee abgehen würden, wenn die E
nennung geschehen sey; wie dieß auch wirklich na
der Ernennung des Herrn von Thermes der F
war, wo zehn bis zwölf Große mit beinahe zweita
send Pferden die Armee verließen.

Der König wünschte, daß Vieilleville d
Friedensunterhandlungen mit Spanien in Chate
Cambresis beiwohnte, welches er auch that, und
brachte es durch seine weisen Rathschläge in Kurze
so weit, daß sie den 7ten April 1559 abgeschloss
waren, mit welcher Nachricht er selbst an den Kön
geschickt wurde. Der König erklärte bei dieser Gel
genheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Got

dieſen Frieden Niemand als ihm ſchuldig ſey, denn durch den Mönch habe er den erſten Anſtoß geben laſſen. Der Schatzmeiſter mußte vierzehn Säcke, jeden mit tauſend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehn, und ſeinem Schwiegerſohn und Neffen, Eſpinay und Thevalle, viere ſchenkte.

Kurz darauf trafen die ſpaniſchen Geſandten in Paris ein; es befanden ſich dabei außer dem Herzog von Alba funfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang große Fêten gegeben wurden. Während derſelben ſuchte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten, und ein Merkuriale daſelbſt anzuſtellen. Es hat dieſes den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an dieſem Tage ſich alle Präſidenten und Räthe gegen hundert bis hundert und zwanzig Perſonen in einem großen Saal verſammeln, um über die Sitten und ſowohl öffentliche als private Lebensart dieſes Gerichtshofes Unterſuchung anzuſtellen. Der König ſollte bei einer ſolchen Gelegenheit durch ſeinen Generalprokurator vortragen laſſen, daß unter ihrem Corps Manche ſich befänden, die im Glauben verdächtig ſey, und die der falſchen Lehre Luthers anhingen; man könne es ſchon daraus ſchließen, daß alle, die der Ketzerei beſchuldigt worden, losgeſprochen, und kein Einziger zum Tod verurtheilt würde. „Und ſollte dieſes,“ ſetzte der Kardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König Gelegenheit zu zeigen, daß Ew. Majeſtät feſt am

Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchriſtlichſter König entgegen iſt. Es würde den Prinzen und Großen Spaniens, die den Herzog von Alba hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majeſtät Tochter zu feiern, ein ſehr erbauliches Schauſpiel ſeyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutheriſche Ketzer verbrennen zu ſehen." Der König verſtand ſich zu einer ſolchen Sitzung, und beſtimmte ſie gleich auf den andern Tag.

Vieilleville, der, als erſter Kammerjunker, in des Königs Kammer ſchlief, ſagte der König, was er vorhabe, worauf jener antwortete, daß der Kardinal und die Biſchöfe dieſes wohl thun könnten; für Se. Majeſtät ſchicke es ſich aber nicht; man müſſe den Prieſtern überlaſſen, was nur eine Prieſterſache ſey. Da der König deſſen ungeachtet bei ſeinem Vorhaben blieb, erzählte ihm Vieilleville, was einsmals zwiſchen König Ludwig XI. und dem Marſchal von Frankreich, Johann Rouault, vorgefallen. Ludwig XI., bei welchem der Biſchof von Angiers ſehr in Gnaden ſtand, befahl dieſem, nach Lyon zu gehen, und die ſechstauſend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuſchickte. Der Marſchal, der zugegen war, und es übel aufnahm, daß man nicht an ihn dachte, ſtellte ſich gleich darauf dem König mit dreißig bis funfzig Edelleuten *geſtiefelt und geſpornt* vor, und fragte ganz trotzig,

ob Se. Majestät nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der König fragte: was ihn so schnell und unvermuthet dahin führe? Der Marschal antwortete, daß er dort ein Kapitel zu halten und Priester einzusetzen habe, indem er eben sowohl den Bischof vorstellen könne, als der Bischof den General vorstelle. Der König schämte sich darüber, daß er die Ordnung so umgekehrt, ließ den Bischof, der schon auf der Reise war, wieder zurückrufen, und schickte den Marschal nach Lyon. Eben so, fuhr Vieilleville fort, müßte der Kardinal, wenn Ew. Majestät die Geschäfte eines Theologen oder Inquisitors versähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Tournieren fällt, wie man zu Pferde sitzen muß, wie man salutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdieß wollten Ew. Majestät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall seyn, wenn solche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm sich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es sogleich, und da er in der Nacht den König nicht sprechen konnte, versammelte er die ganze Geistlichkeit den andern Morgen mit dem Frühesten bei dem König, und machte ihm die Hölle so heiß, daß er glaubte, schon verdammt zu seyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug setzte sich sogleich in Marsch. Bei der Sitzung selbst vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg seine *Religion mit solchem* Eifer und Festig-

keit, daß der König sehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straßen zurückging, vieles Murren, so daß er nachher gestand, wie es ihm sehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den ersten Juni 1559 eröffnete der König das große Tournier, mit welchem die Vermählung der Prinzessinn Elisabeth mit Philipp II. gefeiert wurde, und die Spanier zeigten sich bei dieser Gelegenheit besonders ungeschickt. Vieilleville hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geschicklichkeit. Um einigermaßen von diesen körperlichen Anstrengungen in den Tournieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame Elisabeth mit dem König von Spanien, in dessen Namen der Herzog von Alba sie heirathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach sie ab, weil er leidenschaftlich das Tournieren liebte, und dieses wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem sich die französische Noblesse schon hinreichend gezeigt hätte, es jetzt auch Zeit sey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margaretha, seiner Schwester, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erst gegen Ende des Julius Alles dazu bereit seyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Besitzungen bei dieser Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz er-

ſtaunt darüber, und ſagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttauſend Menſchen gekoſtet hätten. Einer königlichen Prinzeſſinn gäbe man höchſtens hundert und funfzigtauſend Thaler mit, und wenn auch Madame Margaretha ihr Leben in einer Abtei endigte, ſo würde dieſes nicht der erſte und letzte Fall bei einer königlichen Prinzeſſinn ſeyn, die ohnedem ſchon vierzig Jahr alt ſey. Der Connetable, der dieſes Alles ſtatt ſeiner Ranzion verhandle, übe ſein Recht wohl aus, denn man ſage gewöhnlich, daß in einer großen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich verſetzen dürfe.

Auf dieſe und mehrere Vorſtellungen verwünſchte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieilleville von dieſer Sache geſprochen, und es ſey jetzt zu ſpät; er würde ſich aber an den Connetable halten, der ihn zu dieſen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgeſchloſſenen Artikel, worin bemerkt war, daß Frankreich das Marquiſat Saluzzo behielte. Als der König dieſes geleſen hatte, theilte er die Nachricht ſogleich Vieilleville mit, mit der Aeußerung, daß ſein Vater Unrecht gehabt, einen Fürſten ſeiner Länder zu berauben, und daß er als guter Chriſt, und um die Seele ſeines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie Vieilleville ſah, daß der König hier

die Frömmigkeit und das Christenthum ins Spiel brachte, und seinen Vater sogar der Tyrannei beschuldigte, schwieg er, und es reute ihn, nur so viel gesagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Tournier auf den Nachmittag angesagt. Nach der Tafel zog sich der König aus, und befahl Vieilleville, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberstallmeister von Frankreich, dem dieses Geschäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufsetzte, konnte er sich nicht entbrechen zu seufzen und zu sagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Ursache zu fragen, denn während dem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Tournier fing an. Der König brach die erste Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Guise, endlich kam zum Dritten der Graf von Montgommery, ein großer, aber steifer junger Mensch, der seines Vaters, des Grafen von Sorges und Kapitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geschicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen, allein dieser bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, er müsse Revanche haben, indem er ihn wenigstens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville suchte den König davon ab-

ıbringen, allein er beſtand darauf. Nun Sire, ief Vieilleville aus, ich ſchwöre bei Gott, daß h drei Nächte hindurch geträumt habe, daß Eurer Majeſtät heute ein Unglück zuſtoßen und dieſer letzte unius Ihnen fatal ſeyn wird. Auch Montgom- ery entſchuldigte ſich, daß es gegen die Regel ſey; lein der König befahl es ihm, und nun nahm er e Lanze. Beide ſtießen jetzt wieder aufeinander, nd brachen mit großer Geſchicklichkeit ihre Lanzen. Kontgommery aber warf ungeſchickterweiſe den ſplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es ge- öhnlich iſt, und traf damit im Rennen den König n den Kopf gerade in das Viſier, ſo daß der Stoß n die Höhe ging und das Auge traf. Der König eß die Zügel fallen, und hielt ſich am Hals des Pfer- es; dieſes rannte bis ans Ziel, wo die zwei erſten Stallmeiſter, dem Gebrauch gemäß, hielten, und as Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm erunter, und er ſagte mit ſchwacher Stimme, er y des Todes. Alle Wundärzte kamen zuſammen, m den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter ecken geblieben, aber ſie konnten ihn nicht finden, bgleich vier zum Tode verurtheilten Miſſethätern ie Köpfe abgeſchlagen wurden, Verſuche daran anzu- ellen, indem man Lanzen daran abſtieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu ſich, nd ließ die Königinn rufen, der er auftrug, die ochzeit doch ſogleich vollführen zu laſſen, und Vieilleville*n*, *der ſchon das* Brevet als Marſchall

von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor sich, der König hatte schon die Sprache verloren und den Tag darauf den zehnten Julius 1559 gab er den Geist auf. Vieilleville verlor an ihm einen Herrn, der ihn über Alles schätzte, und ihn sogar zum Connetable einst würde ernannt haben, wie er sich schon hatte verlauten lassen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um sich zu haben, sein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn von Espinay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren sich die Guisen nach dem Tode Heinrichs II. anmaßten, verursachte die bekannte Verschwörung von Amboise. Ein gewisser la Regnaudye versicherte sich dreißig erfahrner Kapitäns, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fußvolk herum, in der Absicht, die Guisen gefangen zu nehmen, und dem König seine Freiheit zu geben Es wurde dieses auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guisen sehr. Vieilleville sollte an dieses Corps geschickt werden, um sie zu fragen, ob sie die Franzosen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürsten am treusten und gehorsamsten zu seyn? Dieser Auftrag setzte Vieilleville in einige Verlegenheit. Er selbst war von der *widerrechtlich angemaßten* Gewalt der Guisen überzeugt

zeugt, und wollte ſich zu einer Geſandtſchaft nicht
chen laſſen, wo er gegen ſeine Ueberzeugung re-
mußte; durch eine feine Wendung überhob er
derſelben, indem er dem König antwortete: „Da
r Fehler dieſes Corps, an das Ew. Majeſtät mir
Ehre anthun wollen, mich zu ſchicken, ſo groß
, daß es eine wahre Rebellion genannt werden
nn, ſo würden ſie mir nicht glauben, wenn ich
nen Verzeihung verkündigte. Es muß dieſes ein
ring thun, damit ſie verſichert ſind, es ſey dieſes
n königliches Wort, das Eure Majeſtät ſchon um
ſſentwillen, der es überbracht hat, nicht zurück-
hmen werden.“

Vieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde
dieſem Auftrag verſchont, und der Herzog von
mours, der an die Rebellen geſchickt wurde,
te den Verdruß, daß die funfzehn Edelleute, die
des Königs und ſein Wort ihm gefolgt waren,
leich gefangen und in Feſſeln geworfen wurden.
f alle Beſchwerden, welche der Herzog deshalb vor-
chte, antwortete der Kanzler Olivier immer,
kein König gehalten ſey, ſein Wort gegen Rebel-
zu halten. Dieſe funfzehn Edelleute wurden
ch verſchiedene Todesarten hingerichtet, und ſie
hwerten ſich Alle nicht ſowohl über ihren Tod, als
r die Treuloſigkeit des Herzogs von Nemours.
ier von ihnen, ein Herr von Caſtelnau, warf
ſogar dieſe Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaf-
vor, tauchte ſeine Hände in das rauchende Blut

seiner so eben hingerichteten Kameraden, erhob si
gen Himmel, und hielt eine Rede, die Alle bewegt
und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivie
selbst, der sie zum Tode verdammt hatte, wurde s
sehr dadurch betroffen, daß er krank nach Hause kam
und einige Tage darauf starb. Kurz vor seinem End
besuchte ihn der Kardinal von Lothringen selbst, den
er, als er wegging, nachrief: „Verdammter Kardi
„nal, dich bringst du um die Seligkeit, und un
„mit dir!“

Hingegen konnte Vieilleville den Auftra
nicht ausschlagen, nach Orleans zu gehen, um hie
den Rest der Verschwornen zu zerstreuen. Er tha
dieses mit so viel Klugheit und Eifer, daß es ihn
gelang, sechshundert Mann zu überfallen und nieder
zumachen. Die Gefangenen, worunter der Kapitä
war, ließ er aber los, weil es ihm unmenschlic
schien, Leute von Ehre, die ihren Dienst als brav
Soldaten verrichteten, eines schmählichen Todes ster
ben zu lassen, welche Strafe ihnen gewiß war, wen
er sie würde eingeliefert haben.

Dieses glücklich ausgeführte Unternehmen setzt
Vieilleville in große Gunst bei dem König un
den Guisen. Es wurde ihm kurz darauf eine ander
Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Refor
mirten unruhig gewesen waren. Er hatte fürchter
liche Instruktionen dabei erhalten, denn ihm stan
es frei, nicht nur die umbringen zu lassen, die b
diesem Aufstand die Waffen genommen, sonder

auch ſogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vieilleville, der ſieben Kompagnien Gendarmes bei ſich hatte, ließ den größten Theil ſeiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete ſogleich die Bürgerſchaft, ließ ohne Anſehen der Religion dreißig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Prozeß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urthel nichts von der Religion ſagen, ſondern ſie nur als Rebellen gegen den König verdammen ſollte. Auf dieſe Art ſtellte Vieilleville die Ruhe her, und ſchonte den Parteigeiſt, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht ſeyn, wenn er nur die Reformirten beſtraft hätte.

Der Hof hielt ſich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz von Condé, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieillevillen zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu beſuchen. Vieilleville war aber ſchlau genug, dieſes zu merken, und ſagte, daß er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abſcheu gegen alle Ruheſtörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Baſtille zu ſchicken, indem es Sr. Majeſtät zum großen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben ſtrebt, hinrichten zu laſſen. Der König nahm dieſen Rath ſehr wohl auf, und geſtand nachher Vieillevillen ſelbſt, daß er ihn auf die Probe geſetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwiſchen dem König von Navarra auf der einen Seite, und dem König und den Guiſen auf der andern, wurden indeſſen immer gröſſer; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringſchätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guiſen nicht, bewegte. Vieilleville forderte in dieſen Zeiten die Erlaubniß, in ſein Gouvernement zurückzukehren; allein beſonders die Königinn drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in dieſen kritiſchen Zeiten am Hofe haben, um ſeine Rathſchläge, die immer ſehr weiſe waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch auserſehen, nach Deutſchland zu reiſen, um denen mit dem König verbündeten Churfürſten und Fürſten des Reichs die Verhältniſſe mit dem König von Navarra und ſeinem Bruder vorzuſtellen, damit der Hof nicht im unrechten Licht erſchiene.

Allein dieſen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz des Zweiten ein Ende, der den 5ten December 1560 erfolgte. Jetzt wendete ſich Alles an den König von Navarra, und ſelbſt die Königinn, die als Vormünderinn des jungen ſechszehnjährigen Königs Karls des IX. mitregierte, ernannte denſelben zum Generallieutenant des Reichs: eine weiſe Maßregel, um die verſchiedenen Religionsparteien, die ſehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu ſtellen. Vieilleville hatte ſie der Königinn angerathen. Beide Guiſen entfernten ſich bei dieſen *ihnen ungünſtigen* Umſtänden; der Kardinal ging

auf ſeine Abtei und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier ſchmiedete er mit ſeinen Anhängern, dem Connetable von Montmorency, dem Marſchal von St. André und Andern, ſeine Plane, die Lutheraner zu vertilgen; und dieſes iſt die Quelle, aus der alle Unruhen entſtanden, die hernach das Königreich verwüſteten. Da jetzt Vieilleville ſah, daß der König von Navarra und die Königinn gut mit einander ſtanden, drang er darauf, in ſein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verſtattete. Er war aber nicht lange in Metz, ſo wurde er vor vielen Andern auserſehen, nach Deutſchland als außerordentlicher Geſandter zu gehen, um dem Kaiſer und den Fürſten die Thronbeſteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm ſogleich die Reiſe in Begleitung von ſechszig Pferden. Zuerſt begab er ſich zum Churfürſten von Bayern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann nach Augsburg und von dieſer Stadt nach Weimar, wo Vieilleville vom Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm ſehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Penſion, welche Heinrich der Zweite ihnen als Nachkömmlingen Karls des Großen zugeſichert hatte, jedem zu viertauſend Thalern jährlich. Von Weimar reiste Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Kaſſel, allein *man widerrieth* es ihm, weil

die Wege ſo gar ſchlecht wären. Von Wien ging e
nach Frankfurt, von da nach Prag und von Pra
nach einer ſeltſamen Reiſeroute, nach Mainz, un
nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde Vieilleville mit großen Ehren
bezeugungen aufgenommen, und beſonders wohl gin
es ihm in Wien. Gleich bei der erſten Audienz beir
Kaiſer, Ferdinand I., ſagte dieſer: „Seyn Si
„mir willkommen, Herr von Vieilleville, o
„Sie mir gleich Ihr Gouvernement von Metz un
„die übrigen Reichsſtädte, welche Frankreich der
„deutſchen Reich entzog, nicht überbringen; ich hoffe
„lange, Sie zu ſehen.“ Der Kaiſer nahm ihn f
gleich mit in ſein Zimmer, wo ſie zwei Stund
ganz allein bei einander waren. Bei dieſer Gelege
heit wunderte ſich Vieilleville, daß ſie ganz
lein ins Zimmer kamen, indem es in Frankr
ganz anders war, wo die Franzoſen ihrem Herrn
die Füße abtreten, um überall in Menge hinzul
men, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte
ner, und dieſes ſogar gegen den Kaiſer, wie es
befremdete, nach Wien gekommen zu ſeyn mit
zig bis ſechszig Pferden, und von Niemand b
zu werden, woher er käme, oder wer er wäre
gefährlich dieſes ſey, da ein Paſcha nur dreißig
den von der Stadt liege. Der Kaiſer befahl
an jedes Thor ſtarke Wachen zu legen; doch ſchr
den Befehl auf Anrathen Vieilleville's,
Paſcha nicht aufmerkſam zu machen, darauf

dem höchſten Thurm einen Wächter zu ſetzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an der Glocke anzeigen ſollte. Der Kaiſer wollte, daß dieſes Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen ſollte. Bei einem großen Diner, welches der Kaiſer gab, ſah Vieilleville die Prinzeſſinn Eliſabeth, des römiſchen Königs Maximilians Tochter und Niece des Kaiſers. Ihm fiel ſogleich der Gedanke bei, daß dieſe ſchöne Prinzeſſinn der König ſein Herr zur Gemahlinn wählen ſolle, und er nahm es auf ſeine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiſer davon zu ſprechen, dem dieſer Antrag ſehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich davon ſprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt, und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Geſandter würde gehen müſſen. Er reiste ſogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald ſeine Abfertigung, um übers Meer zu gehen. Die Abſicht ſeiner Reiſe war hauptſächlich, dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königinn Eliſabeth für die Hugenotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bei der Königinn, die im Anfange ſehr gegen ſeinen Antrag war, ſo gut einzuleiten, daß, als der Kardinal von Chatillon nach London kam, er zu keiner

Audienz bei der Königinn vorgelassen wurde. In
dessen wurden die Unruhen in Frankreich immer grö
ßer, der Prinz von Condé belagerte Paris, e
mußte jedoch die Belagerung bald aufgeben, un
kurz darauf fiel die Schlacht von Dreux vor, w
der Herzog von Guise den schon siegenden Prin
zen völlig aufs Haupt schlug. Der Marschal vo
St. André hatte die Avantgarde des Königs kom
mandirt, war zu dem Herzog von Guise gestoßen
und verfolgte nur mit vierzig oder funfzig Pferde
die Flüchtlinge. St. André stößt auf einen Kapi
tän der leichten Kavallerie, Namens Bobigny
der mit einem Trupp davon floh. Man ruft sic
einander an, der Marschal antwortet zuerst un
nennt sich. Bobigny fällt über seine Truppen her
macht sie nieder und nimmt den Marschal gefangen
Dieser Kapitän war ehedem in des Marschal
Diensten gewesen, hatte aber einen Stallmeister er
stochen. St. André ließ ihm den Proceß machen
und da er nach Deutschland ausgewichen war, ir
Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marschal, ih
nach Kriegsgebrauch zu behandeln, und das Vergan
gene zu vergessen. Indessen entwaffnete Bobign
den Marschal, und ließ sich sein Wort geben, be
ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten sie fort
als der Prinz von Porcian von der Conde'sche
Partie kam, diesen Gefangenen sah und ihm die Han
gab. Der Marschal bot sich ihm sogleich als Gefangene
an, und der Prinz suchte ihn den Händen Bobigny'

ziehen. Allein dieſer ſetzte ſich zur Wehr, und
es darüber ſchrie, wie dieß ungerecht ſey, daß
rinz einem Geringern ſeinen Vortheil rauben
, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bo-
y tauſend oder zwölfhundert Schritte vom
en entfernt, ſo wendete er ſich zu dem Mar-
nit den Worten: „Du haſt mir durch deine
chte Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich
nicht trauen kann; du haſt dein Wort gebro-
. Du wirſt mich ruiniren, wenn du wieder
kommſt. Du haſt mich im Bild hängen laſſen,
i Vermögen eingezogen und es deinen Bedienten
ben; du haſt mein ganzes Haus ruinirt. Die
nde iſt gekommen, wo dich Gottes Urtheil trifft,“
iemit ſchoß er dem Marſchal eine Kugel durch
kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marſchals
rankreich trübte in Paris den Sieg der Katho-
ein wenig, beſonders war Vieilleville un-
ich darüber. Es wurde ihm ſogleich das Brevet
Marſchals von Frankreich überbracht, er wies
er ab. Der Kanzler von Frankreich ſelbſt begab
i ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle
ehmen, er ſchlug es aus. Er wollte nicht einer
n in ihrer Stelle folgen, die er ſo über Alles
t hatte. Der König entrüſtet über dieſes Aus-
en, ging ſelbſt zu Vieilleville; er fand ihn
os auf dem Bette liegen, und befahl ihm den
halſtab anzunehmen. Vieilleville, gerührt
dieſe Gnade, konnte ſich nicht länger weigern;

er fiel ſeinem König zu Füßen und empfing aus ſeinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geſchickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Kommandanten, Herrn von Villebon, ſetzte, und doch zu beſorgen war, daß der Admiral Coligny auf dieſe Stadt losgehen möchte. Dieſer Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville; allein er führte ſich ſehr unfreundſchaftlich gegen ihn auf und unterließ bei jeder Gelegenheit, ſeine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernſten Auftritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magiſtratsperſon, reformirter Religion, entdeckt, die ſich heimlich in die Stadt zu ſchleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewußt hatte. Dieſes wurde entdeckt und der Gouverneur Villebon ließ dieſen Mann auf öffentlicher Straße niedermachen und ſeinen Körper zum allgemeinen Aergerniß mißhandelt da liegen. Niemand traute ſich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. Vieilleville erfuhr dieſes, war ſehr darüber aufgebracht und befahl ſogleich, ihn zur Erde zu beſtatten. Das Geld, welches Boisgyrand bei ſich gehabt hatte, war bei dem Gouverneur verſchwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muthe war, ſchickte eine ſeiner Kreaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marſchal, um zu erforſchen, was *Vieilleville wohl* wegen des Geldes im Sinn

hätte. Kaum war dieser aber vor den Marschal gekommen, als er ihn so hart anließ, daß er vor Bosheit weinte, und als er sich auf seine Parlamentsstelle berief, wollte ihn Vieilleville sogar zum Fenster hinaus werfen lassen. Dieser Rath ging darauf zu Villebon und sagte ihm, daß der Marschal von ihm gesagt habe, wie er unwürdig wäre, Kommandant der Stadt zu seyn. Villebon, aufgebracht über diese falsche Nachricht, ging fünf oder sechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie sehen sich endlich in der Kirche, grüßen einander, und der Marschal nimmt ihn zum Essen mit nach Hause. Nach Tische fängt Villebon von der Sache an; der Marschal saß noch und bat ihn, die Sache ruhen zu lassen. Villebon aber wird hitzig, sagt, daß Alle die, welche behauptet, er sey seiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marschal springt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tisch zur Erde gestürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marschal den seinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erstaunt, Villebon fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. „Hier soll sie liegen bleiben, denn sie hat mir in den Bart gegriffen."

Indessen verbreitete sich das Gerücht, der Gouverneur sey so zugerichtet worden, weil er ein Feind der *Hugenotten sey; das* Volk läuft zu den Waffen

und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieſer hatte aber ſchon vorläufig Anſtalten getroffen. Alle, die herein brechen wollten, wurden gut empfangen, und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marſchals trat und zur Hülfe herbei marſchirte, zerſtreute ſich bald Alles, obgleich noch viele Verſuche gemacht wurden, die Belagerung aufs Neue anzufangen. Nach und nach kam die Kavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und ſo wurde Alles ruhig. Jedermann fürchtete ſich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marſchals. Er verzieh aber Allen und ſtellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutſchen Fürſten auf Metz losgehen wollten und beorderte daher den Marſchal, ſich in ſein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er dieſe Nachricht auch wirklich in ſo weit beſtätigt, daß die Fürſten, als ſie gehört, Vieilleville ſey in der Unruhe von Rouen getödtet worden, beſchloſſen, vierzigtauſend zu Fuß und zwanzigtauſend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Karl V. vom Reich abgeriſſen worden, wieder zu erobern. Dieſer Plan ſey aber aufgehoben worden, als ſie gehört, daß Vieilleville noch am Leben ſey, und in ſein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand ſich einige Zeit nachher auf

Befehl des Königs bei der Belagerung von Havre du Grace ein, die der alte Connetable von Montmorency kommandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie Montmorency mit neidiſchen Augen angeſehen wurde, leiſtete er ſo gute Dienſte, daß dieſe Stadt in etlichen Wochen überging. Bei den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable ſchmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um ſie zu dämpfen, betrug ſich Vieilleville mit ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, daß ihn der König nicht mehr von ſich laſſen wollte, ja ſogar ihm, als der Connetable in der Schlacht von St. Denys gegen den Prinzen von Condé geblieben war, dieſe hohe Stelle übertrug; dieſes geſchah im großen Rath. Vieilleville ſtand von ſeinem Stuhl auf, ließ ſich auf ein Knie vor dem König nieder und — ſchlug dieſe Gnade auf eine ſo uneigennützige, kluge und feine Art aus, daß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Kapitän vom Prinzen Condé ſehr tapfer vertheidigt, eingenommen, und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit dieſem Gouvernement belohnt: eine Stelle, die ihm ſehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den einen ſeiner Schwiegerſöhne, d'Eſpinay, zu ſeinem Generallieutenant in Bretagne und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war Alles dieſes vor *ſich gegangen*, und der König zu-

rückgekehrt, als der Herzog von Mantpensier mit großem Ungestüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König schlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungestümmer und weinte endlich sogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis funfzig Jahren gar wunderlich stand. Der König weiß sich nicht mehr zu helfen und schickte an Vieilleville eine vertraute Person ab, die Sache vorzutragen, wie sie war. Vieilleville war sogleich geneigt, seine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. „Es thut mir nur „leid," sagte er blos, „daß ein so tapferer Prinz sich „der Waffen eines Weibes bedient hat, um zu seinem „Zweck zu gelangen, und mir mein Glück zu rau„ben. Zugleich schickte ihm der König zehntausend Thaler als Geschenk, die er aber durchaus nicht a nehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet d Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungna gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, thei er die Summe unter seine beiden Schwiegersöh die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beste Staatsdienst, den Vieilleville nem König leistete, war bei Gelegenheit einer sandtschaft an die Schweizer-Kantons, mit we er ein Bündniß schloß, das vortheilhafter war alle vorhergehenden. In seinem Schloß Dureste er sich in den letzten Zeiten seines Lebens an besuchte ihn oft Karl IX., der einmal einen Monat da blieb und sich mit der Jagd bei ihr

ſtigte. Dieſes Verhältniß mit dem König, und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift, und dieſes wirkte ſo heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit ſeiner Mutter war eben in Vieille-ville's Schloß und ſehr betreten über dieſen Todesfall.

So ſtarb den letzten Nov. 1571 ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Geſetzgeber in der Kriegskunſt war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erſt aus. Den Ruheſtörern war er durch ſeinen Muth, durch ſeine Klugheit, ſeine Gerechtigkeitsliebe und durch ſein Anſehen in dem Weg geſtanden; darum brachten ſie ihn aus der Welt.

Vorrede
zu der
Geſchichte des Malteſerordens
nach Vertot
von M. N. bearbeitet.
(Jena 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verſchwand wie ein Meteor in der Weltgeſchichte; der Orden der Johanniter lebt ſchon ſein ſiebentes Jahrhundert, und, obgleich der politiſchen Schaubühne beinahe verſchwunden, ſteht er für den Philoſophen der Menſchheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erſcheinung da. Zwar droht der Grund einzuſinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf ſeinen Urſprung hin, der für ſein Zeitalter ſo heilig, ſo feierlich geweſen. Er ſelbſt aber ſteht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf ſeinem nie erſtiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr iſt, bleiben wir wie vor einem umgeſtürzten Obelisken oder einem *trajaniſchen* Triumphbogen vor ihm ſtehen.

Zwar

wünſchen wir uns nicht mit Unrecht dazu
in einem Zeitalter zu leben, wo kein Ver-
e jenes mehr zu erwerben, wo ein Kraft-
ein Heroismus, wie er in jenem Orden
rt, eben ſo überflüſſig als unmöglich iſt;
muß geſtehen, daß wir die Ueberlegenheit
eiten nicht immer mit Beſcheidenheit, mit
keit gegen die vergangenen geltend machen.
chtende Blick, den wir gewohnt ſind auf
ode des Aberglaubens, des Fanatismus,
nknechtſchaft zu werfen, verräth weniger
lichen Stolz der ſich fühlenden Stärke,
kleinlichen Triumph der Schwäche, die
en ohnmächtigen Spott die Beſchämung
das höhere Verdienſt ihr abnöthigte. Was
vor jenen finſtern Jahrhunderten voraus
gen, ſo iſt es doch höchſtens nur ein vor-
Tauſch, auf den wir allenfalls ein Recht
ten ſtolz zu ſeyn. Der Vorzug hellerer
beſiegter Vorurtheile, gemäßigterer Lei-
n, freierer Geſinnungen — wenn wir ihn
zu erweiſen im Stande ſind — koſtet uns
ige Opfer praktiſcher Tugend, ohne
unſer beſſeres Wiſſen kaum für einen Be-
nen können. Dieſelbe Kultur, welche in
Behirn das Feuer eines fanatiſchen Eifers
, hat zugleich die Gluth der Begeiſterung in
erzen erſtickt, den Schwung der Geſinnun-
mit, die *thatenreifende* Energie des Charak-

ters vernichtet. Die Herren des Mittela
ten an einen Wahn, den ſie mit Weisheit
ſelten, und eben weil er ihnen Weisheit w
Leben und Eigenthum; ſo ſchlecht ihre Ver
lehrt war, ſo heldenmäßig gehorchten ſie ih
ſten Geſetzen — und können wir, ihre
ten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir
Weisheit nur halb ſo viel als ſie an ih
heit, wagen?

Was der Verfaſſer der Einleitung zu n
der Geſchichte jenem Zeitalter als einen
Vorzug anrechnet, jene praktiſche Stärke
müths nämlich, das Theuerſte an das E
ſehen und einem blos idealiſchen Gut alle E
Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich
reit zu unterſchreiben. Derſelbe excentriſ
der Einbildungskraft, der den Geſchichtſchrei
kalten Politiker an jenem Zeitalter irre mach
an dem Moralphiloſophen einen weit billige
ter, ja nicht ſelten vielleicht einen Bewunder
ten unter allen Gräueln, welche ein ver
Glaubenseifer begünſtigt und heiligt, unter
geſchmackten Verirrungen der Superſtition,
ihn das erhabene Schauſpiel einer über alle
reize ſiegenden Ueberzeugung, einer feurig
ren Vernunft-Idee, welche über jedes
mächtige Gefühl ihre Herrſchaft behauptet.
gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer
Stillſtand in der Kultur, waren ſie ſogar e

uropäer in die vorige Wildheit, so war
hheit doch offenbar ihrer höchsten Würde
: so nahe gewesen, als sie es damals
n es anders entschieden ist, daß nur die
ist seiner Ideen über seine Gefühle
chen Würde verleiht. Die Willigkeit des
sich von übersinnlichen Triebfedern leiten
diese nothwendige Bedingung unsrer sitt-
ultur, mußte sich, wie es schien, erst
chlechtern Stoffe üben, und zur Fertigkeit
bis dem guten Willen ein hellerer
u Hülfe kommen konnte. Aber daß es
es edelste aller menschlichen Vermögen ist,
bei jenen wilden Unternehmungen äußert
det, söhnt den philosophischen Beurtheiler
rohen Geburten eines unmündigen Ver-
ner gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um
Beziehung willen, welche der bloße Ent-
nter der Fahne des Kreuzes zu streiten,
hsten sittlichen Würde des Menschen hat,
r ihm gern seine abenteuerlichen Mittel
chimärischen Gegenstand.
eser Art sind nun die Glaubenshelden, mit
die nachfolgende Geschichte bekannt macht;
achheiten von glänzenden Tugenden ge-
fen sich einer weisern Nachwelt kühn un-
ngesicht wagen. Unter dem Panier des
hen wir sie der Menschheit schwerste und
flichten üben und, indem sie nur einem

Kirchengesetze zu dienen glauben, unwissend di
höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Sucht
doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetz
geber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen
wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß si
die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel
entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zu
Tugend, so wie den Anspruch auf ihre Würde, a
ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr da
Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer, zu bluten befiehlt: wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglaube von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefecht hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst da glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben di Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte, und den zagen den Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, e *neue edelhaften* Kranken um Gottes Willen di

t, und ſich keinem der verächtlichen
ieht, die unſre verzärtelten Sinne em-
, der die Ritter des Spitals zu Jeru-
eſer Geſtalt erblickt, bei dieſen Geſchäf-
ht, kann ſich einer innigen Rührung
Wer ohne Erſtaunen die beharrliche Ta-
n, mit der ſich der kleine Heldenhaufe
s, in Rhodus und ſpäterhin auf Malta
überlegenen Feind vertheidigt? die un-
e Feſtigkeit ſeiner beiden Großmeiſter
n und La Valette, die gleich bewun-
e Willigkeit der Ritter ſelbſt, ſich dem
rn? Wer lieſt ohne Erhebung des Ge-
reiwilligen Untergang jener vierzig Hel-
St. Elmo, ein Beiſpiel des Gehorſams,
geprieſenen Selbſtaufopferung der Spar-
hermopylä nur durch die größere Wich-
Zwecks übertroffen wird! Es iſt der
Religion von berühmten Schriftſtellern
f gemacht worden, daß ſie den kriegeri-
ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer
ung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf
gend wird er durch das Beiſpiel der
durch die glorreichen Thaten des Jo-
d Tempelordens widerlegt! Der Grie-
ner kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeit-
für das begeiſternde Phantom der Welt-
d der Ehre, kämpfte vor den Augen ei-
n Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für

ſein Verdienſt ſchon von Ferne zeigte. — Der Mut
jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe, ur
hatte keine andere Nahrung als ſein eigenes une
ſchöpfliches Feuer.

Aber es iſt noch eine andere Rückſicht, aus welch
mir eine Darſtellung der äußern und innern Schi
ſale dieſes geiſtlichen Ritterordens Aufmerkſamke
zu verdienen ſchien. Dieſer Orden nämlich iſt zu
gleich ein politiſcher Körper, gegründet zu einem e
genthümlichen Zweck, durch beſondere Geſetze unte
ſtützt, durch eigenthümliche Bande zuſammengeha
ten. Er entſteht, er bildet ſich, erblüht und ve
blüht, kurz er öffnet und beſchließt ſein ganzes pol
tiſches Leben vor unſern Augen. Der Geſichtspunk
aus welchem der philoſophiſche Beurtheiler jede pol
tiſche Geſellſchaft betrachtet, kann auch auf dieſe
mönchiſch-ritterlichen Staat mit Recht ang
wendet werden. Die verſchiedenen Formen nämlic
in welchen politiſche Geſellſchaften zuſammentreten
erſcheinen demſelben als eben ſo viele von der Menſch
heit (wenn gleich nicht abſichtlich) angeſtellte Ver
ſuche, die Wirkſamkeit gewiſſer Bedingungen entw
der für einen eigenthümlichen Zweck oder für de
gemeinſchaftlichen Zweck aller Verbindungen übe
haupt zu erproben. Was kann aber unſerer Au
merkſamkeit würdiger ſeyn, als den Erfolg dieſe
Verſuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit ode
Unſtatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwec
an einem belebenden Beiſpiele dargethan zu ſehen

hat das menſchliche Geſchlecht in der Folge der
n beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der
ſchaftlichen Glückſeligkeit — wenn gleich nicht in
r Abſicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es
ſich, um endlich die zweckmäßigſte zu erhaſchen,
len Formen der politiſchen Gemeinſchaft verſucht.
alle dieſe Staatsorganiſationen wird die Welt-
rie gleichſam zu einer pragmatiſchen Natur-
hichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie
oder wie wenig durch dieſe verſchiedenen Prin-
n der Verbindung für das letzte Ziel des ge-
ſchaftlichen Strebens gewonnen worden iſt. Aus
m ähnlichen Geſichtspunkt laſſen ſich nun auch die
erainen geiſtlichen Ritterorden betrachten, denen
Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuz-
die Entſtehung gegeben hat. Antriebe, welche
nie zuvor in dieſer Verknüpfung und zu die-
Zwecke wirkſam gezeigt, werden hier zum erſten
zur Grundlage eines politiſchen Körpers ge-
men, und das Reſultat davon iſt, was die nach-
nde Geſchichte dem Leſer vor Augen legt. Ein
iger Rittergeiſt verbindet ſich mit zwangvollen
ensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die
ige Selbſtverläugnung, welche das Chriſtenthum
ert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den
rn Feind der Religion einen undurchdringlichen
laur zu bilden, und mit gleichem Heroismus
n mächtigen Gegner von Innen, dem Stolz und
Ueppigkeit, *einen ewigen* Krieg zu ſchwören.

Rührende erhabene Einfalt bezeichnet die Kin
heit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine J
gend; aber bald unterliegt auch er dem gemein
Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Mac
natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsa
keit, führen ihn mit beschleunigten Schritten d
Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth sie
der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäusc
zu denen ein so schöner Anfang berechtigte; ab
dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstößli
Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn u
Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft f
die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen d
ses Ordens habe berühren können, glaube ich kei
weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu habe
aus denen ich veranlaßt worden bin, das Verto
sche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Dr
zu befördern. Ob dasselbe auch der Absicht vollko
men entspricht, welche mir bei Anempfehlung deß
ben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behau
ten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalt
was einen würdigen Begriff von dem Orden geb
und die Aufmerksamkeit des Lesers daran fesseln kan
Der Uebersetzer hat sich, so viel immer mögli
bestrebt, der Erzählung, welche im Original se
ins Weitschweifige fällt, einen raschern Gang u
ein lebhafteres Interesse zu geben, und auch da, w
man tadelt dem Verfasser die Unbefangenheit des

theils vermißt, wird man die verbeſſernde Hand des deutſchen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieſes Buch nicht für den Gelehrten und eben ſo wenig für die ſtudirende Jugend, ſondern für das leſende Publikum, welches ſich nicht an der Quelle ſelbſt unterrichten kann, beſtimmt iſt, braucht wohl nicht geſagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe deſſelben Dank zu verdienen. Die Geſchichte ſelbſt wird ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen ſeyn, da der Orden mit dem Ablauf des ſechszehnten Jahrhunderts die Fülle ſeines Ruhms erreicht hat, und von da an mit ſchnellen Schritten in eine politiſche Vergeſſenheit ſinkt.

Vorrede
zu dem ersten Theile
der
merkwürdigen Rechtsfälle
nach Pitaval.

(Jena 1792.)

Unter derjenigen Klasse von Schriften, welche eigentlich dazu bestimmt ist, durch die Lesegesellschaften ihren Cirkel zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige, bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gebessert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu deren Geistesbildung von Seite des Staats so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Skribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre schlechte Waare, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisirte Geschichten, *sogenannte Schriften* für Damen und dergleichen,

welche den beſten Schatz der Leſebibliotheken ausmachen und den kleinen Reſt geſunder Grundſätze, den unſre Theaterdichter noch verſchonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Urſachen nachgeht, welche den Geſchmack an dieſen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, ſo findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menſchen zu leidenſchaftlichen und verwickelten Situationen gegründet: Eigenſchaften, woran es oft den ſchlechteſten Produkten am wenigſten fehlt. Aber derſelbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum ſollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn beſſere Schriftſteller ſich herablaſſen möchten, den ſchlechten die Kunſtgriffe abzuſehen, wodurch ſie ſich den Leſer erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieſes allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unſer Publikum kultivirt genug ſeyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zuſatz für ſich ſelbſt lieb zu gewinnen, iſt es an einem unterhaltenden Buch ſchon Verdienſt genug, wenn es ſeinen Zweck ohne die ſchädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehreſten Schriften dieſer Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die ſie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigſtens, ſo lang es geleſen wird, ein ſchlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den *Verſtand, ſtreut es* den Samen nützlicher

Kenntniſſe aus, dient es dazu, das Nachdenken des Leſers auf würdige Zwecke zu richten, ſo kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgeſprochen werden.

Von dieſer Art iſt das gegenwärtige Werk, für deſſen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin, ein öffentliches Zeugniß abzulegen, und ich glaube keine andern Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe deſſelben zu rechtfertigen. Man findet in demſelben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche ſich an Intereſſe der Handlung, an künſtlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände bis zum Roman erheben, und dabei noch den Vorzug der hiſtoriſchen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menſchen in den verwickeltſten Lagen, welche die ganze Erwartung ſpannen, und deren Auflöſung der Divinationsgabe des Leſers eine angenehme Beſchäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenſchaft entfaltet ſich hier vor unſern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geiſtlichen ſowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bei ſolchen Anläſſen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menſchenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umſtändlichere Rechtsgang die ge-

heimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Kriminalproceß das Innerste der Gedanken, und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntniß und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechts-Kenntnisse erhöht, die darin ausgestreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfasser haben, wo es anging, dafür gesorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entscheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit setzte, auch dem Leser mitzutheilen, indem sie für beide entgegengesetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich große Kunst aufbieten, die letzte Entwickelung zu verstecken, und dadurch die Erwartung aufs Höchste zu treiben.

Eine treue Uebersetzung der Pitaval'schen Rechtsfälle ist bereits in derselben Verlagshandlung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt

worden. Aber der erweiterte Zweck dieſes Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieſer neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rückſicht nahm; ſo würde es zweckwidrig geweſen ſeyn, bei dem juriſtiſchen Theil dieſelbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverſtändige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Ueberſetzers erlitt, gewann die Erzählung ſchon an Intereſſe, ohne deswegen an Vollſtändigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitaval'ſchen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber iſt man geſonnen, auch von andern Schriftſtellern und aus andern Nationen (beſonders wo es ſeyn kann, aus unſerm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmälig dieſe Sammlung zu einem vollſtändigen Magazin für dieſe Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den ſie erreichen ſoll, beruht nunmehr auf der Unterſtützung des Publikums und der Aufnahme, welche dieſem erſten Verſuch widerfahren wird.

Ueber
Anmuth und Würde. *)

Die griechiſche Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft beſitzt, dem der ihn trägt, Anmuth zu verleihen und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterſchieden alſo die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie dieſe durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein Eigenthum der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttinn allein, die den Gürtel des Reizes trägt

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Schrift erſchien zuerſt in der neuen Thalia im 2ten Stück des Jahrgangs 1793.

und verleiht. Juno, die herrliche Königinn Himmels, muß jenen Gürtel erſt von der V entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein g ſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt, (den ma Gattinn Jupiters keineswegs abſpricht) iſt ohne muth nicht ſicher zu gefallen; denn nicht von i eigenen Reizen, ſondern von dem Gürtel der V erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren tel entäußern und ſeine Kraft auf das Minderſ übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſch ſtendes Prärogativ des Schönen, ſondern auch, obgleich immer nur aus der Hand des nen, auf das Minderſchöne, ja ſelbſt auf das N ſchöne übergehen.

Die nämlichen Griechen empfahlen demjeni dem bei allen übrigen Geiſtesvorzügen die Anm das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Göttinnen wurden alſo von ihnen zwar als Be terinnen des ſchönen Geſchlechts vorgeſtellt, doch als ſolche, die auch dem Mann gewogen we können, und die ihm, wenn er gefallen will, un behrlich ſind.

Was iſt aber nun die Anmuth, wenn ſie ſich dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ſchließend verbindet? wenn ſie zwar von dem S *nen herſtammt*, aber die Wirkungen deſſelben

dem Nichtschönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein Neigung einflößen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anschauungen, in welchen der reine Naturſinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern als folgenden Sinn einzuschließen.

Anmuth ist eine bewegliche Schönheit: eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren **Gürtel** ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne **Schönheit** ist sie nicht Venus mehr.

Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Besondere, daß er der

Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmuth verleiht; und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern blos den Eindruck derſelben, ſubjektiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daß ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daß die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht blos ſo ſcheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die perſönliche Eigenſchaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar vor dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht natürlich, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt magiſch, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freilich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur deſſelben zu verändern, ſo kann er nichts Anderes als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, die mit einem Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung iſt ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leiſtet, die in dem angeführten Mythus enthalten ſind. Sie iſt erſtlich objektiv und kommt dem Gegenſtande ſelbſt zu, nicht blos der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie iſt zweitens etwas Zufälliges an demſelben, und der Gegenſtand bleibt übrig, auch wenn wir dieſe Eigenſchaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minderſchönen, und ſelbſt bei dem Nichtſchönen ſeine magiſche Kraft nicht; das heißt, auch das Minderſchöne, auch das Nichtſchöne, kann ſich ſchön bewegen.

Die Anmuth, ſagt der Mythus, iſt etwas Zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen dieſe Eigenſchaft haben. An einem Ideal der Schönheit müſſen alle nothwendigen Bewegungen ſchön ſeyn, weil ſie, als nothwendig, zu ſeiner Natur gehören; die Schönheit dieſer Bewegungen iſt alſo ſchon mit dem Begriff der Venus gegeben; die Schönheit der zufälligen

ist hingegen eine Erweiterung dieses Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daß der griechische Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schließt selbst die Schönheit der Gestalt in die Gränzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was blos Natur ist, gemein hat. Könnten also die Locken an einem schönen Haupte sich mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaßen der Thiere, sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttinn von Gnidus repräsentirt nur die menschliche Gattung, und da, wo der Mensch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört sie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle

ls die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Will-
ürlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein
ch nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte ſich die
Begierde mit Anmuth, der Inſtinkt mit Grazie
ußern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr
ähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem
lusdrucke zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die
er Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit
inſchließt. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne
Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle iſt es
leich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelli-
enz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee ſogleich
inen Leib anbildet und auch das Geiſtige zu ver-
örpern ſtrebt, ſo fordert er von jeder Handlung des
nſtinkts an dem Menſchen zugleich einen Ausdruck
iner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die
latur nie blos Natur: darum darf er auch nicht
röthen, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft nie-
als blos Vernunft: darum darf er auch nicht zit-
ern, unter ihren Maßſtab zu treten. Natur und
Sinnlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Him-
el fließen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen
ſammen. Er führte die Freiheit, die nur im
Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der
Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hin-
ehen laſſen, daß er die Sinnlichkeit in den Olym-
ms verſetzte.

Dieſer *zärtliche Sinn* der Griechen nun, der

das Materielle immer nur unter der Begleit
des Geiſtigen duldet, weiß von keiner willkürli
Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlich
allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des
raliſch empfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher iſt
auch die Anmuth nichts Anderes, als ein ſolcher
ner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Be
gungen. Wo alſo Anmuth ſtattfindet, da iſt
Seele das bewegende Princip, und in ihr iſt
Grund von der Schönheit der Bewegung enthal
Und ſo löst ſich denn jene mythiſche Vorſtellung
folgenden Gedanken auf: „Anmuth iſt eine Sc
heit, die nicht von der Natur gegeben, ſondern
dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird.“

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeſchränkt,
Begriff der Anmuth aus der griechiſchen Fabel
entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt
zuthun. Jetzt ſey mir erlaubt zu verſuchen,
ſich auf dem Weg der philoſophiſchen Unterſuch
darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier,
in ſo vielen andern Fällen, wahr iſt, daß ſich
philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen
men kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel geah
und die Poeſie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die
zien, repräſentirt uns das Ideal der Schönheit
wie letztere aus den Händen der bloßen Na
kommen kann, und, ohne die Einwirk
eines empfindenden Geiſtes, durch die

ischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die abel für dieſe Schönheit eine eigene Göttergeſtalt ur Repräſentantinn auf, denn ſchon das natürliche efühl unterſcheidet ſie auf das Strengſte von der=nigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geiſtes ren Urſprung verdankt.

Es ſey mir erlaubt, dieſe von der bloßen Natur, ach dem Geſetz der Nothwendigkeit gebildete Schön=eit, zum Unterſchied von der, welche ſich nach Frei=eitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues architektoniſche Schönheit) zu benennen. Mit dieſem Namen will ich alſo denjenigen Theil er menſchlichen Schönheit bezeichnet haben, der icht blos durch Naturkräfte ausgeführt wor=en (was von jeder Erſcheinung gilt), ſondern der uch nur allein durch Naturkräfte be=timmt iſt.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende mriſſe, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein einer und freier Wuchs, eine wohlklingende Stim=e u. ſ. f. ſind Vorzüge, die man blos der Natur nd dem Glück zu verdanken hat; der Natur, elche die Anlage dazu hergab, und ſelbſt entwi=kelte; dem Glück, welches das Bildungsgeſchäft er Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte eſchützte.

Dieſe Venus ſteigt ſchon ganz vollendet us dem Schaume des Meers empor: vollendet, enn ſie iſt ein *beſchloſſenes*, ſtreng abgewogenes

Werk der Nothwendigkeit, und als solches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nämlich nichts Anderes ist, als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtet, und daher jede ihrer Eigenschaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entschieden ist, so kann sie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich diese erst unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung muß von der technischen Vollkommenheit derselben wohl unterschieden werden. Unter der letztern hat man das System der Zwecke selbst zu verstehen, so wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzweck vereinigen; unter der erstern hingegen blos eine Eigenschaft der Darstellung dieser Zwecke, so wie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Wenn man also von der Schönheit spricht, so wird weder der materielle Werth dieser Zwecke, noch die formale Kunstmäßigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Das anschauende Vermögen hält sich einzig nur an die Art des Erscheinens, ohne auf die logische Beschaffenheit seines Objekts die geringste Rücksicht zu nehmen. Ob also gleich die architektonische Schönheit des menschlichen Baues durch den Begriff, der demselben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt ist, welche die Natur mit ihm *beabsichtet*, so isolirt doch das ästhetische Urtheil

; von dieſen Zwecken, und nichts, als was
einung unmittelbar und eigenthümlich an-
wird in die Vorſtellung der Schönheit auf-
en.

kann daher auch nicht ſagen, daß die Würde
nſchheit die Schönheit des menſchlichen
erhöhe. In unſer Urtheil über die letz-
die Vorſtellung der erſtern zwar einfließen,
dann hört es zugleich auf, ein reinäſtheti-
theil zu ſeyn. Die Technik der menſchli-
ſtalt iſt allerdings ein Ausdruck ſeiner Be-
g, und als ein ſolcher darf und ſoll ſie uns
ung erfüllen. Aber dieſe Technik wird nicht
nn, ſondern dem Verſtande vorgeſtellt;
nur gedacht werden, nicht erſchei-
Die architektoniſche Schönheit hingegen kann
Ausdruck ſeiner Beſtimmung ſeyn, da ſie
in ganz andres Vermögen wendet, als das-
welches über jene Beſtimmung zu ent-
hat.

n daher dem Menſchen, vorzugsweiſe vor
rigen techniſchen Bildungen der Natur,
it beigelegt wird, ſo iſt dieß nur in ſo fern
s er ſchon in der bloßen Erſcheinung
orzug behauptet, ohne daß man ſich dabei
Menſchheit zu erinnern braucht. Denn da
ßte nicht anders als vermittelſt eines Be-
ſchehen könnte, ſo würde nicht der Sinn,
der *Verſtand, über die* Schönheit Richter

Natur ſie nicht blos ausdrückt, ſondern auch erſchafft. Sie iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen, und auch der Künſtler, der ſie beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß er die Natur gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurtheilen, muß man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäß iſt, zu Hülfe nehmen; dieß hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig kompetenter Richter, und dieß könnte er nicht ſeyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Objekt iſt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freilich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiß man, hält ſich nur an das Unmittelbare, und für ihn iſt es alſo gerade ſoviel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem Bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie blos in der Sinnenwelt entſpringt, und ſich auch nur an das ſinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben, als fremdartig, abgeſondert haben, was die Vorſtellung der Vollkommenheit in unſer Urtheil über die Schönheit

zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſeyn könnte. Nichts deſto weniger iſt es eben ſo ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entſchieden iſt, daß es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muß man ſich erinnern, daß es zweierlei Arten gibt, wodurch Erſcheinungen Objekte der Vernunft werden, und Ideen ausdrücken können. Es iſt nicht immer nöthig, daß die Vernunft dieſe Ideen aus den Erſcheinungen herauszieht; ſie kann ſie auch in dieſelben hineinlegen. In beiden Fällen wird die Erſcheinung einem Vernunftbegriff adäquat ſeyn, nur mit dem Unterſchied, daß in dem erſten Fall die Vernunft ihn ſchon objektiv darin findet, und ihn gleichſam von dem Gegenſtand nur empfängt, weil der Begriff geſetzt werden muß, um die Beſchaffenheit und oft ſelbſt um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daß ſie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erſcheinung gegeben iſt, ſelbſtthätig zu einem Ausdruck deſſelben macht, und alſo etwas blos Sinnliches überſinnlich behandelt. Dort iſt alſo die Idee mit dem Gegenſtande objektiv nothwendig, hier hingegen höchſtens ſubjektiv nothwendig verknüpft. Ich *brauche nicht zu* ſagen, daß ich jenes

aber sie ist es in keinem andern Sinne und mit
nem größern Rechte, als überhaupt jede schöne
dung der Natur. Dem Grade nach übert
sie zwar alle anderen Schönheiten, aber der
nach steht sie in der nämlichen Reihe mit denjen
da auch sie von ihrem Subjekte nichts, als was
lich ist, offenbart, und erst in der Vorstellung
übersinnliche Bedeutung empfängt. *) Daß die
stellung der Zwecke am Menschen schöner ausgefa
ist, als bei andern organischen Bildungen, ist
eine Kunst anzusehen, welche die Vernunft,
Gesetzgeberinn des menschlichen Baues, der N

*) Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in
bloßen Anschauung wird Alles, was an der S
heit objektiv ist, gegeben. Da aber das, was
Menschen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen
in der bloßen Anschauung nicht vorkommt, so kann
Eigenschaft, die sich schon in der bloßen Anschauung
bart, diesen Vorzug nicht sichtbar machen. Seine hi
Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird
durch seine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorstel
von jener kann daher nie ein Ingredienz von dieser abg
nie in das ästhetische Urtheil mit aufgenommen wer
Nicht der Gedanke selbst, dessen Ausdruck die mensch
Bildung ist, blos die Wirkungen desselben in der Er
nung offenbaren sich dem Sinn. Zu dem übersinnli
Grund dieser Wirkungen erhebt der bloße Sinn sich eb
wenig, als (wenn man mir dieß Beispiel verstatten
der blos sinnliche Mensch zu der Idee der obersten U
ursache hinaufsteigt, wenn er seine Triebe befriedigt.

als Ausrichterinn ihrer Gesetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweise treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zusammen, so daß die letztere den Anfang der erstern vollzieht, indem sie blos nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieses kann aber nur von der architektonischen Schönheit des Menschen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des sie bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues berechnet werden, welches aber nicht mehr stattfindet, sobald die Nothwendigkeit nur einseitig ist und die übersinnliche Ursache, welche die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architektonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung Alles dessen, was der Mensch zu Erfüllung seiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem schaffenden Verstand übergeben wurde, und sie also in diesem ihrem organischen Geschäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine Person, ein Wesen also, welches selbst Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände seyn, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann. Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens,

also von Zuständen, die er selbst in seiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit bestimmt.

Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würde die Natur zugleich die Gesetze geben und die Fälle der Anwendung bestimmen; jetzt theilt sie das Regiment mit der Freiheit, und obgleich ihre Gesetze Bestand haben, so ist es nunmehr doch der Geist, der über die Fälle entscheidet.

Das Gebiet des Geistes erstreckt sich so weit, als die Natur lebendig ist, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben sich in die formlose Masse verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Es ist bekannt, daß alle bewegenden Kräfte im Menschen unter einander zusammenhängen, und so läßt sich einsehen, wie der Geist — auch nur als Princip der willkürlichen Bewegung betrachtet — seine Wirkungen durch das ganze System derselben fortpflanzen kann. Nicht blos die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigstens mittelbar seinen Einfluß. Der Geist bestimmt sie nicht blos absichtlich, wenn er handelt, sondern auch unabsichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für sich allein kann, wie aus dem Obigen klar ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinungen sorgen, die sie selbst uneingeschränkt, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit zu bestimmen *hat. Aber mit* der Willkür tritt der Zufall in

ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche ſie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, nach keinen andern als ihren eignen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr aus dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde denn der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich durch den Gebrauch ſeiner Freiheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erſcheinung zu ſinken, und in dem Urtheile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhle der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln erfüllte Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinem Bau blos angekündigte Beſtimmung begünſtigte; und wenn gleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die Uebereinſtimmung liebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freie Principium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen *zu beſtimmen*, und durch ſeine Dazwi-

Aber nicht alle Bewegungen am Menschen s
der Grazie fähig. Grazie ist immer nur die Sch
heit der durch Freiheit bewegten Gestal
und Bewegungen, die blos der Natur ang
hören, können nie diesen Namen verdienen.
ist zwar an dem, daß ein lebhafter Geist sich zul
beinahe aller Bewegungen seines Körpers bemä
tigt, aber wenn die Kette sehr lang wird, wodu
sich ein schöner Zug an moralische Empfindung
anschließt, so wird er eine Eigenschaft des Bau
und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen. Er
lich bildet sich der Geist sogar seinen Körper, u
der Bau selbst muß dem Spiele folgen, so daß
die Anmuth zuletzt nicht selten in architektonis
Schönheit verwandelt.

So wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Ge
selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Gru
richtet, daß man unter den unterwürdigen Händ
der Freiheit das herrliche Meisterstück der Nat
zuletzt nicht mehr erkennen kann, so sieht man a
zuweilen das heitre und in sich harmonische Gemü
der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hü
kommen, die Natur in Freiheit setzen, und die n
eingewickelte gedrückte Gestalt mit göttlicher Glo

gen von willkürlichen sind, können nie anmuthig seyn, u
entfernt, daß sie es vorzugsweise seyn könnten; und wo
eine schlafende Person reizend ist, so ist sie es keinesw
durch die Bewegungen, die sie macht, sondern durch
Ruhe die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

auseinander breiten. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Versäumniß herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbessern, sobald nur der sittliche Geist sie in ihrem Bildungswerk unterstützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die verfesteten Bewegungen (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anscheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammichten oder geschlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelsohn auch wirklich behauptet. *) Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit ist zuletzt blos eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiß, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heißen die Bewegungen will-

*) Philos. Schriften, I. 90.

kürlich oder abgezweckt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung: diese nenne ich sympathetische Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlsvermögen und der Naturtrieb bestimmt: denn der Naturtrieb ist kein freies Prinzip, und was er verrichtet, das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich also nur diejenigen verstanden haben, welche der moralischen Empfindung, oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beiden Arten der in der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Was man beim Philosophiren nothwendig von einander trennen muß, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von jenen sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen diese entspringen. Indem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitsprechen, und der mimische Theil der Unterhaltung wird nicht selten *für den beredtesten* geachtet. Aber auch selbst

ine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine
mpathetiſche anzuſehen ſeyn, und dieß geſchieht als-
ann, wenn ſich etwas Unwillkürliches in das Will-
ürliche derſelben mit einmiſcht.

Die Art und Weiſe nämlich, wie eine willkür-
che Bewegung vollzogen wird, iſt durch ihren Zweck
icht ſo genau beſtimmt, daß es nicht mehrere Ar-
en geben ſollte, nach denen ſie kann verrichtet wer-
en. Dasjenige nun, was durch den Willen oder
en Zweck dabei unbeſtimmt gelaſſen iſt, kann durch
en Empfindungszuſtand der Perſon ſympathetiſch
eſtimmt werden, und alſo zu einem Ausdruck deſſel-
en dienen. Indem ich meinen Arm ausſtrecke,
m einen Gegenſtand in Empfang zu nehmen, ſo
ühre ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die
h mache, wird durch die Abſicht, die ich damit er-
eichen will, vorgeſchrieben. Aber welchen Weg ich
einen Arm zu dem Gegenſtand nehmen, und wie
eit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen laſ-
n; wie geſchwind oder langſam, und mit wie viel
der wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrich-
n will, in dieſe genaue Berechnung laſſe ich mich
i dem Augenblick nicht ein, und der Natur in
ir wird alſo hier etwas anheim geſtellt. Auf ir-
end eine Art und Weiſe muß aber doch dieſes,
urch den bloßen Zweck nicht Beſtimmte, entſchieden
erden, und hier alſo kann meine Art zu empfin-
en den Ausſchlag geben, und durch den Ton, den
e angibt, die *Art und Weiſe* der Bewegung beſtim-

man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Wort
aus ſeinen Gebärden, alſo aus Bewegungen
er nicht will, zu errathen ſuchen. Erfähr
aber, daß ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge
len kann, ſo traut man ſeinem Geſicht, vo
Augenblick dieſer Entdeckung an, nicht mehr,
läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck
Geſinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Menſch durch Kun
Studium es zuletzt wirklich dahin bringen,
auch die begleitenden Bewegungen ſeinem
unterwirft, und gleich einem geſchickten Taſch
ler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen
ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an eine
chen Menſchen iſt dann auch Alles Lüge, und al
tur wird von der Kunſt verſchlungen. Graz
gegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkürlic
(wenigſtens ſo ſcheinen), und das Subjekt
darf nie ſo ausſehen, als wenn es *um ſein*
muth wüßte.

Daraus erſieht man auch beiläufig, was
von der *nachgeahmten* oder *gelernten*
muth (die ich die theatraliſche und die Tanzm
grazie nennen möchte) zu halten habe. S
ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schön
die am Putztiſch aus Karmin und Bleiweiß, f
Locken, Fausses Gorges und Wallfiſchrippe
vorgeht, und verhält ſich ungefähr eben ſo
wahren Anmuth, wie die Toiletten-S

eit ſich zu der architektoniſchen verhält. *)
uf einen ungeübten Sinn können beide völlig den-
lben Effekt machen, wie das Original, das ſie
achahmen; und iſt die Kunſt groß, ſo kann ſie auch

*) Ich bin eben ſo weit entfernt, bei dieſer Zuſammenſtellung dem Tanzmeiſter ſein Verdienſt um die wahre Grazie, als dem Schauſpieler ſeinen Anſpruch darauf abzuſtreiten. Der Tanzmeiſter kommt der wahren Anmuth unſtreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchafft, und die Hinderniſſe hinwegräumt, welche die Maſſe und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegenſetzen. Er kann dieß nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilſamen Zucht erhalten, und ſo lange die Trägheit widerſtrebt, ſteif, d. i. zwingend ſeyn und auch ſo ausſehen dürfen. Entläßt er aber den Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muß die Regel bei dieſem ihren Dienſt ſchon geleiſtet haben, daß ſie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht: kurz das Werk der Regel muß in Natur übergehen.

Die Geringſchätzung, mit der ich von der theatraliſchen Grazie rede, gilt nur der nachgeahmten, und dieſe, nehme ich keinen Anſtand, auf der Schaubühne, wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſeine Grazie, geſetzt, daß ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gelungen ſey, an der Toilette ſtudirt hat. Die Forderungen, die wir an den Schauſpieler machen, ſind: 1) Wahrheit der Darſtellung und 2) Schönheit der Darſtellung. Nun behaupte ich, daß der Schauſpieler, was die Wahrheit der Darſtellung betrifft, Alles durch Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen müſſe, weil er ſonſt gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder ſehe, daß er, der einen wüthenden Guelfo meiſterhaft ſpielte, ein

von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, in so fern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen am Menschen, die der Naturtrieb, oder ein herrgewordener Affekt auf seine eigene Hand ausführt, und die also auch ihrem Ursprung nach sinnlich sind, verlangen wir etwas ganz Anderes als Anmuth, wie sich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Person an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn also die Anmuth eine Eigenschaft ist, die wir von willkürlichen Bewegungen fordern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth selbst doch alles Willkürliche verbannt seyn muß, so werden wir sie in demjenigen, was bei absichtlichen Bewegungen unabsichtlich, zugleich aber einer moralischen Ursache im Gemüth entsprechend ist, aufzusuchen haben.

Dadurch wird übrigens blos die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat; aber eine Bewegung kann alle diese Eigenschaften haben, ohne deswegen anmuthig zu seyn. Sie ist dadurch blos sprechend (mimisch).

Sprechend (im weitesten Sinne) nenne ich jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdrückt. In dieser Bedeutung sind also alle sympathetischen Bewegungen sprechend, selbst diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch

thierische Bildungen sprechen, indem ihr das Innere offenbart. Hier aber spricht Natur, nie die Freiheit. In der per- Gestalt und in den festen architektonischen Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, mischen Zügen das erwachte oder gestillte riß an. Der Ring der Nothwendigkeit das Thier wie durch die Pflanze, ohne Person unterbrochen zu werden. Die lität seines Daseyns ist nur die besondere ig eines allgemeinen Naturbegriffs; die nlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes piel einer Ausführung des Naturzwecks immten Naturbedingungen.

end im engern Sinn ist nur die mensch- ung und diese auch nur in denjenigen ihrer igen, die seinen moralischen Empfindungs- egleiten und demselben zum Ausdruck

in diesen Erscheinungen; denn in allen eht der Mensch in gleicher Reihe mit den Sinnenwesen. In seiner permanenten Ge- in seinen architektonischen Zügen legt blos ur, wie beim Thier und allen organischen ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur kann zwar viel weiter gehen, als bei diesen, Verbindung der Mittel zur Erreichung der- istreicher und *verwickelter* seyn; dieß Alles

kommen könnten, so war er bestimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch seine Freiheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweist also den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Bestimmung ist also eben so gewiß moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muß man die stummen Züge unterscheiden, die blos die plastische Natur, in so fern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge stumm, weil sie als unverständliche Chiffern der Natur von dem Charakter schweigen. Sie zeigen blos die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für sich allein schon hin, das Individuum zu unterscheiden, aber von der Person können sie nie etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognom nicht blos wissen will, was der Mensch selbst aus sich gemacht, sondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören, und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzlose Affekt streiten unaufhörlich um ihr *Gebiet;* und was die Natur mit unermüdeter stiller

der Freiheit, die gleich einem aufschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschafft sich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig durchgearbeitet haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das Generische, die ganze Individualität der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt Alles Seele sey.

Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der Regel, (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtliche Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird die *Ausgabe nie* die Einnahme übersteigen,

vielmehr die thierische Oekonomie immer Ueberschuß haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den sie ihm auswirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und sein ganzer Ruhm ist, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleistet wird also werden, was die Organisation immer leisten kann, und floriren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Einverständniß zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig seyn, und hier ist es auch, wo sie in ihrer Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit den besondern, oder den organischen, und die kunstreichste Technik wird endlich von Kohäsion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als bloßes Naturprodukt, ihre bestimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beschleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die Masse allmälig über die Form Meister wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eignes Grab bereitet. *)

*) Daher man auch mehrentheils finden wird, daß solche Schönheiten des Baues sich schon im mittlern Alter durch Obesität sehr merklich vergröbern, daß, anstatt jener kaum *angedeuteten zarten* Lineamente der Haut, sich Gruben ein*fenken und wurmförmige* Falten aufwerfen, daß das Ge-

Ob indeſſen gleich kein einzelner ſtummer Zug
usdruck des Geiſtes iſt, ſo iſt eine ſolche ſtumme
ildung doch im Ganzen charakteriſtiſch; und zwar
s eben dem Grunde, warum eine ſinnlich ſpre-

---

wicht unvermerkt auf die Form Einfluß bekommt, und das reizende mannigfache Spiel ſchöner Linien auf der Oberfläche ſich in einem gleichförmig ſchwellenden Polſter von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was ſie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, daß etwas Aehnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen, mit der architektoniſchen Schönheit Vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß, und nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Beide Günſtlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterinn heranzuziehen, eben ſo ergeht es auch dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſenſchaft zu ſtärken verabſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als ſinnliche Vorzüge ertheilen), ſo mag es bei Zeiten darauf denken ſich dieſes zweideutigen Geſchenks durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen

chende es ist. Der Geist nämlich soll thätig seyn u
soll moralisch empfinden, und also zeugt es v
seiner Schuld, wenn seine Bildung davon keine Sp
ren aufweist. Wenn uns also gleich der reine u
schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Archite
tur seiner Gestalt mit Wohlgefallen und mit Eh
furcht gegen die höchste Vernunft, als ihre Ursach

---

des Geistes werden können; dadurch, meine ich, daß es
Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts,
was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältn
mäßige Kraft der Vernunft beherrscht wird die wildauf
schossene Naturkraft über die Freiheit des Verstan
hinauswachsen, und sie eben so ersticken, wie bei der archit
tonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich B
lege, besonders an denjenigen Dichtergenien, die früher
rühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bei m
cher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist.
aber der kurze Frühling vorbei, und fragt man nach
Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige u
oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder
dungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, d
der Stoff sich zur Form veredelt und der bildende Geist in
Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie wie jedes and
Naturprodukt der Materie anheim gefallen, und die v
sprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lich
— wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poet
rende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem St
zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschm
es nicht, der Natur bei einem andern soldern Bildun
werk zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeug
nicht recht mehr gelingen will.

rfüllt, ſo werden beide Empfindungen nur ſo lange ngemiſcht bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung ſt. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Per=on, ſo ſind wir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu erwarten, und ſchlägt dieſe Erwartung fehl, ſo wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Blos organiſche Weſen ſind uns ehrwürdig als Geſchöpfe; der Menſch aber kann es uns nur als Schöpfer, (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) ſeyn. Er ſoll nicht blos, wie die übrigen Sinnenweſen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, von ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen gefordert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewußt wird; aber es muß zugleich eine Bildung ſeyn, die zu ſeinem Vortheile ſpricht, d. i. die eine ſeiner Beſtimmung gemäße Empfindungsart, eine moraliſche Fertigkeit ausdrückt. Dieſe Anforderung macht die Vernunft an die Menſchenbildung.

Der Menſch iſt aber als Erſcheinung zugleich Gegenſtand des Sinnes. Wo das moraliſche Gefühl Befriedigung findet, da will das äſthetiſche nicht verkürzt ſeyn, und die Uebereinſtimmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung kein Opfer koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vernunft einen *Ausdruck der Sittlichkeit* fordert, ſo unnach=

läßlich fordert das Auge Schönheit. Da dieſe
den Forderungen an daſſelbe Objekt, obgleich von
ſchiedenen Inſtanzen der Beurtheilung, ergehen,
muß auch durch eine und dieſelbe Urſache für bei
Befriedigung geſorgt ſeyn. Diejenige Gemüthsv
faſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wi
ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüll
muß einen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm a
als bloßer Erſcheinung, am vortheilhafteſten
Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit m
ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die große Schwierigkeit e
tritt. Schon aus dem Begriff moraliſchſprechen
Bewegungen ergibt ſich, daß ſie eine moraliſche
ſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt h
aus liegt; eben ſo ergibt ſich aus dem Begriffe
Schönheit, daß ſie keine andern als ſinnliche Ur
chen habe, und ein völlig freier Natureffekt ſe
oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der le
Grund moraliſchſprechender Bewegungen nothwen
außerhalb, der letzte Grund der Schönheit ei
ſo nothwendig innerhalb der Sinnenwelt lie
ſo ſcheint die Grazie, welche beides verbind
ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen m
ſen, „daß die moraliſche Urſache im Gemüthe, die
Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhäng
den Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothw
dig hervorbringe, der die Naturbedingung

in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt näm-
von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe
n, und, in ſo fern es das Schöne iſt, auch
Bedingungen voraus. – Daß nun der
einem Geſetz, das wir nicht ergründen
ch den Zuſtand, worin er ſich ſelbſt be-
ihn begleitenden Natur den ihrigen vor-
daß der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit
de derjenige iſt, durch den die ſinnlichen
des Schönen in Erfüllung gebracht
durch macht er das Schöne möglich,
lein iſt ſeine Handlung. Daß aber
Schönheit daraus wird, das iſt Folge je-
n Bedingungen, alſo freie Naturwir-
eil aber die Natur bei willkürlichen
, wo ſie als Mittel behandelt wird, um
auszuführen, nicht wirklich frei heißen
eil ſie bei den unwillkürlichen Be-
ie das Moraliſche ausdrücken, wiederum
ßen kann, ſo iſt die Freiheit, mit der ſie
Abhängigkeit von dem Willen deſſen un-
rt, eine Zulaſſung von Seiten des
an kann alſo ſagen, daß die Grazie
ſey, die das Sittliche dem Sinnlichen
ie die architektoniſche Schönheit als die
ung der Natur zu ihrer techniſchen
etrachtet werden.

ube mir dieß durch eine bildliche Vor-
erläutern. Wenn ein monarchiſcher

Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, g
gleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, d
einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daß
nach ſeinem eigenen Sinne lebe, und blos ſeiner N
gung gehorche, ſo nennt man dieß eine liberale R
gierung. Man würde aber großes Bedenken trage
ihr dieſen Namen zu geben, wenn entweder d
Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bü
gers, oder der Bürger ſeine Neigung gegen den W
len des Regenten behauptete; denn in dem erſt
Fall wäre die Regierung nicht liberal, in de
zweiten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon a
die menſchliche Bildung unter dem Regiment d
Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der v
ihm abhängenden ſinnlichen Natur auf eine ſold
Art äußert, daß ſie ſeinen Willen aufs Treueſte au
richtet, und ſeine Empfindungen auf das Sprechend
ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen
verſtoßen, welche der Sinn an ſie als an Erſche
nungen macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was m
Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit en
fernt ſeyn, es Anmuth zu nennen, wenn entwed
der Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offe
barte, oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichke
der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem e
ſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in de
zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grun

im Gemüthe, der die Grazie sprechend, und immer nur ein blos sinnlicher Grund in der Natur, der sie schön macht. Es läßt sich eben so wenig sagen, daß der Geist die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrscher sagen kann, daß er Freiheit hervorbringe; denn Freiheit kann man einem zwar lassen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens sich frei fühlt, größtentheils in der Gesinnung des Herrschers liegt, und eine entgegengesetzte Denkart des Letztern jener Freiheit nicht sehr günstig seyn würde; eben so müssen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie diktirenden Geistes aufsuchen. Und nun entsteht die Frage, was dieß wohl für eine persönliche Beschaffenheit seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freiheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am besten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, daß sich weder der Wille bei der absichtlichen, noch der Affekt bei der sympathetischen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so leuchtet ein, daß auf der andern Seite die Natur

ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten d
wenn ein ſchön moraliſcher Ausdruck ſtatt h
ſoll; denn wo die bloße Natur herrſcht, da
die Menſchheit verſchwinden.

Es laſſen ſich in Allem dreierlei Verhältniſſe
ken, in welchen der Menſch zu ſich ſelbſt, d. i.
ſinnlicher Theil zu ſeinem vernünftigen, ſtehen k
Unter dieſen haben wir dasjenige aufzuſuchen,
ches ihn in der Erſcheinung am beſten kleidet,
deſſen Darſtellung Schönheit iſt.

Der Menſch unterdrückt entweder die Forde
gen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den hö
Forderungen ſeiner vernünftigen gemäß zu ve
ten; oder er kehrt es um, und ordnet den vern
tigen Theil ſeines Weſens dem ſinnlichen u
und folgt alſo blos dem Stoße, womit ihn die
turnothwendigkeit gleich den andern Erſcheinu
forttreibt; oder die Triebe des letztern ſetzen
mit den Geſetzen des erſtern in Harmonie, und
Menſch iſt einig mit ſich ſelbſt.

Wenn ſich der Menſch ſeiner reinen Selbſt
digkeit bewußt wird, ſo ſtößt er Alles von ſich,
ſinnlich iſt, und nur durch dieſe Abſonderung von
Stoffe gelangt er zum Gefühl ſeiner rationalen
heit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit
näckig und kraftvoll widerſteht, von ſeiner Seite
merkliche Gewalt und große Anſtrengung erfor
ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Beg
von ſich zu halten und den nachdrücklich ſprech

t zum Schweigen zu bringen. Der ſo ge-
e Geiſt läßt ſich die von ihm abhängende Na-
owohl da wo ſie im Dienſt ſeines Willens
, als da wo ſie ſeinem Willen vorgreifen
rfahren, daß er ihr Herr iſt. Unter ſeiner
n Zucht wird alſo die Sinnlichkeit unterdrückt
en, und der innere Widerſtand wird ſich von
durch Zwang verrathen. Eine ſolche Verfaſ-
es Gemüths kann alſo der Schönheit nicht
ſeyn, welche die Natur nicht anders als in
reiheit hervorbringt, und es wird daher auch
razie ſeyn können, wodurch die mit dem Stoffe
nde moraliſche Freiheit ſich kenntlich macht.
nn hingegen der Menſch, unterjocht vom Be-
, den Naturtrieb ungebunden über ſich herr-
ißt, ſo verſchwindet mit ſeiner innern Selbſt-
eit auch jede Spur derſelben in ſeiner Ge-
Nur die Thierheit redet aus dem ſchwimmen-
erbenden Auge, aus dem lüſtern geöffneten
, aus der erſtickten bebenden Stimme, aus
rzen geſchwinden Athem, aus dem Zittern
ieder, aus dem ganzen erſchlaffenden Bau.
laſſen hat aller Widerſtand der moraliſchen
und die Natur in ihm iſt in volle Freiheit ge-
Aber eben dieſer gänzliche Nachlaß der Selbſt-
eit, der im Moment des ſinnlichen Verlan-
und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt,
genblicklich die rohe Materie in Freiheit, die
das Gleichgewicht der thätigen und leidenden

Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelenstrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloßen Oeffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun blos ein mechanisches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit Einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der sittliche Wille blos eingeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht blos den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachläßlich fordert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freies Vergnügen sucht, wird sich mit Eckel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde *ihre Rechnung finden* kann.

Das erſte dieſer Verhältniſſe zwiſchen beiden Naturen im Menſchen erinnert an eine Monarchie, wo die ſtrenge Aufſicht des Herrſchers jede freie Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorſams gegen den rechtmäßigen Oberherrn ſo wenig frei, als die menſchliche Bildung durch Unterdrückung der moraliſchen Selbſtthätigkeit ſchön wird, vielmehr nur dem brutalern Deſpotismus der unterſten Klaſſen, wie hier die Form der Maſſe, anheimfällt. So wie die Freiheit zwiſchen dem geſetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, ſo werden wir jetzt auch die Schönheit zwiſchen der Würde, als dem Ausdruck des herrſchenden Geiſtes, und der Wolluſt, als dem Ausdruck des herrſchenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrſchende Vernunft, noch die über die Vernunft herrſchende Sinnlichkeit ſich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, ſo wird (denn es gibt keinen vierten Fall) ſo wird derjenige Zuſtand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zuſammenſtimmen, die Bedingung ſeyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muß der Gehorſam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Luſt und Schmerz wird der Trieb in Bewegung geſetzt. In

der gewöhnlichen Erfahrung iſt es zwar umge
und das Vergnügen iſt der Grund, warum
vernünftig handelt. Daß die Moral ſelbſt e
aufgehört hat, dieſe Sprache zu reden, hat ma
unſterblichen Verfaſſer der Kritik zu verdanken,
der Ruhm gebührt, die geſunde Vernunft au
philoſophirenden wieder hergeſtellt zu haben.

Aber ſo wie die Grundſätze dieſes Weltw
von ihm ſelbſt, und auch von Andern, pflegen
ſtellt zu werden, ſo iſt die Neigung eine ſehr
deutige Gefährtinn des Sittengefühls, und
Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moral
Beſtimmungen. Wenn der Glückſeligkeitstrieb
keine blinde Herrſchaft über den Menſchen be
tet, ſo wird er doch bei dem ſittlichen Wahlgeſ
gern mitſprechen wollen, und ſo der Rei
des Willens ſchaden, der immer nur dem Ge
und nie dem Triebe folgen ſoll. Um alſo
ſicher zu ſeyn, daß die Neigung nicht mit beſtim
ſieht man ſie lieber im Krieg als im Einverſtä
mit dem Vernunftgeſetze, weil es gar zu leicht
kann, daß ihre Fürſprache allein ihm ſeine V
über den Willen verſchaffte. Denn da es beim
lichhandeln nicht auf die Geſetzmäßigkei
Thaten, ſondern einzig nur auf die Pflich
ßigkeit der Geſinnungen ankommt, ſo legt
mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung
es für die erſte gewöhnlich vortheilhafter ſey,
ſich die Neigung auf Seiten der Pflicht beſi

So viel ſcheint alſo wohl gewiß zu ſeyn, daß der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigſtens nicht im Stand iſt, ſie zu verbürgen. Der ſinnliche Ausdruck dieſes Beifalls in der Grazie wird alſo für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem ſchönen Vortrag einer Geſinnung oder Handlung wird man nie ihren moraliſchen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich mit den Rigoriſten der Moral vollkommen einſtimmig zu ſeyn; aber ich hoffe dadurch noch zum Latitudinarier zu werden, daß ich die Anſprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bei der moraliſchen Geſetzgebung, völlig zurückgewieſen ſind, im Feld der Erſcheinung, und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten verſuche.

So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieſer Handlung nichts beweiſt, ſo glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen gerade nur aus dieſem Antheil ſeiner Neigung an ſeinem moraliſchen Handeln erhellen kann. Der Menſch nämlich iſt nicht dazu beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſeyn. *Nicht Tugenden*, ſondern die Tugend

ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts Anderes, „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenstehen, so ist dieß doch in subjektivem Sinne nicht also, und der Mensch *darf* nicht nur, sondern *soll* Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs Innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeußerungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie *aus seiner gesammten Menschheit* als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorquillt, *wenn sie ihm zur Natur geworden ist*, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn so lange der sittliche Geist noch *Gewalt* anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch *Macht* entgegen zu setzen haben. Der blos *niedergeworfene* Feind kann wieder aufstehen, aber der *versöhnte* ist wahrhaft überwunden.

In der Kant'schen Moralphilosophie ist die Idee

icht mit einer Härte vorgetragen, die alle davon zurückschreckt, und einen schwachen leicht versuchen könnte, auf dem Wege stern und mönchischen Ascetik die moralische menheit zu suchen. Wie sehr sich auch der eltweise gegen diese Mißdeutung zu verwah-e, die seinem heitern und freien Geist un-gerade die empörendste seyn muß, so hat t mir, doch selbst durch die strenge und grelle ufsetzung beider auf den Willen des Men-rkenden Principien einen starken (obgleich r Ansicht vielleicht kaum zu vermeidenden) azu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, von ihm geführten Beweisen, unter den-Köpfen, die überzeugt seyn wollen, reit mehr seyn, und ich wüßte kaum, wie ht lieber sein ganzes Menschenleben aufge-über diese Angelegenheit ein anderes Re-on der Vernunft erhalten wollte. Aber so ei Untersuchung der Wahrheit zu Werke nd so sehr sich hier Alles aus blos objekti-nden erklärt, so scheint ihn doch in Dar-g der gefundenen Wahrheit eine mehr sub-Maxime geleitet zu haben, die, wie ich aus den Zeitumständen nicht schwer zu er-t.

wie er nämlich die Moral seiner Zeit, im und in der Ausübung, vor sich fand, so hn auf der *einen* Seite ein grober Materia-

lismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen unterlegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundsatz, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralischlöblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Erschütterung forderte die Kur, nicht Einschmeichlung und Ueberredung; und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moral*gesetz, stellte es* in seiner ganzen Heiligkeit aus vor *dem entwürdigten* Jahrhundert, und fragte wenig

rnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht rtragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hau- s verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? eil oft sehr unreine Neigungen den Namen der ugend usurpiren, mußte darum auch der uneigen- itzige Affekt in der edelsten Brust verdächtig ge- acht werden? Weil der moralische Weichling dem eſetz der Vernunft gern eine Laxität geben möch- , die es zum Spielwerk seiner Konvenienz macht, ußte ihm darum eine Rigidität beigelegt wer- n, die die kraftvollste Aeußerung moralischer Frei- it nur in eine rühmlichere Art von Knechtschft rwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche enſch eine freiere Wahl zwischen Selbstachtung d Selbstverwerfung, als der Sinnensklave zwischen rgnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger ang für den reinen Willen als hier für den ver rbenen? Mußte schon durch die imperative rm des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt d erniedriget werden, und das erhabenste Doku- nt ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Ge- chlichkeit seyn? War es wohl bei dieser impera- en Form zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die) der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die zwegen allein für ihn bindend, und dadurch allein t seinem Freiheitsgefühle verträglich ist, nicht a Schein eines fremden und positiven Gesetzes an- hm — *einen Schein, der* durch seinen radika-

len Hang, demſelben entgegen zu handeln (wi man ihm Schuld gibt) ſchwerlich vermindert wer den dürfte! *)

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiß nicht vor theilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, di der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf. Wi ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit un Freiheit mit dem auſteren Geiſt eines Geſetzes ver tragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zu verſicht leitet, das ihn, dem die Natur doch ver einigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur da durch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Thei ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert. Die menſchliche Natur iſt ein ver bundeneres Ganzes in der Wirklichkeit, als es den Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nimmermeh kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth ver werfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, un der Menſch da, wo er moraliſch geſunken wäre nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wär die ſinnliche Natur im Sittlichen immer nur di unterdrückte und nie die mitwirkende Partei wie könnte ſie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu

*) Siehe das Glaubensbekenntniß des V. d. K. von d menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Of fenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erſt Abſchnitt.

einem Triumph hergeben, der über ſie ſelbſt gefeiert wird? Wie könnte ſie eine ſo lebhafte Theilnehmerinn an dem Selbſtbewußtſeyn des reinen Geiſtes ſeyn, wenn ſie ſich nicht endlich ſo innig an ihn anſchließen könnte, daß ſelbſt der analytiſche Verſtand ſie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zuſammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen ſchlimm, wenn er ſich bei der reinen Vernunft erſt orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menſchen, wenn er der Stimme des Triebes ſo wenig trauen darf, daß er gezwungen iſt, ihn jedesmal erſt vor dem Grundſatze der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er ſich demſelben, ohne Gefahr durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewiſſen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Principien in ihm ſich ſchon in derjenigen Uebereinſtimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menſchheit und dasjenige iſt, was man unter einer ſchönen Seele verſteht.

Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen des Menſchen endlich bis zu dem Grad verſichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entſcheidungen deſſelben *im Widerſpruch* zu ſtehen. Daher ſind bei

einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemählde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit *und* Vernunft, Pflicht und Neigung harmo-

ıd Grazie iſt ihr Ausdruck in der Erſchei-
ur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die
gleich Freiheit beſitzen, und ihre Form be-
da ſie erſtere unter der Herrſchaft eines
Gemüths, letztere unter der Anarchie der
it einbüßt. Eine ſchöne Seele gießt auch
Bildung, der es an architektoniſcher Schön-
elt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und
man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur
en. Alle Bewegungen, die von ihr aus-
rden leicht, ſanft und dennoch belebt ſeyn.
ıd frei wird das Auge ſtrahlen, und Em-
wird in demſelben glänzen. Von der
h des Herzens wird der Mund eine Grazie
die keine Verſtellung erkünſteln kann.
annung wird in den Mienen, kein Zwang
llkürlichen Bewegungen zu bemerken ſeyn,
Seele weiß von keinem. Muſik wird die
ſeyn, und mit dem reinen Strom ihrer
onen das Herz bewegen. Die architekto-
ǒnheit kann Wohlgefallen, kann Bewunde-
n Erſtaunen erregen; aber nur die Anmuth
reißen. Die Schönheit hat Anbeter,
er hat nur die Grazie; denn wir huldigen
pfer und lieben den Menſchen.
wird, im Ganzen genommen, die Anmuth
dem weiblichen Geſchlecht (die Schön-
icht mehr bei dem männlichen) finden, wo-
ſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur An-

muth muß ſowohl der körperliche Bau als der C
rakter beitragen; jener durch ſeine Biegſamkeit, (
drücke anzunehmen und ins Spiel geſetzt zu werd
dieſer durch die ſittliche Harmonie der Gefühle.
Beiden war die Natur dem Weibe günſtiger
dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden (
druck ſchneller, und läßt ihn ſchneller wieder
ſchwinden. Feſte Konſtitutionen kommen nur d
einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke M
keln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtig
nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. A
in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfind
keit iſt, würde in einem männlichen ſchon Le
ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt
wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten H
des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen
tet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das
bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Gr
geben muß, kann bei dem Weibe leichter als
dem Manne erfüllt werden Selten wird ſich
weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittli
Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu
fektionirten Handlungen bringen. Er wird
Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber
durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun
Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten
Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung

ehmen, als wenn die Neigung auf Seiten
lichkeit wäre. Anmuth wird also der Aus-
r weiblichen Tugend seyn, der sehr oft der
hen fehlen dürfte.

W ü r d e.

wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen
st, so ist Würde der Ausdruck einer erha-
hesinnung.
st dem Menschen zwar aufgegeben, eine in-
bereinstimmung zwischen seinen beiden Na-
r stiften, immer ein harmonirendes Ganzes
, und mit seiner vollstimmigen ganzen
heit zu handeln. Aber diese Charakterschön-
e reifste Frucht seiner Humanität, ist blos
ee, welcher gemäß zu werden er mit an-
r Wachsamkeit streben, aber die er bei aller
gung nie ganz erreichen kann.
Grund, warum er es nicht kann, ist die
herliche Einrichtung seiner Natur; es sind
sischen Bedingungen seines Daseyns selbst,
daran verhindern.
nämlich seine Existenz in der Sinnenwelt,
Naturbedingungen abhängt, sicher zu stellen,
der Mensch, da er als ein Wesen, das sich
illkür verändern kann, für seine Erhaltung
u *sorgen hat*, zu Handlungen vermocht wer-

den, wodurch jene physischen Bedingungen
Daseyns erfüllt, und wenn sie aufgehobe
wieder hergestellt werden können. Obgleic
die Natur diese Sorge, die sie in ihren ve
lischen Erzeugungen ganz allein über sich r
ihm selbst übergeben mußte, so durfte dc
Befriedigung eines so dringenden Bedürfniss
es sein und seines Geschlechts ganzes Dasey
seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut n
Sie zog also diese Angelegenheit, die den
halte nach in ihr Gebiet gehört, auch der
nach in dasselbe, indem sie in die Bestimn
der Willkür Nothwendigkeit legte. So entsta
Naturtrieb, der nichts Anderes ist, als eine
nothwendigkeit durch das Medium der Empfi

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindur
mögen durch die gedoppelte Macht von Schme
Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befrie
fordert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzu
ist, so muß auch der Mensch, seiner Freih
geachtet, empfinden, was die Natur ihn e
den lassen will, und je nachdem die Empfi
Schmerz oder Lust ist, so muß bei ihm eben
abänderlich Verabscheuung oder Begierde er
In diesem Punkte steht er dem Thiere vollk
gleich, und der starkmüthigste Stoiker füh
Hunger eben so empfindlich und verabsche
eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen F

Jetzt aber fängt der große Unterſchied an. Auf die Begierde und Verabſcheuung erfolgt bei dem Thiere eben ſo nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äußern Eindruck erfolgte. Es iſt hier eine ſtätig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bei dem Menſchen iſt noch eine Inſtanz mehr, nämlich der Wille, der als ein überſinnliches Vermögen weder dem Geſetz der Natur, noch dem der Vernunft, ſo unterworfen iſt, daß ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß ſtreben, den Schmerz los zu ſeyn; der Menſch kann ſich entſchließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlaſſen haben, ehe er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloßen Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Willen, wo ſie ſich endigt und die vernünftige anfängt. Der Wille ſteht hier zwiſchen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn ſelbſt an, von *welcher er das Geſetz* empfangen will; aber

er steht nicht in gleichem Verhältniß gegen beide. Als Naturkraft ist er gegen die eine wie gegen die andere frei; das heißt, er muß sich weder zu dieser noch zu jener schlagen. Er ist aber nicht frei als moralische Kraft, das heißt, er soll sich zu der vernünftigen schlagen. Gebunden ist er an keine, aber verbunden ist er dem Gesetz der Vernunft. Er gebraucht also seine Freiheiten wirklich, wenn er gleich der Vernunft widersprechend handelt; aber er gebraucht sie unwürdig, weil er ungeachtet seiner Freiheit doch nur innerhalb der Natur stehen bleibt, und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus Begierde wollen heißt nur umständlicher begehren. *)

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moralischen Grundsatz zuwider läuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber

*) Man lese über diese Materie die aller Aufmerksamkeit würdige Theorie des Willens im zweiten Theil der Reinholdschen Briefe.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre
te, und da sie niemals willkürlich fordert, so
mt sie, unbefriedigt, auch keine Forderung zu=
Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie
Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo
Gesetzgebung aufhört, Alles in ihr streng noth=
dig ist, so kann sie rückwärts nicht nachgeben,
ern muß vorwärts gegen den Willen drängen,
dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht.
eilen scheint es zwar, als ob sie sich ihren Weg
ürzte, und, ohne zuvor ihr Gesuch vor den
len zu bringen, unmittelbare Kausalität für die
dlung hätte, durch die ihrem Bedürfniß abge=
en wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch
Triebe nicht blos freien Lauf ließe, sondern
der Trieb diesen Lauf selbst nähme, würde der
nsch auch nur Thier seyn; aber es ist sehr zu
ifeln, ob dieses jemals sein Fall seyn kann,
wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde
cht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines
lens ist.

Das Begehrungsvermögen dringt also auf Be=
digung, und der Wille wird aufgefordert, ihm
e zu verschaffen. Aber der Wille soll seine Be=
imungsgründe von der Vernunft empfangen,
nur nach demjenigen, was diese erlaubt oder
schreibt, seine Entschließung fassen. Wendet sich
der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er
Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt

er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt er sinnlich. *)

So oft also die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Ausspruch der Vernunft für oder gegen das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, das ist, was er jetzt noch nicht wissen kann; eben deswegen aber muß er dieses Verfahren in jedem Affekt ohne Unterschied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo sie den anfangende Theil ist, die unmittelbare Kausalität versagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorschnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Instanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Mensch seine Selbstständigkeit, und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie blos begehren oder blos verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

*) Man darf aber diese Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechseln, wo sie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde erkennen soll. Hier ist nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, sondern ob sie zu gestatten ist. Nur das Letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das Erste gehört zur Klugheit.

Aber schon die bloße Anfrage bei der Vernunft ist eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterinn ist, und ihre Aussprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Gesetzen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheimstellt, wo nur Gesetze der Natur sprechen können, und auch wirklich gesprochen haben. Denn so wenig die reine Vernunft in ihrer moralischen Gesetzgebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden gilt eine andere Nothwendigkeit, die aber keine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bei allem Widerstande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr blos den Einfluß auf seine Willensbestimmungen verweigern; entwaffnen kann er den Trieb durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn besänftigen. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, daß Naturgesetze für seinen Willen nicht

zwingend werden, aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affekten also, „wo die Natur (der Trieb) zuerst handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltsam auf ihre Seite zu ziehen strebt, kann sich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch Widerstand offenbaren, und daß der Trieb die Freiheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern." Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesetz ist also im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus sittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, so kann der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonirenden Natur, sondern ausschließungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen auch nicht moralisch schön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber moralisch groß, weil Alles das, und das allein groß ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniß gibt.

Die schöne Seele muß sich also im Affekt in

ine erhabene verwandeln, und das ist der un-
rügliche Probirstein, wodurch man sie von dem gu-
en Herzen oder der Temperamentstugend
nterscheiden kann. Ist bei einem Menschen die
eigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit,
eil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten
er Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im
ffekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den
illen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig ist, so
ird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit
ringen. War es hingegen die Vernunft selbst, die,
ie bei einem schönen Charakter der Fall ist, die
eigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlich-
eit das Steuer nur anvertraute, so wird sie es
n demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb
eine Vollmacht mißbrauchen will. Die Tempera-
entstugend sinkt also im Affekt zum bloßen Natur-
rodukt herab; die schöne Seele geht ins Heroische
über, und erhebt sich zur reinen Intelligenz.

Beherrschung der Triebe durch die moralische
Kraft ist Geistesfreiheit, und Würde heißt
hr Ausdruck in der Erscheinung.

Streng genommen ist die moralische Kraft im
Menschen keiner Darstellung fähig, da das Ueber-
sinnliche nie versinnlicht werden kann. Aber mittel-
bar kann sie durch sinnliche Zeichen dem Verstande
vorgestellt werden, wie bei der Würde der mensch-
lichen Bildung wirklich der Fall ist.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben so, wie

das Herz in seinen moralischen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als blos sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabscheuung in der Willkür des Menschen liegen, so kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zusammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der bloßen Begierde stehen; vorschnell und dringend strebt er sein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem selbstständigen Geiste nicht nachdrücklich widerstanden wird, selbst solche Handlungen *antreiben*, worüber der Wille allein zu sagen haben soll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der gesetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und sein Bestreben ist, eben so ungebunden über den Menschen wie über das Thier zu schalten.

Man findet also Bewegungen von zweierlei Art und Ursprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menschen entzündet; erstlich solche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkürlich sind; zweitens solche, welche der Art nach willkürlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgewinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst, und sind daher nothwendig *demselben* verbunden; die zweiten entsprechen *der Ursache und dem* Gegenstande des Affekts.

ſie auch zufällig und veränderlich ſind, und nicht für untrügliche Zeichen deſſelben gelten können. Weil aber beide, ſobald das Objekt beſtimmt iſt, dem Naturtriebe gleich nothwendig ſind, ſo gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollſtändigen und übereinſtimmenden Ganzen zu machen. *)

Wenn nun der Wille Selbſtſtändigkeit genug beſitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu ſetzen, und gegen die ungeſtüme Macht deſſelben ſeine Gerechtſame zu behaupten, ſo bleiben zwar alle jene Erſcheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in ſeinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an ſich reißen wollen. Die Erſcheinungen ſtimmen alſo nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerſpruch liegt der Ausdruck der moraliſchen Kraft.

Geſetzt, wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des qualvollſten Affekts aus der Klaſſe jener

*) Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der erſtern, ſo zeigt dieſes an, daß die Perſon den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erſtern Art ohne die der zweiten, ſo beweiſt dieß, daß die Natur in den Affekt wirklich verſetzt iſt, aber die Perſon ihn verbietet. Den erſten Fall ſieht man alle Tage bei affektirten Perſonen und ſchlechten Komödianten; den zweiten Fall deſto ſeltener und nur bei ſtarken Gemüthern.

ersten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stimme erstickt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkürlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frei, und es ist heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmend seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerlei Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweist dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich besteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluß, Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freiheit. *)

Aber nicht blos beim Leiden im engern Sinn, wo dieses Wort nur schmerzhafte Rührungen bedeu-

*) In einer Untersuchung über pathetische Darstellungen ist im 3ten Stück der Thalia umständlicher davon gehandelt worden.

ſondern überhaupt bei jedem ſtarken Intereſſe
iegehrungsvermögens muß der Geiſt ſeine Frei-
eweiſen, alſo Würde der Ausdruck ſeyn. Der
ehme Affekt erfordert ſie nicht weniger als der
che, weil die Natur in beiden Fällen gern den
ier ſpielen möchte, und von dem Willen gezü-
werden ſoll. Die Würde bezieht ſich auf die
n und nicht auf den Inhalt des Affekts; da-
s geſchehen kann, daß oft, dem Inhalt nach,
swürdige Affekte, wenn der Menſch ſich ihnen
lings überläßt, aus Mangel der Würde, ins
ine und Niedrige fallen; daß hingegen nicht
verwerfliche Affekte ſich ſogar dem Erhabenen
n, ſobald ſie nur in ihrer Form Herrſchaft des
s über ſeine Empfindungen zeigen.
ei der Würde alſo führt ſich der Geiſt in dem
r als Herrſcher auf, denn hier hat er ſeine
ſtändigkeit gegen den gebieteriſchen Trieb zu
pten, der ohne ihn zu Handlungen ſchreitet,
ſich ſeinem Joche gern entziehen möchte. Bei
nmuth hingegen regiert er mit Liberalität,
er es hier iſt, der die Natur in Handlung ſetzt,
einen Widerſtand zu beſiegen findet. Nachſicht
nt aber nur der Gehorſam, und Strenge kann
ie Widerſetzung rechtfertigen.
nmuth liegt alſo in der Freiheit der will-
ichen Bewegungen; Würde in der Be-
ſchung der unwillkürlichen. Die An-
läßt der *Natur da*, wo ſie die Befehle des

Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligk
die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie h
ſchen will, dem Geiſt. Ueberall, wo der Trieb
fängt zu handeln und ſich herausnimmt, in das
des Willens zu greifen, da darf der Wille keine
dulgenz, ſondern muß durch den nachdrücklich
Widerſtand ſeine Selbſtſtändigkeit (Autonomie)
weiſen. Wo hingegen der Wille anfängt, und
Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Stre
ſondern muß Indulgenz beweiſen. Dieß iſt
wenigen Worten das Geſetz für das Verhältniß
der Naturen im Menſchen, ſo wie es in der Erſc
nung ſich darſtellt.

Würde wird daher im Leiden (παθος), M
muth mehr im Betragen (ηθος) gefordert
gezeigt; denn nur im Leiden kann ſich die Freih
des Gemüths, und nur im Handeln die Freih
des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerſtan
iſt, den der ſelbſtſtändige Geiſt dem Naturtriebe
ſtet, dieſer alſo als eine Gewalt muß angeſehen w
den, welche Widerſtand nöthig macht, ſo iſt ſie
wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen iſt, lächerli
und wo keine mehr zu bekämpfen ſeyn ſollte, v
ächtlich. Man lacht über den Komödianten, (
Standes und Würden er auch ſey) der auch
gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Digni
affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die
für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die

nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde gibt ſich bei der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Inhalt nach Herrſchaft des Menſchen über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bei Ausübung ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, ſo verträgt es ſich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerſtreits zwiſchen beiden, entweder die beſondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menſchheit ſichtbar macht.

Iſt das Erſte, und liegt es blos an dem Unvermögen des Subjekts, daß bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zuſammenſtimmen, ſo wird dieſe Handlung jederzeit ſo viel an ſittlicher Schätzung verlieren, als ſich Kampf in ihre Ausübung, alſo Würde in ihren Vortrag miſcht. Denn unſer moraliſches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maßſtab der Gattung, und dem Menſchen werden keine andern als die Schranken der Menſchheit vorgehen.

Iſt aber das Zweite, und kann eine Handlung

der Pflicht mit den Forderungen der Natur n
Harmonie gebracht werden, ohne den Begri
menſchlichen Natur aufzuheben, ſo iſt der E
ſtand der Neigung nothwendig, und es iſt bl
Anblick des Kampfes, der uns von der Mögl
des Sieges überführen kann. Wir erwarte
alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in der E
nung, und werden uns nie überreden laſſen,
eine Tugend zu glauben, wo wir nicht
Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflic
Handlung gebietet, die das Sinnliche noth
leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da
uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielme
pören als befriedigen; da kann alſo nicht An
ſondern Würde der Ausdruck ſeyn. Ueberhau
hier das Geſetz, daß der Menſch Alles mit A
thun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchhe
richten kann, und Alles mit Würde, welches
richten er über ſeine Menſchheit hinausgehen

So wie wir Anmuth von der Tugend fo
ſo fordern wir Würde von der Neigung. De
gung iſt die Anmuth ſo natürlich, als der T
die Würde, da ſie ſchon ihrem Inhalt nach ſi
der Naturfreiheit günſtig, und aller Anſpa
feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es
an einem gewiſſen Grade von Anmuth, wen
die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, u
findet man mehr Anmuth als bei Kinder
doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen?

ſahr iſt da, daß die Neigung den Zuſtand
ns endlich zum herrſchenden mache, die
tigkeit des Geiſtes erſticke, und eine allge-
rſchlaffung herbeiführe. Um ſich alſo bei
len Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihr
in ein ſittlicher Urſprung verſchaffen
aß die Neigung ſich jederzeit mit Würde
. Daher fordert der Liebende Würde von
nſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt
ge, daß nicht das Bedürfniß zu ihm,
e, ſondern daß die Freiheit ihn
— daß man ihn nicht als Sache begehrt,
ls Perſon hochſchätzt.

fordert Anmuth von dem, der verpflichtet,
rde von dem, der verpflichtet wird. Der
, um ſich eines kränkenden Vortheils über
rn zu begeben, die Handlung ſeines unin-
n Entſchluſſes durch den Antheil, den er
ung daran nehmen läßt, zu einer affek-
ten Handlung herunterſetzen, und ſich da-
n Schein des gewinnenden Theiles geben.
ere ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die

. die Menſchheit (deren heiliges Palladium
iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren,
ie Zufahren des Triebes zu einer Handlung
Zillens erheben, und auf dieſe Art, indem
Gunſt empfängt, eine erzeigen.

i muß einen Fehler mit Anmuth rügen und
irde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird

es das Anſehen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andere ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn, ſo mag er ſeiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man iſt ſonſt der Meinung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf ſitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politiſchen Reiche gut und löblich ſeyn mag, iſt es nicht immer in einem Reiche des Geſchmacks. In dieſes Reich tritt auch der König, ſobald er von ſeinem Throne herabſteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien) und auch der kriechende Höfling begibt ſich unter ſeine heilige Freiheit, ſobald er ſich zum Menſchen aufrichtet. Alsdann aber möchte Erſterem zu rathen ſeyn, mit dem Ueberfluß des Andern ſeinen Mangel zu erſetzen, und ihm ſo viel an Würde abzugeben, als er ſelbſt an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verſchiedenen Gebiete haben, worin ſie ſich äußern, ſo ſchließen ſie einander in derſelben Perſon, ja in demſelben Zuſtand einer Perſon nicht aus; vielmehr iſt es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

allein beweist zwar überall, wo wir sie
ine gewisse Einschränkung der Begier-
eigungen. Ob es aber nicht vielmehr
des Empfindungsvermögens (Härte)
ir für Beherrschung halten, und ob es
oralische Selbstthätigkeit und nicht viel-
gewicht eines andern Affekts, also ab-
nspannung sey, was den Ausbruch des
en im Zaume hält, das kann nur die
undene Anmuth außer Zweifel setzen.
th nämlich zeugt von einem ruhigen, in
ischen Gemüth, und von einem empfin-
gen.

beweist auch die Anmuth schon für sich
Empfänglichkeit des Gefühlsvermögens,
Uebereinstimmung der Empfindungen.
r nicht Schlaffheit des Geistes sey, was
o viel Freiheit läßt, und das Herz jedem
ret, und daß es das Sittliche sey, was
ungen in diese Uebereinstimmung brachte,
s wiederum nur die damit verbundene
bürgen. In der Würde nämlich legiti-
as Subjekt als eine selbstständige Kraft;
der Wille die Licenz der unwillkürli-
ungen bändigt, gibt er zu erkennen,
Freiheit der willkürlichen blos zu-

lumuth und Würde, jene noch durch er-
e Schönheit, diese durch Kraft unter-

ſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt, und freigeſprochen in der Erſcheinung. Beide Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daß ihre Grenzen zuſammenfließen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Geſtalt einer Niobe, im Belvederiſchen Apoll, in dem Borgheſiſchen geflügelten Genius, und in der Muſe des Barberiniſchen Pallaſtes. *)

Wo

*) Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen iſt, hat Winckelmann (Geſchichte der Kunſt. Erſter Theil. S. 480 ff. Wiener Ausgabe) dieſe hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefaßt und beſchrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bei dem ſtehen, was der bloße Sinn ihn lehrte, ohne zu unterſuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde ſind aber weſentlich verſchieden, und man thut Unrecht, das zu einer Eigenſchaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einſchränkung derſelben iſt. Was *Winckelmann* die hohe himmliſche Grazie nennt, iſt

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da wer-
n wir abwechselnd angezogen und zurückgestoßen;
ngezogen als Geister, zurückgestoßen als sinnliche
laturen.

---

nichts Anderes als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmlische Grazie," sagt er, „scheint sich all-
„genügsam, und bietet sich nicht an, sondern will gesucht
„werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu ma-
„chen. Sie verschließt in sich die Bewegungen der Seele,
„und nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur. —
„Durch sie," sagt er an einem andern Ort, „wagte sich der
„Künstler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und
„erreichte das Geheimniß, die Todesangst mit der
„höchsten Schönheit zu verbinden;" (Es würde
schwer seyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht
augenscheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeint ist.)
„er wurde ein Schöpfer reiner Geister, die keine Begierden
„der Sinne erwecken; denn sie scheinen nicht zur Leidenschaft
„gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur angenommen zu ha-
„ben." — Anderswo heißt es: „die Seele äußerte sich nur
„unter einer stillen Fläche des Wassers, und trat niemals
„mit Ungestüm hervor. In Vorstellung des Leidens bleibt
„die größte Pein verschlossen, und die Freude schwebt wie
„eine sanfte Luft, die kaum die Blätter rührt, auf dem Ge-
„sichte einer Leukothea."

Alle diese Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verschließt sich nicht, sondern kommt entgegen; die Grazie macht sich sinnlich, und ist auch nicht erhaben, sondern schön. Aber die Würde ist es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangst und in dem bittersten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denselben Fehler, was aber bei diesem Schriftsteller weniger zu verwundern ist. Auch er

In der Würde nämlich wird uns ein Beisp
der Unterordnung des Sinnlichen unter das Si
liche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns G
ſetz, zugleich aber für unſer phyſiſches Vermög
überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem N
dürfniß der Natur und der Forderung des Geſetz
deren Gültigkeit wir doch eingeſtehen, ſpannt i
Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welch
Achtung genannt wird, und von der Würde u
zertrennlich iſt.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönh
überhaupt, ſieht die Vernunft ihre Forderung in d
Sinnlichkeit erfüllt, und überraſchend tritt ihr ei
ihrer Ideen in der Erſcheinung entgegen. Di
unerwartete Zuſammenſtimmung des Zufälligen d
Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft
weckt ein Gefühl frohen Beifalls (Wohlge fa
len), welches auflöſend für den Sinn, für den Ge
aber belebend und beſchäftigend iſt, und eine Anz
hung des ſinnlichen Objekts muß erfolgen. Di
Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; e
Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unz
trennlich iſt.

---

nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gle
Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterſcheid
Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nä
ſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr; aber wei
darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze der Kri
II. Theil, Anmuth und Würde.

Bei dem Reiz (nicht dem Liebreiz, ſondern dem Wolluſtreiz, stimulus) wird dem Sinn ein ſinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Luſt verſpricht. Der Sinn iſt alſo eſtrebt, ſich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, nd Begierde entſteht; ein Gefühl, das anſpan- end für den Sinn, für den Geiſt hingegen erſchlaf- end iſt.

Von der Achtung kann man ſagen, ſie beugt ich vor ihrem Gegenſtande; von der Liebe, ſie eigt ſich zu dem ihrigen; von der Begierde, ſie ürzt auf den ihrigen. Bei der Achtung iſt das bjekt die Vernunft und das Subjekt die ſinnliche atur. *) Bei der Liebe iſt das Objekt ſinnlich,

*) Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechſeln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniß der ſinnlichen Natur zu den Forderungen reiner praktiſchen Vernunft überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemeſſen„heit zu Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, heißt „Achtung.“ (Kants Krit. d. Urtheilskraft). Daher iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens von dem reinen — Es kann daher auch nicht befremdlich ſeyn, daß ich die ſinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich dieſe nur auf reine Vernunft geht; denn die Unangemeſſenheit zu Erreichung des Geſetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht ſchon auf die wirkliche Erfüllung des Geſetzes, und wird nicht für das Geſetz, ſondern für die Perſon, die demſelben gemäß handelt, empfunden.

und das Subjekt die moralische Natur. Bei Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

Die Liebe allein ist also eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Herzen der Freiheit, aus unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; ist das absolut Große selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in Sittlichkeit sich befriedigt findet; es ist der Schöpfer selbst, der Gott in uns, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist Demuth aufgelöst in der Liebe, da es ungeziemend ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das Schranken setzte, da das absolut Große nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles achten

Daher hat sie etwas Ergreifendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muß. Achtung ist Zu Hochachtung schon ein feineres Gefühl. Aber das von der Liebe her, die ein Ingrediens der Hochachtung macht. Achten muß auch der Nichtswürdige das G aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, u er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

her kann der Gute wenig achten, was er
eich mit Liebe umfinge. Der reine Geist
lieben, nicht achten; der Sinn kann nur
er nicht lieben.
der schuldbewußte Mensch in ewiger Furcht
em Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sin-
u begegnen, und in Allem, was groß und
trefflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt
Seele kein süßeres Glück, als das Heilige
ßer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu
d in der Sinnenwelt ihren unsterblichen
umarmen. Liebe ist zugleich das Groß-
und das Selbstsüchtigste in der Natur;
denn sie empfängt von ihrem Gegenstande
ndern gibt ihm Alles, da der reine Geist
, nicht empfangen kann; das zweite: denn
ner nur ihr eigenes Selbst, was sie in ih-
nstande sucht und schätzt.
eben darum, weil der Liebende von dem
nur empfängt, was er ihm selber gab, so
es ihm öfters, daß er ihm gibt, was er
ihm empfing. Der äußere Sinn glaubt
was nur der innere anschaut; der feurige
ird zum Glauben und der eigene Ueberfluß
nden verbirgt die Armuth des Geliebten.
die Liebe so leicht der Täuschung ausge-
der Achtung und Begierde selten begegnet.
der innere Sinn den äußern exaltirt, so
ert auch die selige Bezauberung der plato-

nischen Liebe, der zur Wonne der Unsterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern *seine* Anschauungen nicht mehr unterschieht, so tritt der äußere wieder in seine Rechte und fordert, was ihm zukommt — *Stoff*. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen seinen edlern Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiß seyn, daß es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugniß seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich *als gleichbedeutend* gebraucht; sie sind es aber

, oder ſollten es doch nicht ſeyn, da der Begriff, ſie ausdrücken, mehrerer Beſtimmungen fähig die eine verſchiedene Bezeichnung verdienen.

s gibt eine belebende und eine beruhi- de Grazie. Die erſte grenzt an den Sinnen- und das Wohlgefallen an derſelben kann, wenn icht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in angen ausarten. Dieſe kann Reiz genannt en. Ein abgeſpannter Menſch kann ſich nicht innere Kraft in Bewegung ſetzen, ſondern muß von Außen empfangen, und durch leichte Ue- en der Phantaſie und ſchnelle Uebergänge vom finden zum Handeln ſeine verlorne Schnellkraft er herzuſtellen ſuchen. Dieſes erlangt er im ange mit einer reizenden Perſon, die das irende Meer ſeiner Einbildungskraft durch Ge- h und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die de, da ſie ſich durch Mäßigung unruhiger Be- ungen äußert. Zu ihr wendet ſich der angeſpannte ſich, und der wilde Sturm des Gemüths löst auf an ihrem friedeathmenden Buſen. Dieſe Anmuth genannt werden. Mit dem Reize det ſich gern der lachende Scherz und der Sta es Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und iebe. Der entnervte Soliman ſchmachtet zuletzt n Ketten einer Roxelane, wenn ſich der brau- Geiſt eines Othello an der ſanften Bruſt einer demona *zur Ruhe wiegt.*

Auch die Würde hat ihre verſchiedenen Abſtufungen, und wird da, wo ſie ſich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo ſie an das Furchtbare grenzt, zur Hoheit.

Der höchſte Grad der Anmuth iſt das Bezaubernde; der höchſte Grad der Würde die Majeſtät. Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichſam ſelbſt, und fließen hinüber in den Gegenſtand. Der höchſte Genuß der Freiheit grenzt an den völligen Verluſt derſelben, und die Trunkenheit des Geiſtes an den Taumel der Sinnenluſt. Die Majeſtät hingegen hält uns ein Geſetz vor, das uns nöthigt, in uns ſelbſt zu ſchauen. Wir ſchlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergeſſen Alles außer uns, und empfinden nichts als die ſchwere Bürde unſeres eignen Daſeyns.

Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſre Knie nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweiſe groß iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen.

Die bloße Macht, ſey ſie auch noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſte ſeine Freiheit nehmen. Ein

Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem so hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur Einen Weg, nämlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles Andere ist Nachäffung, und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektion des Erhabenen Schwulst, aus der Affektion des Edeln das Kostbare entsteht, so wird aus der affektirten Anmuth Ziererei, und aus der affektirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt blos nach und kommt entgegen; die falsche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth schont blos die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung, und will der Freiheit der Natur nicht unnöthigerweise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn durch Umschweife zu erreichen. Wenn der

unbehülfliche Tänzer bei einer Menuet so viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der affektirte Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andere Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitz der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum Angel dient. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die niedrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studirten tremulirenden Klang, und die ganze Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Kabinetten der Minister und in den Studirzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) die falsche Würde studiren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, den Affekt an seiner Herrschaft zu hindern, und dem Naturtriebe *blos da, wo er den* Meister spielen will, in den un-

llkürlichen Bewegungen Schranken ſetzt, ſo regiert falſche Würde auch die willkürlichen mit einem ernen Scepter, unterdrückt die moraliſchen Bewegungen, die der wahren Würde heilig ſind, ſo gut die ſinnlichen, und löſcht das ganze mimiſche iel der Seele in den Geſichtszügen aus. Sie iſt ht blos ſtreng gegen die widerſtrebende, ſondern rt gegen die unterwürfige Natur, und ſucht ihre perliche Größe in Unterjochung, und wo dieß nicht gehen will, in Verbergung derſelben. Nicht anders wenn ſie Allem, was Natur heißt, einen unverlichen Haß gelobt hätte, ſteckt ſie den Leib in ge faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau Menſchen verbergen, beſchränkt den Gebrauch der ieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierh und ſchneidet ſogar die Haare ab, um das Genk der Natur durch ein Machwerk der Kunſt zu tzen. Wenn die wahre Würde, die ſich nie der tur, nur der rohen Natur ſchämt, auch da, wo an ſich hält, noch ſtets frei und offen bleibt; wenn den Augen Empfindung ſtrahlt, und der heitre le Geiſt auf der beredten Stirn ruht, ſo legt die avität die ihrige in Falten, wird verſchloſſen mysteriös, und bewacht ſorgfältig wie ein Komönt ihre Züge. Alle ihre Geſichtsmuskeln ſind anpannt, aller wahre natürliche Ausdruck verſchwin, und der ganze Menſch iſt wie ein verſiegelter ief. Aber die falſche Würde hat nicht immer recht, das *mimiſche Spiel* ihrer Züge in ſcharfer

Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen könnte, als man laut machen will, eine Vorsicht, welche die wahre Würde freilich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verbergen; bei der falschen hingegen herrscht die Natur nur desto gewaltthätiger innen, indem sie aussen bezwungen ist. *)

*) Indessen gibt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Anmaßung, sich wichtig zu machen, sondern sie hat die Absicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, daß nichts davon verloren gehe, stimmt er das Gemüth vorher zum Empfang dessen, entfernt alle Zerstreuungen, und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das Feierliche sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschritts, da wo die Ungeduld Eile fordert. In der Musik wird das Feierliche durch eine langsame gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende absehen.

Das Feierliche unterstützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Mysterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichenceremonien, und bei allen öffentlichen Auftritten, die eine große Stille und einen langsamen Takt beobachten.

Ueber das Pathetische. *)

Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustand des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Verfasser setzte in das 3te Stück der neuen Thalia vom Jahrgang 1793 seine Abhandlung vom Erhabenen eingerückt, die nach der Ueberschrift zur weitern Ausführung einiger Kantschen Ideen dienen sollte. Einige Jahre nachher war über eben diesen Gegenstand die Schrift entstanden, die in dem 18ten Bändchen die 5te ist. Dieser spätern Bearbeitung, die sich mehr durch eigenthümliche Ansichten auszeichnete, gab der Verf. den Vorzug, als seine kleinen prosaischen Schriften zusammengedruckt wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde ein Theil unter dem Titel: Über das Pathetische, in diese Sammlung aufgenommen.

freie Princip in uns kenntlich; der Widerſtand
kann nur nach der Stärke des Angriffs geſchätzt
den. Soll ſich alſo die Intelligenz in dem
ſchen als eine von der Natur unabhängige
offenbaren, ſo muß die Natur ihre ganze Macht
vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinn
weſen muß tief und heftig leiden; Pathos
da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhän
keit kund thun und ſich handelnd darſtellen kön

Man kann niemals wiſſen, ob die Faſſu
des Gemüths eine Wirkung ſeiner moraliſc
Kraft iſt, wenn man nicht überzeugt worden
daß ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ſey.
iſt keine Kunſt, über Gefühle Meiſter zu werd
die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüch
beſtreichen; aber in einem Sturm, der die ga
ſinnliche Natur aufregt, ſeine Gemüthsfreiheit
behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerſt
des, das über alle Naturmacht unendlich erhaben
Man gelangt alſo zur Darſtellung der moraliſch
Freiheit nur durch die lebendigſte Darſtellung
leidenden Natur, und der tragiſche Held muß
erſt als empfindendes Weſen bei uns legitimirt
ben, ehe wir ihm als Vernunftweſen huldigen,
an ſeine Seelenſtärke glauben.

Pathos iſt alſo die erſte und unnachläßli
Forderung an den tragiſchen Künſtler, und es
ihm erlaubt, die Darſtellung des Leidens ſo we
zu treiben als es, ohne Nachtheil für ſeine

letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moraliſchen Freiheit geſchehen kann. Er muß gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es ſonſt immer problematiſch bleibt, ob ſein Widerſtand gegen daſſelbe eine Gemüthshandlung, etwas Poſitives, und nicht vielmehr blos Negatives und ein Mangel iſt.

Dieſes Letztere iſt der Fall bei dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen, wo wir höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten, deklamatoriſchen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Deklamation erſtickt alle wahre Natur, und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre angebetete Decenz vollends ganz unmöglich, die Menſchheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Decenz verfälſcht überall, auch wenn ſie an ihrer Stelle iſt, den Ausdruck der Natur, und doch fordert dieſen die Kunſt unnachläßlich. Kaum können wir es einem franzöſiſchen Trauer, ſpielhelden glauben, daß er leidet, denn er läßt ſich über ſeinen Gemüthszuſtand heraus wie der ruhigſte Menſch, und die unaufhörliche Rückſicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in ſich ihre Freiheit zu laſſen. Die Könige, Prinzeſſinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergeſſen ihren Rang auch im heftigſten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menſchheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Kö-

nigen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern
ſich mit ſammt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders ſind die Griechen und
nigen unter den Neuern, die in ihrem Ge
dichtet haben. Nie ſchämt ſich der Grieche d
tur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rech
iſt dennoch ſicher, daß er nie von ihr unterjoc
den wird. Sein tiefer und richtiger Verſta
ihm das Zufällige, das den ſchlechten Geſchma
Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen
ſcheiden; Alles aber, was nicht Menſchheit
zufällig an dem Menſchen. Der griechiſche B
des einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoc
geſtellen hat, weiß von keiner Prinzeſſinn, k
König und keinem Königsſohn; er hält ſich
den Menſchen. Deswegen wirft der weiſe
hauer die Bekleidung weg, und zeigt un
nackte Figuren, ob er gleich ſehr gut weiß
dieß im wirklichen Leben nicht der Fall war.
der ſind ihm etwas Zufälliges, dem das Na
dige niemals nachgeſetzt werden darf, und die
des Anſtands oder des Bedürfniſſes ſind nic
Geſetze der Kunſt. Der Bildhauer ſoll und w
den Menſchen zeigen, und Gewänder ver
denſelben; alſo verwirft er ſie mit Recht.

Eben ſo wie der griechiſche Bildhauer die u
und hinderliche Laſt der Gewänder hinwegwirf
der menſchlichen Natur mehr Platz zu m
ſo entbindet der griechiſche Dichter ſeine Ne

von dem eben ſo unnützen und eben ſo hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen froſtigen Anſtandsgeſetzen, die an dem Menſchen nur künſteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur ſpricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unſerm Herzen in der Homeriſchen Dichtung und in den Tragikern; alle Leidenſchaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden ſind für alle Leiden der Menſchheit ſo gut empfindlich als Andere, und eben das macht ſie zu Helden, daß ſie das Leiden ſtark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben ſo feurig wie wir Andere, aber dieſe Empfindung beherrſcht ſie nicht ſo ſehr, daß ſie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menſchlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechiſche Bühne mit ſeinen Klagen; ſelbſt der wüthende Herkules unterdrückt ſeinen Schmerz nicht. Die zum Opfer beſtimmte Iphigenia geſteht mit rührender Offenheit, daß ſie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen ſcheide. Nirgends ſucht der Grieche in der Abſtumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden ſeinen Ruhm, ſondern in Ertragung deſſelben bei allem Gefühl für daſſelbe. Selbſt die Götter der Griechen müſſen der Natur einen Tribut entrichten, ſobald ſie der Dichter der Menſchheit näher bringen will. Der verwundete Mars ſchreit vor Schmerz ſo laut auf, wie zehntauſend Mann, und die von einer Lanze

geritzte Venus steigt weinend zum Olymp, und verschwört alle Gefechte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler, und ein Gesetz, das der griechische Genius der Kunst vorgeschrieben hat. Die erste Forderung an den Menschen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas Anderes ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen; eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn erstlich der Natur ihr Recht ist angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das ihrige behauptet hat, ist es dem Anstand erlaubt, die dritte Forderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck sowohl seiner Empfindungen als seiner Gesinnungen Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, um sich — als ein civilisirtes Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das

Leiden,

Der Affekt, als Affekt, iſt etwas Gleichgültiges, und die Darſtellung deſſelben würde, für ſich allein betrachtet, ohne allen äſthetiſchen Werth ſeyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was blos die ſinnliche Natur angeht, iſt der Darſtellung würdig. Daher ſind nicht nur alle blos erſchlaffenden (ſchmelzenden) Affekte, ſondern überhaupt auch alle höchſten Grade, von was für Affekten es auch ſey, unter der Würde tragiſcher Kunſt.

Die ſchmelzenden Affekte, die blos zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die ſchöne Kunſt nichts zu thun hat. Sie ergetzen blos den Sinn durch Auflöſung oder Erſchlaffung, und beziehen ſich blos auf den äußern, nicht auf den innern Zuſtand des Menſchen. Viele unſerer Romane und Trauerſpiele, beſonders der ſogenannten Dramen (Mitteldinge zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel) und der beliebten Familiengemählde gehören in dieſe Klaſſe. Sie bewirken blos Ausleerungen des Thränenſacks und eine wollüſtige Erleichterung der Gefäße; aber der Geiſt geht leer aus, und die edlere Kraft im Menſchen wird ganz und gar nicht dadurch geſtärkt. Eben ſo ſagt Kant, fühlt ſich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobei doch gar nichts in ihm aufgebaut worden iſt. Auch die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht

erhoben seyn will. Alles Schmelzende wird dahe vorgezogen, und wenn noch so grosser Lärm in einen Konzertsaale ist, so wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins Thierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein, zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Princip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle diese Rührungen, sage ich, sind durch einen edeln und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie blos allein die Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn blos quälen, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wollust, und können deswegen blos Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muß den Geist ergetzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raub wird, ist blos ein gequältes Thier, kein leidender *Mensch mehr*; denn von dem Menschen wird schlech

edings ein moralischer Widerstand gegen das Lei-
n gefordert, durch den allein sich das Princip der
elheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen
nn.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen
ünstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst,
elche das Pathos durch die bloße sinnliche Kraft
s Affekts und die höchstlebendigste Schilderung
s Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen,
ß das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Dar-
llung und nie die unmittelbare Quelle des
ergnügens seyn kann, das wir am Tragischen em-
inden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, in so
rn es erhaben ist. Wirkungen aber, welche blos
f eine sinnliche Quelle schließen lassen, und blos
der Affektion des Gefühlsvermögens gegründet
d, sind niemals erhaben, wie viel Kraft sie auch
rrathen mögen; denn alles Erhabene stammt nur
s der Vernunft.

Eine Darstellung der bloßen Passion (sowohl der
lüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der
ersinnlichen Widerstehungskraft heißt gemein,
s Gegentheil heißt edel. Gemein und edel
d die Begriffe, die überall, wo sie gebraucht wer-
n, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtan-
eil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer
ndlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts
edel, als was aus der Vernunft quillt; Alles,
as die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist ge-

Dieſe müſſen alſo in der Darſtellung vorkommen, oder durch ſie erweckt werden, wo Pathos ſtattfinden ſoll. Nun ſind aber Ideen im eigentlichen Sinn und poſitiv nicht darzuſtellen, weil ihnen nichts in der Anſchauung entſprechen kann. Aber negativ und indirekt ſind ſie allerdings darzuſtellen, wenn in der Anſchauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufſuchen. Jede Erſcheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, iſt eine indirekte Darſtellung des Ueberſinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunſt dazu, etwas vorzuſtellen, was über der Natur iſt, ohne ſich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erſcheinung muß das ſeyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn ſonſt wäre ſie keine Erſcheinung) und dennoch ohne Widerſpruch aus phyſiſchen Urſachen nicht kann hergeleitet werden? Dieß iſt die Aufgabe; und wie löst ſie nun der Künſtler?

Wir müſſen uns erinnern, daß die Erſcheinungen, welche im Zuſtand des Affekts an einem Menſchen können wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung ſind. Entweder es ſind ſolche, die ihm blos als Thier angehören und als ſolche blos dem Naturgeſetz folgen, ohne daß ſein Wille ſie beherrſchen oder überhaupt die ſelbſtſtändige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der *Inſtinkt erzeugt* ſie unmittelbar, und blind gehorchen

ſie ſeinen Geſetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen ſind, warten nicht immer die Entſcheidung des Willens ab, ſondern der Inſtinkt ſetzt ſie oft unmittelbar in Bewegung, da beſonders, wo dem phyſiſchen Zuſtand Schmerz oder Gefahr droht. So ſteht zwar unſer Arm unter der Herrſchaft des Willens, aber wenn wir unwiſſend etwas Heißes angreifen, ſo iſt das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, ſondern der Inſtinkt allein vollbringt ſie. Ja, noch mehr. Die Sprache iſt gewiß etwas, was unter der Herrſchaft des Willens ſteht, und doch kann auch der Inſtinkt ſogar über dieſes Werkzeug und Werk des Verſtandes nach ſeinem Gutdünken disponiren, ohne erſt bei dem Willen anzufragen, ſobald ein großer Schmerz oder nur ein ſtarker Affekt uns überraſcht. Man laſſe den gefaßteſten Stoiker auf Einmal etwas höchſt Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man laſſe ihn dabei ſtehen, wenn Jemand ausglitſcht und in einen Abgrund fallen will, ſo wird ein lauter Ausruf und zwar kein blos unartikulirter Ton, ſondern ein ganz beſtimmtes Wort, ihm unwillkürlich entwiſchen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dieß dient alſo zum Beweis, daß es Erſcheinungen an dem Menſchen gibt, die nicht ſeiner Perſon als *Intelligenz*, ſondern blos ſeinem

bart ſich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichſam zum Maß, nach welchem der Widerſtand geſchätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerſtandes, oder die moraliſche Macht in dem Menſchen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entſcheidender und gewaltſamer nun der Affekt in dem Gebiet der Thierheit ſich äußert, ohne doch im Gebiet der Menſchheit dieſelbe Macht behaupten zu können; deſto mehr wird dieſe letztere kenntlich, deſto glorreicher offenbart ſich die moraliſche Selbſtſtändigkeit des Menſchen, deſto pathetiſcher iſt die Darſtellung und deſto erhabener das Pathos. *)

*) Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes ſtehen und ohne Vorausſetzung einer Freiheit des Willens vollkommen erklärbar ſind; unter dem Gebiet der Menſchheit aber diejenigen, welche ihre Geſetze von der Freiheit empfangen. Mangelt nun bei einer Darſtellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, ſo läßt uns dieſelbe kalt; herrſcht er hingegen im Gebiet der Menſchheit, ſo eckelt ſie uns an und empört. Im Gebiet der Thierheit muß der Affekt jederzeit unaufgelöst bleiben, ſonſt fehlt das Pathetiſche; erſt im Gebiet der Menſchheit darf ſich die Auflöſung finden. Eine leidende Perſon, klagend und weinend vorgeſtellt, wird daher nur ſchwach rühren, denn Klagen und Thränen löſen den Schmerz ſchon im Gebiet der Thierheit auf. Weit ſtärker ergreift uns der verbiſſene ſtumme Schmerz, wo wir bei der Natur keine Hülfe finden, ſondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unſere Zuflucht nehmen müſſen; und eben in

In den Bildsäulen der Alten findet man diesen thetischen Grundsatz anschaulich gemacht; aber es schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige nblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und iner Kinder ist ungefähr ein Maß für das, was e bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten rmochte. „Laokoon," sagt uns Winckelmann seiner Geschichte der Kunst (S. 699 der Wiener uartausgabe), „ist eine Natur im höchsten Schmer-, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die be-ußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sam-eln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln ufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit tärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn ervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemm-n Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks er Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen nd zu verschließen. Das bange Seufzen, welches r in sich, und der Odem, den er an sich zieht, er-höpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, elches uns gleichsam von der Bewegung seiner ingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden ber scheint ihn weniger zu beängstigen als die Pein einer Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden

---

dieser Hinweisung auf das Uebersinnliche liegt das Pathos und die tragische Kraft.

und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwellen macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüssen offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrannen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Beine wollen sich *erheben, um* seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil

ist in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut."

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit und Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! Virgil schilderte bekanntlich denselben Auftritt in seiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bei dem Gemüthszustand des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bei dem Virgil ist die ganze Erzählung blos Nebenwerk, und die Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die bloße Darstellung des Physischen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da er uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht blos negativ, nämlich, die Darstellung der leidenden Natur nicht so weit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstandes dabei verloren ging, weil sonst Unwille und Abscheu unausbleiblich erfolgen müßten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der Ursache des Leidens, und fand für gut, sich umständlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen

deſſelben zu verbreiten. An dieſen eilt er nur ſchnell vorüber, weil ihm daran liegen mußte, die Vorſtellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeſchwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Perſon ſo viel wiſſen laſſen, als der Bildhauer, ſo würde nicht mehr die ſtrafende Gottheit, ſondern der leidende Menſch, der Held, in der Handlung geweſen ſeyn, und die Epiſode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgil'ſche Erzählung ſchon aus Leſſings vortrefflichem Kommentar. Aber die Abſicht, wozu Leſſing ſie gebrauchte, war blos, die Grenzen der poetiſchen und mahleriſchen Darſtellung an dieſem Beiſpiel anſchaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetiſchen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck ſcheint ſie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, ſie in dieſer Hinſicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardentels oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die

Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerstörung bewaffnet ist, und jedes Widerstandes spottet. Daß aber dieses Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwei Vorstellungen, die wir selbstthätig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweitens auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit desselben von jedem Natureinfluß ins Bewußtseyn rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeußerung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es blos, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben denken. Wenn wir uns bei diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer Willensbestimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darstellung ist bis hieher blos kontemplativ-erhaben.

Diffugimus visu exangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Kontemplativerhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt blos dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb schreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer schießen los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dieß geschieht ohne unser Zuthun in dem Objekte selbst. Unsre Furcht hat also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen blos subjektiven Grund in unserm Gemüthe, sondern einen objektiven Grund in dem Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiktion der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiktion eine Vorstellung, die uns von Außen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir selbstthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freiheit, weil es von Außen empfängt, was es vorher durch seine Selbstthätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver Realität, und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die einem andern als dem Erhaltungstriebe folgen, ſo würden wir hier ſtille ſtehen, und im Zuſtand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas iſt in uns, das an den Affektionen der ſinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und deſſen Thätigkeit ſich nach keinen phyſiſchen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieſes ſelbſtthätige Princip (die moraliſche Anlage) in einem Gemüth ſich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelaſſen ſeyn, und mehr oder weniger Selbſtthätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moraliſchen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth erweitert ſich nur deſto mehr nach Innen, indem es nach Außen Grenzen findet. Herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen, die dem Sinnenweſen einen phyſiſchen Schutz verſchaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unſrer moraliſchen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine abſolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine blos komparative und prekäre Schutzwehr im Felde der Erſcheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu dieſem phyſiſchen Bedrängniß gekommen ſeyn muß, ehe wir bei unſerer moraliſchen Natur Hülfe ſuchen, können wir dieſes hohe Freiheitsgefühl nicht

Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, und dem Zustand keine Kausalität für die Gesinnung gestattet wird; oder positiv: wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz gibt, und die Gesinnung für den Zustand Kausalität erhält. Aus dem ersten entspringt das Erhabene der Fassung, aus dem zweiten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. „Ein tapferer Geist, im „Kampf mit der Widerwärtigkeit," sagt Seneca, „ist ein anziehendes Schauspiel selbst für die Götter." Einen solchen Anblick gibt uns der römische Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbst Miltons Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum Erstenmal umsieht, durchdringt uns, dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße „euch," ruft er aus, „und dich, unterirdische Welt, „und dich, tiefste Hölle! Nimm auf deinen neuen „Gast. Er kommt zu dir mit einem Gemüth, das „weder Zeit noch Ort umgestalten soll. In seinem „Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in der Hölle „selbst einen Himmel erschaffen. Hier endlich sind „wir frei, u. s. f." Die Antwort der Medea im Trauerspiel gehört in die nämliche Klasse.

Das Erhabene der Fassung läßt sich anschauen, denn es beruht auf der Koexistenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt sich bloß denken, denn

es beruht auf der Succeſſion, und der Verſtand iſt nöthig, um das Leiden von einem freien Entſchluß abzuleiten. Daher iſt nur das Erſte für den bildenden Künſtler, weil dieſer nur das Koexiſtente glücklich darſtellen kann; der Dichter aber kann ſich über Beides verbreiten. Selbſt, wenn der bildende Künſtler eine erhabene Handlung darzuſtellen hat, muß er ſie in eine erhabene Faſſung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, ſondern vielmehr umgekehrt das Werk ſeines moraliſchen Charakters ſey. Dieß kann auf zweierlei Weiſe ſeyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Motiv, und ſein Leiden iſt eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch büßt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Macht, und ſein Leiden iſt blos eine Wirkung. Ein Beiſpiel des Erſten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, ſich der Rachbegier der Karthaginenſer ausliefert; zu einem Beiſpiel des Zweiten würde er uns dienen, wenn er ſein Wort gebrochen und das Bewußtſeyn dieſer Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leiden einen moraliſchen Grund, nur

mit dem Unterschied, daß er uns in dem ersten
seinen moralischen Charakter, in dem andern
seine Bestimmung dazu zeigt. In dem ersten
erscheint er als eine moralisch große Person,
dem zweiten blos als ein ästhetisch großer Gegens

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die trag
Kunst, und verdient daher eine genauere Erörter

Ein erhabenes Objekt, blos in der ästheti
Schätzung, ist schon derjenige Mensch, der un
Würde der menschlichen Bestimmung durch se
Zustand vorstellig macht, gesetzt auch, daß wir
Bestimmung in seiner Person nicht realisirt fi
sollten. Erhaben in der moralischen Schätzung
er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Perso
ner Bestimmung gemäß verhält, wenn unsere
tung nicht blos seinem Vermögen, sondern dem
brauch dieses Vermögens gilt, wenn nicht blos
ner Anlage, sondern seinem wirklichen Betr
Würde zukommt. Es ist ganz etwas Anderes
wir bei unserm Urtheil auf das moralische Ve
gen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer
luten Freiheit des Willens, oder ob wir auf
Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklic
dieser absoluten Freiheit des Willens unser A
merk richten.

Es ist etwas ganz Anderes, sage ich, und
Verschiedenheit liegt nicht etwa nur in den
theilten Gegenständen, sondern sie liegt in der
schiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche

genſtand kann uns in der moraliſchen Schätzung mißfallen, und in der äſthetiſchen ſehr anziehend für uns ſeyn. Aber wenn er uns auch in beiden Inſtanzen der Beurtheilung Genüge leiſtete, ſo thut er dieſe Wirkung bei beiden auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Er wird dadurch, daß er äſthetiſch brauchbar iſt, nicht moraliſch befriedigend, und dadurch, daß er moraliſch befriedigt, nicht äſthetiſch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbſtaufopferung des Leonidas bei Thermopylä. Moraliſch beurtheilt iſt mir dieſe Handlung Darſtellung des bei allem Widerſpruch der Inſtinkte erfüllten Sittengeſetzes; äſthetiſch beurtheilt iſt ſie mir Darſtellung des von allem Zwang der Inſtinkte unabhängigen, ſittlichen Vermögens. Meinen moraliſchen Sinn (die Vernunft) befriedigt dieſe Handlung; meinen äſthetiſchen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt ſie.

Von dieſer Verſchiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenſtande gebe ich folgenden Grund an.

Wie ſich unſer Weſen in zwei Principien oder Naturen theilt, ſo theilen ſich, dieſem gemäß, auch unſere Gefühle in zweierlei ganz verſchiedene Geſchlechter; als Vernunftweſen empfinden wir Beifall oder Mißbilligung; als Sinnenweſen empfinden wir Luſt oder Unluſt. Beide Gefühle, der Beifall

und der Luſt, gründen ſich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anſpruchs; denn die Vernunft fordert blos, aber bedarf nicht; dieſes auf Befriedigung eines Anliegens; denn der Sinn bedarf blos, und kann nicht fordern. Beide, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfniſſe des Sinnes, verhalten ſich zu einander, wie Nothwendigkeit zu Nothdurft; ſie ſind alſo beide unter dem Begriff von Neceſſität enthalten; blos mit dem Unterſchied, daß die Neceſſität der Vernunft ohne Bedingung, die Neceſſität der Sinne blos unter Bedingung ſtatthat. Bei beiden aber iſt die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Luſt ſowohl als des Beifalls, gründet ſich alſo zuletzt auf Uebereinſtimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Iſt das Nothwendige ein Imperativ, ſo wird Beifall, iſt es eine Nothdurft, ſo wird Luſt die Empfindung ſeyn; beide in deſto ſtärkerm Grade, je zufälliger die Befriedigung iſt.

Nun liegt bei aller moraliſchen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, daß moraliſch gehandelt werde, und es iſt eine unbedingte Neceſſität vorhanden, daß wir wollen, was recht iſt. Weil aber der Wille frei iſt, ſo iſt es (phyſiſch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, ſo erhält dieſe Uebereinſtimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in *deſto höherm* Grade, als der Widerſtreit der Nei-

gungen dieſen Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der äſthetiſchen Schätzung hingegen wird der Gegenſtand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, blos verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Intereſſe übereinſtimmen möge. Das Intereſſe der Einbildungskraft aber iſt: ſich frei von Geſetzen im Spiele zu erhalten. Dieſem Hange zur Ungebundenheit iſt die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm ſein Objekt auf das Strengſte beſtimmt wird, nichts weniger als günſtig; und da die ſittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenſtand des moraliſchen Urtheils iſt, ſo ſieht man leicht, daß bei dieſer Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine ſittliche Verbindlichkeit des Willens läßt ſich nur unter Vorausſetzung einer abſoluten Independenz deſſelben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen poſtulirt alſo Freiheit, und ſtimmt folglich mit dem Intereſſe der Phantaſie hierin auf das Vollkommenſte zuſammen. Weil aber die Phantaſie durch ihr Bedürfniß nicht ſo vorſchreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorſchreibt, ſo iſt das Vermögen der Freiheit, auf die Phantaſie bezogen, etwas Zufälliges, und muß daher, als Uebereinſtimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweiſe) Nothwendigen Luſt erwecken. Beurtheilen

Geisterpflicht, hier hingegen stellen wir das ab
Willensvermögen und die unendliche G
gewalt dem Zwange der Natur und den Schr
der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt un
ästhetische Urtheil frei, und erhebt und beg
uns, weil wir uns schon durch das bloße Verm
absolut zu wollen, schon durch die bloße Anlag
Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenf
lichem Vortheil befinden, weil schon durch die
Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur los
gen, unserm Freiheitsbedürfniß geschmeichelt
Daher beschränkt uns das moralische Urtheil,
demüthigt uns, weil wir uns bei jedem beso
Willensakt gegen das absolute Willensgesetz
oder weniger im Nachtheil befinden, und durc
Einschränkung des Willens auf eine einzige
stimmungsweise, welche die Pflicht schlechter
fordert, dem Freiheitstriebe der Phantasie w
sprochen wird. Dort schwingen wir uns von
Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem
dividuum zur Gattung empor; hier hingegen s
wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter,
schließen die Gattung in die Schranken des In
duums ein; kein Wunder also, wenn wir un
ästhetischen Urtheilen erweitert, bei moralischen
gegen eingeengt und gebunden fühlen. *)

*) Diese Auflösung, erinnere ich beiläufig, erklärt und au
Verschiedenheit des ästhetischen Eindrucks, den die Ka

Aus dieſem Allem ergibt ſich denn, daß die mo-
liſche und die äſthetiſche Beurtheilung, weit ent-
rnt, einander zu unterſtützen, einander vielmehr
n Wege ſtehen, weil ſie dem Gemüth zwei ganz
ntgegengeſetzte Richtungen geben; denn die Geſetz-

Vorſtellung der Pflicht auf ſeine verſchiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet dieſe Vorſtellung der Pflicht ſehr demüthigend; ein anderer findet ſie unendlich erhebend für das Herz. Beide haben Recht, und der Grund dieſes Widerſpruchs liegt blos in der Verſchiedenheit des Standpunkts, aus welchem beide dieſen Gegenſtand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts Großes, und in ſo fern das Beſte, was wir zu leiſten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung unſerer Pflicht iſt, liegt in der höchſten Tugend nichts Begeiſterndes. Aber bei allen Schranken der ſinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich ſeine Schuldigkeit thun, und in den Feſſeln der Materie dem heiligen Geiſtergeſetz unwandelbar folgen, dieß iſt allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geiſterwelt gehalten iſt an unſerer Tugend freilich nichts Verdienſtliches, und wie viel wir es uns auch koſten laſſen mögen, wir werden immer unnütze Knechte ſeyn; gegen die Sinnenwelt gehalten iſt ſie hingegen ein deſto erhabeneres Objekt. In ſo fern wir alſo Handlungen moraliſch beurtheilen, und ſie auf das Sittengeſetz beziehen, werden wir wenig Urſache haben, auf unſere Sittlichkeit ſtolz zu ſeyn; in ſo fern wir aber auf die Möglichkeit dieſer Handlungen ſehen, und das Vermögen unſers Gemüths, das denſelben zum Grund liegt, auf die Welt der Erſcheinungen beziehen, d. h. in ſo fern wir ſie äſthetiſch beurtheilen, iſt uns ein gewiſſes Selbſtgefühl erlaubt, ja, es iſt ſogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung groß und unendlich iſt.

mäßigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterinn fordert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterinn verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem ästhetischen Gebrauch gerade um so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualificirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müßte, so wird er wohl thun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsere Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unsere Phantasie auf das Vermögen des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muß der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freiheit ist sein Recht zu Ende. Nur so lange wir außer uns anschauen, sind wir sein; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dieß erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand nicht mehr als Erscheinung von uns betrachtet wird, sondern als Gesetz über uns richtet.

Selbst von den Aeußerungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für seine Absichten brauchen, als was an denselben der Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsere Augen stellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derselben zu ergetzen. Nun kann uns aber nichts ergetzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig er-

getzen

ls was unſer geiſtiges Vermögen erhöht.
t aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern
ubjekt verbeſſern und unſere geiſtige Kraft
n? Daß er ſeine Pflicht wirklich erfüllt,
uf einem zufälligen Gebrauche, den er von
eiheit macht, und der eben darum für uns
weiſen kann. Es iſt blos das Vermögen
ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit
len, und indem wir in ſeinem Vermögen
unſrige wahrnehmen, fühlen wir unſere
kraft erhöht. Es iſt alſo blos die vorge-
öglichkeit eines abſolut freien Wollens, wo-
wirkliche Ausübung deſſelben unſerm äſthe-
ſinn gefällt.

mehr wird man ſich davon überzeugen,
n nachdenkt, wie wenig die poetiſche Kraft
rucks, den ſittliche Charaktere oder Hand-
uf uns machen, von ihrer hiſtoriſchen
ät abhängt. Unſer Wohlgefallen an idea-
harakteren verliert nichts durch die Erinne-
ß ſie poetiſche Fiktionen ſind, denn es iſt
iſche, nicht die hiſtoriſche Wahrheit, auf
le äſthetiſche Wirkung ſich gründet. Die
Wahrheit beſteht aber nicht darin, daß
irklich geſchehen iſt, ſondern darin, daß es
konnte, alſo in der innern Möglichkeit der
Die äſthetiſche Kraft muß alſo ſchon in der
ten Möglichkeit liegen.
ſt an wirklichen Begebenheiten hiſtoriſcher

Personen ist nicht die Existenz, sondern das
die Existenz und gewordene Vermögen das Poet
Der Umstand, daß diese Personen wirklich le
und daß diese Begebenheiten wirklich erfolgten,
zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren,
mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poet
Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich
Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unsers
terlands einen Dienst zu erweisen, wenn man
Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung
pfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griech
Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie
heimische Scenen mahlte, und einheimische Th
verewigte. Es ist nicht zu läugnen, daß die P
der Alten, dieses Umstandes halber, Wirku
leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rüh
kann; aber gehörten diese Wirkungen der
und dem Dichter? Wehe dem griechischen
genie, wenn es vor dem Genius der Neuern
wetter als diesen zufälligen Vortheil voraus h
und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wen
durch diese historischen Beziehungen in den
seiner Dichter erst hätte gewonnen werden mü
Nur ein barbarischer Geschmack braucht den
des Privatinteresse, um zu der Schönheit h
lockt zu werden, und nur der Stümper borgt
dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu
verzweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht
die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, so

die Gelehrſamkeit zu ihrer Auslegerinn, nie den Eigennutz zu ihrem Fürſprecher machen. Sie ſoll das Herz treffen, weil ſie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen.

Es iſt ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus beſſerer Meinung als Befugniß, zu ertheilen ſich ſauer werden läßt; ſonſt würden Sulzer und ſeine Nachfolger der deutſchen Poeſie eine ſehr zweideutige Geſtalt gegeben haben. Den Menſchen moraliſch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, iſt zwar ein ſehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Muſen wiſſen es am beſten, wie nahe die Künſte des Erhabenen und Schönen damit zuſammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunſt mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr, unmittelbar nur ſehr ſchlecht gelingen. Die Dichtkunſt führt bei dem Menſchen nie ein beſonderes Geſchäft aus, und man könnte kein ungeſchickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut beſorgt zu ſehen. Ihr Wirkungskreis iſt das Total der menſchlichen Natur, und blos, in ſo fern ſie auf den Charakter einfließt, kann ſie auf ſeine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poeſie kann dem Menſchen werden, was dem Helden die Liebe iſt. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm ſchlagen, noch ſonſt eine Arbeit für *ihn thun; aber zum* Helden kann ſie ihn erzie-

dieſem hingegen es in jeder Aeußerung anme
daß er durch einen einzigen Willensakt ſich zur
zen Würde der Menſchheit aufrichten kann.

In äſthetiſchen Urtheilen ſind wir alſo nich
die Sittlichkeit an ſich ſelbſt, ſondern blos fü
Freiheit intereſſirt, und jene kann nur in ſo
unſrer Einbildungskraft gefallen, als ſie die le
ſichtbar macht. Es iſt daher offenbare Verwir
der Grenzen, wenn man moraliſche Zweckmäßi
in äſthetiſchen Dingen fordert, und um das
der Vernunft zu erweitern, die Einbildunge
aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen
Entweder wird man ſie ganz unterjochen mi
und dann iſt es um alle äſthetiſche Wirkung g
hen; oder ſie wird mit der Vernunft ihre Herr
theilen, und dann wird für Moralität wohl
viel gewonnen ſeyn. Indem man zwei verſchi
Zwecke befolgt, wird man Gefahr laufen, beil
verfehlen. Man wird die Freiheit der Phan
durch moraliſche Geſetzmäßigkeit feſſeln, und
Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkü
Einbildungskraft zerſtören.

Ueber
den Grund des Vergnügens
an tragiſchen Gegenſtänden. *)

Wie ſehr auch einige neuere Aeſthetiker ſich's zum Geſchäft machen, die Künſte der Phantaſie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daß ſie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabſetzenden Vorwurf zu vertheidigen, ſo wird dieſer Glaube dennoch, nach wie vor, auf ſeinem feſten Grunde beſtehen, und die ſchönen Künſte werden ihren althergebrachten, unabſtreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauſchen, zu welchem man ſie großmüthig erhöhen will. Unbeſorgt, daß ihre auf unſer Vergnügen abzielende Beſtimmung ſie erniedrige, werden ſie vielmehr auf den Vorzug ſtolz ſeyn, dasjenige unmittelbar zu leiſten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes nur unmittelbar erfüllen.

*) Anmerkung des Herausgebers. Im erſten Stück der neuen Thalia vom Jahr 1792 wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

Daß der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſey, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieſer alſo, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die ſchönen Künſte ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen ſie, was ihre ernſtern Schweſtern uns erſt mühſam erringen laſſen; ſie verſchenken, was dort erſt der ſauer erworbene Preis vieler Anſtrengungen zu ſeyn pflegt. Mit anſpannendem Fleiße müſſen wir die Vergnügungen des Verſtandes, mit ſchmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaß derſelben durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunſt allein gewährt uns Genüſſe, die nicht erſt abverdient werden dürfen, die kein Opfer koſten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienſt, auf dieſe Art zu ergetzen, mit dem armſeligen Verdienſt, zu beluſtigen, in Eine Klaſſe ſetzen? Wer ſich einfallen laſſen, der ſchönen Kunſt blos deswegen jenen Zweck abzuſprechen, weil ſie über dieſen erhaben iſt?

Die wohlgemeinte Abſicht, das Moraliſchgute überall als höchſten Zweck zu verfolgen, die in der Kunſt ſchon ſo manches Mittelmäßige erzeugte, und *in Schutz nahm*, hat auch in der Theorie einen ähn-

haben angerichtet. Um den Künſten einen
n Rang anzuweiſen, um ihnen die Gunſt
ts, die Ehrfurcht aller Menſchen zu erwer-
reibt man ſie aus ihrem eigenthümlichen
um ihnen einen Beruf aufzudringen, der
nd und ganz unnatürlich iſt. Man glaubt
en großen Dienſt zu erweiſen, indem man
ſtatt des frivolen Zwecks zu ergetzen, einen
n unterſchiebt, und ihr ſo ſehr in die
llender Einfluß auf die Sittlichkeit muß
auptung unterſtützen. Man findet es wi-
nd, daß dieſelbe Kunſt, die den höchſten
Menſchheit in ſo großem Maße befördert,
ufig dieſe Wirkung leiſten und einen ſo
Zweck, wie man ſich das Vergnügen denkt,
letzten Augenmerk haben ſollte. Aber die-
inenden Widerſpruch würde, wenn wir ſie
ine bündige Theorie des Vergnügens und
tändige Philoſophie der Kunſt ſehr leicht zu
Stande ſeyn. Aus dieſer würde ſich er-
ß ein freies Vergnügen, ſo wie die Kunſt
bringt, durchaus auf moraliſchen Bedin-
eruhe, daß die ganze ſittliche Natur des
dabei thätig ſey. Aus ihr würde ſich fer-
ben, daß die Hervorbringung dieſes Ver-
ein Zweck ſey, der ſchlechterdings nur durch
Mittel erreicht werden könne, daß alſo
; um das Vergnügen, als ihren wahren
llkommen zu erreichen, durch die Moralität

Vergnügens iſt Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen iſt ſinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorſtellungskräfte erkannt wird, ſondern blos durch das Geſetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur phyſiſchen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter in einzelnen Organen oder in der ganzen Maſchine die körperliche Luſt mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir fühlen dieſe Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorſtellung von ihr.

Das Vergnügen iſt frei, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorſtellen, und die angenehme Empfindung die Vorſtellung begleitet; alle Vorſtellungen alſo, wodurch wir Uebereinſtimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, ſind Quellen eines freien Vergnügens, und in ſo fern fähig, von der Kunſt zu dieſer Abſicht gebraucht zu werden. Sie erſchöpfen ſich in folgenden Klaſſen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beſchäftigt unſre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verſtand; das Schöne den Verſtand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergetzt auch ſchon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunſt bedient ſich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet, verliert er ſich unter die

ebensgefühle, und die Kunſt verſchmäht ihn, wie lle ſinnlichen Lüſte.

Die Verſchiedenheit der Quellen, aus welchen ie Kunſt das Vergnügen ſchöpft, das ſie uns gewähret, kann für ſich allein zu keiner Eintheilung er Künſte berechtigen, da in derſelben Kunſtklaſſe mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zuſammenfließen können. Aber in ſo fern eine gewiſſe Art derſelben als Hauptzweck erfordert wird, kann ie, wenn gleich nicht eine eigene Klaſſe, doch eine igene Anſicht der Kunſtwerke gründen. So z. B. könnte man diejenigen Künſte, welche den Verſtand und die Einbildungskraft vorzugsweiſe befriedigen, diejenigen alſo, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der ſchönen Künſte (Künſte des Geſchmacks, Künſte des Verſtandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweiſe beſchäftigen, alſo das Gute, das Erhabene und Rührende, zu ihrem Hauptgegenſtand haben, unter dem Namen der rührenden Künſte (Künſte des Gefühls, des Herzens) in eine beſondere Klaſſe vereinigen. Zwar iſt es unmöglich, das Rührende vom Schönen durchaus zu trennen, aber ſehr gut kann das Schöne ohne das Rührende beſtehen. Wenn alſo gleich dieſe verſchiedene Anſicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freien Künſte berechtigt, ſo dient ſie wenigſtens dazu, die Principien zu *Beurtheilung* derſelben näher anzu-

geben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreißen muß, wenn man bei einer Gesetzgebung in ästhetischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechselt.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unsrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, andererseits aber aus dem Gefühl unsrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt, und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußtseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und erzeugt durch das höhere Vermögen, indem er durch *das niedrige* schmerzt.

Rührung in ſeiner ſtrengen Bedeutung bezeich-
et die gemiſchte Empfindung des Leidens und der
uſt an dem Leiden. Rührung kann man alſo nur
ann über eigenes Unglück empfinden, wenn der
Schmerz über daſſelbe gemäßigt genug iſt, um der
uſt Raum zu laſſen, die etwa ein mitleidender
uſchauer dabei empfindet. Der Verluſt eines gro-
en Guts ſchlägt uns heute zu Boden, und unſer
Schmerz rührt den Zuſchauer; in einem Jahre er-
nnern wir uns dieſes Leidens ſelbſt mit Rührung.
Der Schwache iſt jederzeit ein Raub ſeines Schmer-
ens, der Held und der Weiſe werden vom höchſten
igenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben ſo wie das Gefühl des
Erhabenen zwei Beſtandtheile, Schmerz und Ver-
nügen; alſo hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit
ine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So ſcheint es
ine Zweckwidrigkeit in der Natur zu ſeyn, daß der
Menſch leidet, der doch nicht zum Leiden beſtimmt
ſt, und dieſe Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber
ieſes Wehethun der Zweckwidrigkeit iſt zweckmäßig
ür unſere vernünftige Natur überhaupt, und, in
o fern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmä-
ig für die menſchliche Geſellſchaft. Wir müſſen
alſo über die Unluſt ſelbſt, welche das Zweckwidrige
n uns erregt, nothwendig Luſt empfinden, weil
ene Unluſt zweckmäßig iſt. Um zu beſtimmen, ob
ei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervor-
echen werde, kommt es darauf an, ob die Vor-

ſtellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dieß kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns ſchmerzhafter, als das Leiden des Laſterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menſchen, glücklich zu ſeyn, ſondern auch dem beſondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erſtern widerſprochen wird. Hingegen ſchmerzt uns das Glück des Böſewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erſtlich das Laſter ſelbſt, und zweitens die Belohnung des Laſters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem iſt die Tugend weit mehr geſchickt, ſich ſelbſt zu belohnen, als das glückliche Laſter ſich zu beſtrafen; eben deswegen wird der Rechtſchaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Laſterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Beſtimmung des Verhältniſſes der Luſt zu der Unluſt in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffe. Keine Zweckmäßigkeit geht uns ſo nah an als die moraliſche, und nichts geht über die Luſt, die wir über dieſe empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematiſch ſeyn, *die moraliſche* iſt uns erwieſen. Sie allein gründet

unſere vernünftige Natur und auf innere
digkeit. Sie iſt uns die nächſte, die wich-
nd zugleich die erkennbarſte, weil ſie durch
t Außen, ſondern durch ein inneres Princip
Vernunft beſtimmt wird. Sie iſt das Palla-
erer Freiheit.

moraliſche Zweckmäßigkeit wird am leben-
rkannt, wenn ſie im Widerſpruch mit An-
Oberhand behält; nur dann erweist ſich
Macht des Sittengeſetzes, wenn es mit
igen Naturkräften im Streit gezeigt wird,
neben ihm ihre Gewalt über ein menſch-
rz verlieren. Unter dieſen Naturkräften iſt
riffen, was nicht moraliſch iſt, Alles, was
er der höchſten Geſetzgebung der Vernunft
o Empfindungen, Triebe, Affekte, Leiden-
) gut als phyſiſche Nothwendigkeit und das

Je furchtbarer die Gegner, deſto glorrei-
Sieg: der Widerſtand allein kann die Kraft
machen. Aus dieſem folgt, „daß das höchſte
ſeyn unſerer moraliſchen Natur nur in
ewaltſamen Zuſtande, im Kampfe, erhalten
kann, und daß das höchſte moraliſche Ver-
jederzeit von Schmerz begleitet ſeyn wird.“
nige Dichtungsart alſo, welche uns die mo-
luſt in vorzüglichem Grade gewährt, muß
deswegen der gemiſchten Empfindungen be-
nd uns durch den Schmerz ergetzen. Dieß
ngsweiſe die Tragödie, und ihr Gebiet

umfaßt alle möglichen Fälle, in denen irgend
Naturzweckmäßigkeit einer moraliſchen, oder
eine moraliſche Zweckmäßigkeit der andern, die
iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht n[ic]
möglich, nach dem Verhältniß, in welchem di
raliſche Zweckmäßigkeit im Widerſpruch mit d
dern erkannt und empfunden wird, eine Stuf
ter des Vergnügens von der unterſten bis zur
ſten hinauf zu führen, und den Grad der an
men oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus
Princip der Zweckmäßigkeit beſtimmt anzu
Ja vielleicht ließen ſich aus eben dieſem Prinz
ſtimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, un
möglichen Klaſſen derſelben a priori in einer vo
digen Tafel erſchöpfen; ſo daß man im S
wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anz
ſen, und den Grad ſowohl als die Art der
rung im Voraus zu berechnen, über den ſie
vermöge ihrer Species, nicht erheben kann.
dieſer Gegenſtand bleibt einer eigenen Erört
vorbehalten.

Wie ſehr die Vorſtellung der moraliſchen
mäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unſerm
müthe vorgezogen werde, wird aus einzelnen
ſpielen einleuchtend zu erkennen ſeyn.

Wenn wir Hakon und Amanda an den
terpfahl gebunden ſehen, beide aus freier Wah
reit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu ſt
als durch Untreue gegen das Geliebte ſich

Thron zu erwerben — was macht uns wohl dieſen Auftritt zum Gegenſtand eines ſo himmliſchen Vergnügens? Der Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit dem lachenden Schickſale, das ſie verſchmähten, die anſcheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbſtliebe u. ſ. f. ſollten uns, da ſie ſo viele Vorſtellungen von Zweckwidrigkeit in unſere Seele rufen, mit dem empfindlichſten Schmerz erfüllen. Aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Geſetzen, wenn ſie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlaſſung wird, uns die moraliſche Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollſten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der ſiegenden Macht des ſittlichen Geſetzes, die wir bei dieſem Anblick machen, iſt ein ſo hohes, ſo weſentliches Gut, daß wir ſogar verſucht werden, uns mit dem Uebel auszuſöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinſtimmung im Reich der Freiheit ergetzt uns unendlich mehr, als alle Widerſprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht beſiegt, das ſchon ſo gut als eroberte Rom verläßt, ſeine Rache unterdrückt, ſein Heer zurückführt, und ſich dem Haß eines eiferſüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, ſo begeht er offenbar eine ſehr zweckwidrige Handlung; er verliert *durch dieſen Schritt* nicht nur die Frucht

aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich groß ist es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit der Neigung einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger schütze," sagt der große Pompejus, da er nach Afrika schiffen soll, und seine Freunde ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, bis der Seesturm vorüber sey.

Aber das Leben eines Verbrechers ist nicht weniger trotzisch ergetzend als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Widerspruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns *mit* Unwillen, die moralische Unvollkommenheit, die *eine solche* Art zu handeln voraussetzt, mit Schmerz

erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldlosen nicht einmal in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns für den Schmerz zu entschädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch ist Beides ein sehr dankbarer Gegenstand für die Kunst, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht schwer seyn, diese Erscheinung mit dem bisher Gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz gibt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtseyn moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmäßig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Ansprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung derselben mit dem Sittengesetz, und ist Mißbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muß im Augenblick der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz *im Gemüth eines* solchen Menschen seyn;

es muß ihm wichtiger seyn als selbst der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuß dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so steigt unsre Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterschied stattfände, so würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtseyn des Rechthandelns seine Entschließung zum Tugendhaften doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemählde der erhabensten *Sittlichkeit*, nur in einem gewaltsamen Zustand

rfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten
iſchen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch
Gehorſam gegen dieſelbe zurück, und je furcht-
ſeine Selbſtverdammung ſich äußert, deſto
iger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten.
er es gibt Fälle, wo das moraliſche Vergnü-
ur durch einen moraliſchen Schmerz erkauft
und dieß geſchieht, wenn eine moraliſche
: übertreten werden muß, um einer höhern
llgemeinern deſto gemäßer zu handeln. Wäre
olan, anſtatt ſeine eigene Vaterſtadt zu
rn, vor Antium oder Corioli mit einem rö-
n Heere geſtanden, wäre ſeine Mutter eine
ierinn geweſen, und ihre Bitten hätten die
che Wirkung auf ihn gehabt, ſo würde dieſer
der Kindespflicht den entgegengeſetzten Ein-
auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen
Mutter ſtände dann die weit höhere bürger-
Verbindlichkeit entgegen, welche im Kolliſions-
or jener den Vorzug verdient. Jener Kom-
ant, dem die Wahl gelaſſen wird, entweder
tadt zu übergeben, oder ſeinen gefangenen
vor ſeinen Augen durchbohrt zu ſehen,
ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht
ſein Kind der Pflicht gegen ſein Vaterland bil-
tergeordnet iſt. Es empört zwar im erſten
blick unſer Herz, daß ein Vater dem Natur-
und der Vaterpflicht ſo widerſprechend han-
aber es reißt uns bald zu einer ſüßen Be-

wunderung hin, daß ſogar ein moraliſcher Antrieb, und wenn er ſich ſelbſt mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Geſetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten, aber ehrſüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil ſeine Meinung von patriotiſcher Pflicht ihn zu Vertilgung Alles deſſen, was die Republik in Gefahr ſetzt, verbindet, ſo ſehen wir ihn zwar nicht ohne Entſetzen und Abſcheu dieſe naturwidrige, dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr widerſtreitende Handlung begehen; aber unſer Abſcheu löst ſich bald in die höchſte Achtung der heroiſchen Tugend auf, die ihre Anſprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im ſtürmiſchen Widerſtreit der Gefühle eben ſo frei und eben ſo richtig als im Zuſtand der höchſten Ruhe entſcheidet. Wir können über republikaniſche Pflicht mit Timoleon ganz verſchieden denken; das ändert an unſerm Wohlgefallen nichts. Vielmehr ſind es gerade ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der handelnden Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Ueber keine moraliſche Erſcheinung aber wird das Urtheil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen, als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der

ſche Sinn liegt zwar in allen Menſchen,
icht bei allen in derjenigen Stärke und Frei-
ie er bei Beurtheilung dieſer Fälle voraus-
werden muß. Für die Meiſten iſt es genug,
handlung zu billigen, weil ihre Einſtimmung
m Sittengeſetz leicht gefaßt wird, und eine
zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit mit die-
eſetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller
nd und eine von jeder Naturkraft, alſo auch
ralischen Trieben (in ſo fern ſie inſtinktartig
unabhängige Vernunft wird erfordert, die
tniſſe moraliſcher Pflichten zu dem höchſten
der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen. Da-
d die nämliche Handlung, in welcher einige
e die höchſte Zweckmäßigkeit erkennen, dem
Haufen als ein empörender Widerſpruch
ien, obgleich beide ein moraliſches Urtheil
daher rührt es, daß die Rührung an ſol-
handlungen nicht in der Allgemeinheit mit-
t werden kann, wie die Einheit der menſch-
Natur und die Nothwendigkeit des morali-
Geſetzes erwarten läßt. Aber auch das wahr-
höchſte Erhabene iſt, wie man weiß, Vielen
hannung, und Unſinn, weil das Maß der
aft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen
ſt iſt. Eine kleine Seele ſinkt unter der Laſt
ier Vorſtellungen dahin, oder fühlt ſich pein-
ber ihren moraliſchen Durchmeſſer ausein-
geſpannt. Sieht nicht oft genug der ge-

meine Haufe da die häßlichſte Verwirrung, wo der denkende Geiſt gerade die höchſte Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, in ſo fern es der tragiſchen Rührung und unſerer Luſt an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es ſind deſſenungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit ſelbſt auf Unkoſten der moraliſchen zu ergetzen ſcheint. Die höchſte Konſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen ergetzt uns offenbar, obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlag derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir Alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, aufs Feurigſte wünſchen ſollten. Aber auch dieſe Erſcheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, und ſeinen Einfluß auf unſer Vergnügen an tragiſchen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umſtänden Vergnügen, ſie beziehe ſich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder ſie widerſtreite demſelben. Wir genießen dieſes Vergnügen rein, ſo lange wir uns keines ſittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widerſprochen wird. Eben ſo, wie wir *uns an dem* verſtandähnlichen Inſtinkt der Thiere,

an dem Kunſtfleiß der Bienen u. dgl. ergetzen, ohne dieſe Naturzweckmäßigkeit auf einen verſtändigen Willen, noch weniger auf einen moraliſchen Zweck zu beziehen, ſo gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menſchlichen Geſchäfts an ſich ſelbſt Vergnügen, ſobald wir uns weiter nichts dabei denken als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, dieſen Zweck nebſt ſeinen Mitteln auf ein ſittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerſpruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moraliſchen Weſens iſt, ſo tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes erſten Vergnügens, und keine noch ſo große Verſtandeszweckmäßigkeit iſt fähig, uns mit der Vorſtellung einer ſittlichen Zweckwidrigkeit zu verſöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieſer Richard III., dieſer Jago, dieſer Lovelace Menſchen ſind; ſonſt wird ſich unſre Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen beſitzen und auch häufig genug ausüben, unſre Aufmerkſamkeit von einer gewiſſen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andere zu richten, daß das Vergnügen ſelbſt, welches durch dieſe Abſonderung allein für uns möglich iſt, uns dazu einladet und dabei feſthält, wird durch die tägliche Erfahrung beſtätigt.

Nicht ſelten aber gewinnt eine geiſtreiche Bosheit vorzüglich deswegen unſre Gunſt, weil ſie ein

ſes empfinden und prüfen ſie mit dem richti
Geſchmack, aber man hüte ſich, an ihr Hei
appelliren. Alter und Kultur führen uns d
Klippe entgegen, und dieſen nachtheiligen Ei
von beiden glücklich beſiegen, iſt der höchſte Ch
terruhm des gebildeten Mannes. Unter Euro
Nationen ſind unſere Nachbarn, die Franz
dieſem Extrem am nächſten geführt worden,
wir ringen, wie in Allem, ſo auch hier, di
Muſter nach.

Ueber die tragiſche Kunſt.*)

Der Zuſtand des Affekts für ſich ſelbſt, unabhängig von aller Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſere Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, hat etwas Ergetzendes für uns; wir ſtreben, uns in denſelben zu verſetzen, wenn es auch einige Opfer koſten ſollte. Unſern gewöhnlichſten Vergnügungen liegt dieſer Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabſcheuung gerichtet, ob er, ſeiner Natur nach, angenehm oder peinlich ſey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns habe, und alſo die Luſt am Affekt mit ſeinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung in unſerer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte ſelbſt, mit unwiderſtehlichem

*) Anmerkung des Herausgebers. Im zweiten Stück der neuen Thalia vom Jahre 1792 [illegible] dieſer Aufſatz zuerſt.

Zauber an sich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens, mit gleichen Kräften weggestoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abenteuerlichste Gespenstermährchen verschlingen wir mit Begierde und mit desto größerer, jemehr uns dabei die Haare zu Berge steigen.

Lebhafter äußert sich diese Regung bei Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Meersturm, der eine ganze Flotte versenkt, vom Ufer aus gesehen, würde unsere Phantasie eben so stark ergetzen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß diese natürliche Lust aus einer Vergleichung unsrer eignen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entspringe. Wie zahlreich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe, noch die unedle Lust der gestillten Rachbegierde kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich, stärker oder schwächer, ein neugieriges Verlangen bei dem Zuschauer, Aug' und Ohr auf den Ausdruck seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierin eine Ausnahme macht, so rührt dieß nicht daher, daß dieser *Trieb gar nicht* in ihm vorhanden war, sondern daher,

her, daß er von der ſchmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Geſetzen des Anſtands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menſchlichkeit zügelt, überläßt ſich ohne Scheu dieſem mächtigen Zuge. Er muß alſo in der urſprünglichen Anlage des menſchlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines pſychologiſches Geſetz zu erklären ſeyn.

Wenn wir aber auch dieſe rohen Naturgefühle mit der Würde der menſchlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anſtand nehmen, ein Geſetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, ſo gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an ſchmerzhaften Rührungen außer Zweifel ſetzen. Der peinliche Kampf entgegengeſetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends iſt, ergetzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer ſteigender Luſt den Fortſchritten einer Leidenſchaft bis zu dem Abgrund, in welchen ſie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines phyſiſchen Leidens oder auch von dem phyſiſchen Ausdruck eines moraliſchen zurückſchreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moraliſchen Schmerz eine nur deſto ſüßere Luſt empfinden. Das Intereſſe iſt allgemein, mit dem wir bei Schilderungen ſolcher Gegenſtände verweilen.

Natürlicherweise gilt dieß nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affekt; denn die nahe Beziehung, in welcher der ursprüngliche zu unserm Glückseligkeitstriebe steht, beschäftigt und besitzt uns gewöhnlich zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für sich gewährt. So ist bei demjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dessen ungeachtet ist selbst der ursprüngliche schmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Liegt nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht ein Genuß, so würden Hazardspiele ungleich weniger Reiz für uns haben, so würde man sich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechslung nicht am lebhaftesten ergetzen. Dadurch aber wird nicht gesagt, daß die unangenehmen Affekte an und für sich selbst Lust gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand sich einfallen lassen wird; es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths blos die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens für *uns möglich* sind. Gemüther also, welche für diese

Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüſtern ſind, werden ſich leichter mit dieſen unangenehmen Bedingungen verſöhnen, und auch in den heftigſten Stürmen der Leidenſchaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſer ſinnliches oder ſittliches Vermögen rührt die Unluſt her, welche wir bei widrigen Affekten empfinden, ſo wie die Luſt bei den angenehmen aus eben dieſen Quellen entſpringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die ſittliche Natur eines Menſchen zu ſeiner ſinnlichen ſteht, richtet ſich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moraliſchen keine Wahl für uns ſtattfindet, der ſinnliche Trieb hingegen der Geſetzgebung der Vernunft unterworfen und alſo in unſrer Gewalt iſt, wenigſtens ſeyn ſoll, ſo leuchtet ein, daß es möglich iſt, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten, und über den Grad Herr zu ſeyn, den ſie erreichen ſollen. Dieſer wird in eben dem Maße ſchwächer ſeyn, als der moraliſche Sinn über den Glückſeligkeitstrieb bei einem Menſchen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an ſein individuelles Ich durch den Gehorſam gegen allgemeine Vernunftgeſetze vermindert wird. Ein ſolcher Menſch wird alſo im Zuſtand des Affekts die Beziehung eines Gegenſtandes *auf ſeinen* Glückſeligkeitstrieb weit

weniger empfinden, und folglich auch weit wen
von der Unluſt erfahren, die nur aus dieſer B
hung entſpringt; hingegen wird er deſto mehr
das Verhältniß merken, in welchem eben dieſer
genſtand zu ſeiner Sittlichkeit ſteht, und eben
um auch deſto empfänglicher für die Luſt ſeyn,
che die Beziehung aufs Sittliche nicht ſelten in
peinlichſten Leiden der Sinnlichkeit miſcht.
ſolche Verfaſſung des Gemüths iſt am fähig
das Vergnügen des Mitleids zu genießen, und ſ
den urſprünglichen Affekt in den Schranken des
leids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer
benspiloſophie, welche durch ſtäte Hinweiſung
allgemeine Geſetze das Gefühl für unſere Individ
lität entkräftet, im Zuſammenhange des groſſen
zen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehrt,
uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt
mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene
ſtesſtimmung iſt das Loos ſtarker und philoſophi
Gemüther, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſ
den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt ha
Auch der ſchmerzhafteſte Verluſt führt ſie nicht
eine Wehmuth hinaus, mit der ſich noch immer
merklicher Grad des Vergnügens gatten kann.
die allein fähig ſind, ſich von ſich ſelbſt zu trenn
genießen allein das Vorrecht, an ſich ſelbſt Thei
nehmen, und eigenes Leiden in dem milden W
ſchein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug

uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an ſich ſelbſt, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerkſam machen. Es iſt größer, wie man geſehen hat, in moraliſchen Gemüthern, und wirkt deſto freier, je mehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig iſt. Es iſt ferner lebhafter und ſtärker in traurigen Affekten, wo die Selbſtliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derſelben vorausſetzen; alſo wächſt es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo dieſem Triebe geſchmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückſeligkeitstriebes und die Erfüllung moraliſcher Geſetze; eine Luſt alſo, von der man bewieſen hat, daß ſie nicht aus der erſten Quelle entſprang, muß nothwendig aus der zweiten ihren Urſprung nehmen. Aus unſerer moraliſchen Natur alſo quillt die Luſt hervor, wodurch uns ſchmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch ſogar urſprünglich empfunden, in gewiſſen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art verſucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigſten Auflöſungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erſcheinung lieber in begleitenden Umſtänden, als in der Natur des Affekts ſelbſt aufſuchte. Vielen iſt das Vergnügen des Mitleids nichts Anderes als das Vergnügen der Seele an ihrer *Empfindſamkeit*, Andern die Luſt an ſtarkbe-

schäftigten Kräften, lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; Andere lassen sie aus der Entdeckung sittlich schöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden, bei Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein schwächerer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unsrer Lust an der Rührung offenbar günstiger seyn müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unsrer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortrefflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf sich selbst, können die Lust an Rührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, der Schmerz eines Bösewichts gewähren uns diesen Genuß freilich nicht; aber deswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets also kehrt die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme, und sie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unsere Sinnlichkeit die Bedingung sey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit *seines Vergnügen* an sympathetischen Leiden erzeugt.

Dieſe Kraft nun iſt keine andere als die Vernunft, und in ſo fern die freie Wirkſamkeit derſelben, als abſolute Selbſtthätigkeit, vorzugsweiſe den Namen der Thätigkeit verdient, in ſo fern ſich das Gemüth nur in ſeinem ſittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt: in ſo fern iſt es freilich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unſer Vergnügen an traurigen Rührungen ſeinen Urſprung zieht. Aber ſo iſt es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, nicht die Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, ſondern eine beſtimmte Gattung der erſtern, und eine beſtimmte, durch Vernunft erzeugte Wirkſamkeit des letztern, was dieſem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat alſo etwas Ergetzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leiſtet jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er dieſen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zuſtand ſeiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtſeyn ſeiner vernünftigen Natur äußert das Gemüth ſeine höchſte Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerſtand überlegen iſt.

Derjenige Zuſtand des Gemüths alſo, der vorzugsweiſe dieſe Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, dieſe höhere Thätigkeit weckt, iſt der zweckmäßigſte für ein vernünftiges Weſen, und für den Thätigkeitstrieb *der befriedigendſte*; er muß alſo mit einem

vorzüglichen Grade von Luſt verknüpft ſeyn.
einen ſolchen Zuſtand verſetzt uns der traurige
und die Luſt an demſelben muß die Luſt an
chen Affekten in eben dem Grad übertreff
das ſittliche Vermögen in uns über das ſinnl
haben iſt.

Was in dem ganzen Syſtem der Zwecke
untergeordnetes Glied iſt, darf die Kunſt a
ſem Zuſammenhang abſondern und als Hau
verfolgen. Für die Natur mag das Vergnü
ein mittelbarer Zweck ſeyn; für die Kunſt iſt
höchſte. Es gehört alſo vorzüglich zum Zw
letztern, das hohe Vergnügen nicht zu verna
gen, das in der traurigen Rührung enthal
Diejenige Kunſt aber, welche ſich das Ver
des Mitleids insbeſondere zum Zweck ſetzt,
die tragiſche Kunſt im allgemeinſten Verſtand

Die Kunſt erfüllt ihren Zweck durch Nachg
der Natur, indem ſie die Bedingungen erfüll
ter welchen das Vergnügen in der Wirklichkei
lich wird, und die zerſtreuten Anſtalten der
zu dieſem Zwecke nach einem verſtändigen Pl
einigt, um das, was dieſe blos zu ihrem
zweck machte, als letzten Zweck zu erreichen.
tragiſche Kunſt wird alſo die Natur in denj

*) Siehe die Abhandlung über den Grund des Ver
an tragiſchen Gegenſtänden.

Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewissesten und am stärksten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstören.

Zwei entgegengesetzte Ursachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu schwach, oder wenn es so stark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, daß unser Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an stärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen, und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwächen oder gänzlich ersticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufsatz über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bei jeder tragischen Rührung die Vorstellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die *Rührung* ergetzend seyn soll, jeder-

zeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieser beiden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen soll. Ist die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder ist der verletzte Zweck von größerer Wichtigkeit als der erfüllte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag dieses nun objektiv von der menschlichen Gattung überhaupt, oder blos subjektiv von besondern Individuen gelten.

Wenn die Unlust über die Ursache eines Unglücks zu stark wird, so schwächt sie unser Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verschiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden seyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrschenden Affekt, und jedes andere Gefühl muß ihm weichen. So schwächt es jederzeit unsern Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat, oder sich auch aus Schwäche des Verstandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demselben zu ziehen weiß. Unserm Antheil an dem unglücklichen, von seinen undankbaren Töchtern mißhandelten Lear schadet es nicht wenig, daß dieser kindische Alte seine Krone so leichtsinnig hingab, und seine Liebe so unverständig unter seinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegk'schen

uerſpiel Olynth und Sophronia, kann ſelbſt das
hterlichſte Leiden, dem wir dieſe beiden Märty-
ihres Glaubens ausgeſetzt ſehen, unſer Mitleid,
ihr erhabener Heroismus unſere Bewunderung
ſchwach erregen, weil der Wahnſinn allein eine
idlung begehen kann, wie diejenige iſt, wodurch
y n t h ſich ſelbſt und ſein ganzes Volk an den Rand
Verderbens führte.

Unſer Mitleid wird nicht weniger geſchwächt,
n der Urheber eines Unglücks, deſſen ſchuldloſe
er wir bemitleiden ſollen, unſere Seele mit Ab-
u erfüllt. Es wird jederzeit der höchſten Voll-
menheit ſeines Werks Abbruch thun, wenn der
iſche Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskom-
n kann, und wenn er gezwungen iſt, die Größe
Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten.
akeſpeare's Jago und Lady Macbeth, Kleopa-
in der Rorolane, Franz Moor in den Räubern zeu-
für dieſe Behauptung. Ein Dichter, der ſich
ſeinen wahren Vortheil verſteht, wird das Un-
t nicht durch einen böſen Willen, der Unglück
bſichtet, noch viel weniger durch einen Mangel
Verſtandes, ſondern durch den Zwang der Um-
ide herbeiführen. Entſpringt daſſelbe nicht aus
ckliſchen Quellen, ſondern von äußerlichen Din-
, die weder Willen haben noch einem Willen
erworfen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner, und
d zum Wenigſten durch keine Vorſtellung moraliſ-
r *Zweckwidrigkeit* geſchwächt. Aber dann kann

dem theilnehmenden Zuſchauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlaſſen werden, welche in dieſem Fall allein die moraliſche Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad ſteigt das Mitleid, wenn ſowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verurſacht, Gegenſtände deſſelben werden. Dieß kann nur dann geſchehen, wenn der Letztere weder unſern Haß noch unſere Verachtung erregt, ſondern wider ſeine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So iſt es eine vorzügliche Schönheit in der deutſchen Iphigenia, daß der tauriſche König, der Einzige, der den Wünſchen Oreſts und ſeiner Schweſter im Wege ſteht, nie unſere Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Dieſe Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Urſache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widerſprechend, ſondern ſogar durch Moralität allein möglich iſt, und wo das wechſelſeitige Leiden blos von der Vorſtellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieſer Art iſt die Situation Ximenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; unſtreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meiſterſtück der tragiſchen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater ſeiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder deſſelben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in

Ximenen, der Tochter des Erſchlagenen, eine furchtbare Anklägerinn und Verfolgerinn. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenſtandes eben ſo ängſtlich zittert, als eifrig ſie die moraliſche Pflicht macht, dieſes Unglück herbeizurufen. Beide alſo gewinnen unſere höchſte Achtung, weil ſie auf Koſten der Neigung eine moraliſche Pflicht erfüllen; beide entflammen unſer Mitleid aufs Höchſte, weil ſie freiwillig und aus einem Beweggrund leiden, der ſie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier alſo wird unſer Mitleid ſo wenig durch widrige Gefühle geſtört, daß es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; blos die Unmöglichkeit, mit der höchſten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unſere ſympathetiſche Luſt noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch ſchon dadurch gewonnen wird, daß unſer Unwille über dieſe Zweckwidrigkeit kein moraliſches Weſen betrifft, ſondern an den unſchädlichſten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, ſo iſt eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal immer demüthigend und kränkend für freie ſich ſelbſt beſtimmende Weſen. Dieß iſt es, was uns auch in den vortrefflichſten Stücken der griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läßt, weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unſere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten *zurückbleibt*. Aber auf der höchſten

und letzten Stufe, welche der moralisch gebildete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sich erheben kann, löst sich auch dieser, und jeder Schatten von Unlust verschwindet mit ihm. Dieß geschieht, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt, und sich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtseyn einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird blos ein Stachel für unsere Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falles aufzusuchen, und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen. Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit voran leuchtete. Der neuern Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müssen wir Neuere wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wenn der philosophische Genius des Zeitalters

und die moderne Kultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

So wie die tragische Rührung durch Einmischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an derselben vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade ausschweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, daß die Unlust in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von der Beziehung des Affekts selbst auf unsere Sittlichkeit, seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniß vorausgesetzt, welches das Verhältniß der Unlust zu der Lust in traurigen Rührungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bei Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unserm Gemüthe erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muß *nothwendiger* Weise, weil es die

Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an
rungen vermindern, das allein aus dieser Si
keit fließt; so wie Alles, was dieser letztern
serm Gemüth einen Schwung gibt, sogar
sprünglichen Affekten dem Schmerz seinen
nimmt. Unsere Sinnlichkeit erlangt aber
Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstell
des Leidens zu einem solchen Grade der Leb
keit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig
den mitgetheilten Affekt von einem ursprüngl
unser eigenes Ich von dem leidenden Subjekt,
Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden.
langt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr
Anhäufung ihrer Gegenstände und durch das
bende Licht, das eine aufgeregte Einbildung
darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird.
hingegen ist geschickter, sie in ihre Schranke
rückzuweisen, als der Beistand übersinnlicher,
licher Ideen, an denen sich die unterdrückte
nunft, wie an geistigen Stützen, aufrichtet,
sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle
nen heitern Horizont zu erheben. Daher der
Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder
sprüche, an der rechten Stelle in den dramat
Dialog eingestreut, für alle gebildeten Völker
haben, und der fast übertriebene Gebrauch,
schon die Griechen davon machten. Nichts ist
sittlichen Gemüthe willkommener, als nach
lang anhaltenden Zustand des bloßen Leiden

der Dienſtbarkeit der Sinne zur Selbſtthätigkeit geweckt, und in ſeine Freiheit wieder eingeſetzt zu werden.

So viel von den Urſachen, welche unſer Mitleid einſchränken, und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege ſtehen. Jetzt ſind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Luſt der Rührung am unfehlbarſten und am ſtärkſten erweckt wird.

Alles Mitleid ſetzt Vorſtellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollſtändigkeit und Dauer der letztern richtet ſich auch der Grad der erſtern.

1) Je lebhafter die Vorſtellungen, deſto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, deſto mehr wird ſeine Sinnlichkeit gereizt, deſto mehr alſo auch ſein ſittliches Vermögen zum Widerſtand aufgefordert. Vorſtellungen des Leidens laſſen ſich aber auf zwei verſchiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günſtig ſind. Ungleich ſtärker afficiren uns Leiden, von denen wir Zeugen ſind, als ſolche, die wir erſt durch Erzählung oder Beſchreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unſerer Einbildungskraft auf, und bringen, da ſie unſere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzeſten Weg zu unſerm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Beſondere erſt zum Allgemeinen erhoben, und aus dieſem dann das Beſondere erkannt, alſo ſchon durch dieſe noth-

wendige Operation des Verſtandes dem Eindruc
ſehr viel von ſeiner Stärke entzogen. Ein ſchwache
Eindruck aber wird ſich des Gemüths nicht unge
theilt bemächtigen, und fremdartigen Vorſtellunge
Raum geben, ſeine Wirkung zu ſtören und die Auf
merkſamkeit zu zerſtreuen. Sehr oft verſetzt un
auch die erzählende Darſtellung aus dem Gemüths
zuſtand der handelnden Perſonen in den des Er
zählers, welches die zum Mitleid ſo nothwendig
Täuſchung unterbricht. So oft der Erzähler in
eigner Perſon ſich vordringt, entſteht ein Stillſtan
in der Handlung, und darum unvermeidlich auch i
unſerm theilnehmenden Affekt; dieß ereignet ſi
ſelbſt dann, wenn ſich der dramatiſche Dichter im
Dialog vergißt, und der ſprechenden Perſon Betrac
tungen in den Mund legt, die nur ein kalter Z
ſchauer anſtellen konnte. Von dieſem Fehler dürf
ſchwerlich eine unſerer neuern Tragödien frei ſey
doch haben ihn die franzöſiſchen allein zur Regel
hoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und V
ſinnlichung ſind alſo nöthig, unſern Vorſtellun
vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu ein
höhen Grade von Rührung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhafteſten Eind
von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem
lichen Grad des Mitleids gebracht zu werden,
es dieſen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir m
uns einen Begriff von dem Leiden machen, a
wir Theil nehmen ſollen; dazu gehört eine

einſtimmung deſſelben mit etwas, was ſchon vorher in uns vorhanden iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer Aehnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo dieſe Aehnlichkeit ſich erkennen läßt, iſt das Mitleid nothwendig; wo ſie fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und größer die Aehnlichkeit, deſto lebhafter unſer Mitleid; je geringer jene, deſto ſchwächer auch dieſes. Es müſſen, wenn wir den Affekt eines Andern in ihm nachempfinden ſollen, alle inneren Bedingungen zu dieſem Affekt in uns ſelbſt vorhanden ſeyn, damit die äußere Urſache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entſtehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müſſen, ohne uns Zwang anzuthun die Perſon mit ihm zu wechſeln, unſer eigenes Ich ſeinem Zuſtande augenblicklich unterzuſchieben fähig ſeyn. Wie iſt es aber möglich, den Zuſtand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in dieſem Andern gefunden haben?

Dieſe Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, in ſo fern dieſe nothwendig und allgemein iſt. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweiſe unſre ſittliche Natur. Das ſinnliche Vermögen kann durch zufällige Urſachen anders beſtimmt werden; ſelbſt unſre Erkenntnißvermögen ſind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unſre *Sittlichkeit allein* ruht auf ſich ſelbſt, und

ist eben darum am tauglichsten, einen allgem
und sichern Maßstab dieser Aehnlichkeit abzu
Eine Vorstellung also, welche wir mit unsrer
zu denken und zu empfinden übereinstimmen
den, welche mit unsrer eignen Gedankenreihe
in gewisser Verwandtschaft steht, welche von u
Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nenne
wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthü
unsers Gemüths, die besondern Bestimmunge
allgemeinen Menschencharakters in uns, welch
unbeschadet dieses allgemeinen Charakters hinw
ken lassen, so hat diese Vorstellung blos Wahrhe
uns; betrifft sie die allgemeine und nothwendigen
welche wir bei der ganzen Gattung voraussetzen,
die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Fü
Römer hat der Richterspruch des ersten Bru
der Selbstmord des Cato subjektive Wahrheit.
Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Han
gen dieser beiden Männer fließen, folgen nich
mittelbar aus der allgemeinen, sondern unm
aus einer besonders bestimmten menschlichen N
Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muß
eine römische Gesinnung besitzen, oder doch zu a
blicklicher Annahme der letztern fähig seyn. F
gen braucht man blos Mensch überhaupt zu sey
durch die heldenmüthige Aufopferung eines Le
das, durch die ruhige Ergebung eines Ari
durch den freiwilligen Tod eines Sokrates i
hohe Rührung versetzt, um durch den schrec

lückswechsel eines Darius zu Thränen hingeriſ-
t zu werden. Solchen Vorſtellungen räumen wir,
t Gegenſatz mit jenen, objektive Wahrheit ein,
il ſie mit der Natur aller Subjekte übereinſtim-
en, und dadurch eine eben ſo ſtrenge Allgemeinheit
id Nothwendigkeit erhalten, als wenn ſie von jeder
bjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens iſt die ſubjektive wahre Schilderung,
il ſie auf zufällige Beſtimmungen geht, darum
cht mit willkürlichen zu verwechſeln. Zuletzt ſtieſst
ch das ſubjektive Wahre aus der allgemeinen Ein-
chtung des menſchlichen Gemüths, welche blos
rch beſondere Umſtände beſonders beſtimmt ward,
id beide ſind nothwendige Bedingungen deſſelben.
ie Entſchließung des Cato könnte, wenn ſie den
gemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur wider-
räche, auch nicht mehr ſubjektiv wahr ſeyn. Nur
ben Darſtellungen der letztern Art einen engern
irkungskreis, weil ſie noch andere Beſtimmungen
s jene allgemeinen vorausſetzen. Die tragiſche
unſt kann ſich ihrer mit großer intenſiver Wirkung
dienen, wenn ſie der extenſiven entſagen will; doch
rd das unbedingt Wahre, das blos Menſchliche
menſchlichen Verhältniſſen, ſtets ihr ergiebigſter
toff ſeyn, weil ſie bei dieſem allein, ohne darum
f die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müſ-
, der Allgemeinheit derſelben verſichert iſt.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragiſcher
childerungen wird drittens noch Vollſtändigkeit ver-

langt. Alles, was von Außen gegeben werden
um das Gemüth in die abgezweckte Bewegu
ſetzen, muß in der Vorſtellung erſchöpft ſeyn.
ſich der noch ſo römiſch geſinnte Zuſchauer de
lenzuſtand des Cato zu eigen machen, we
die letzte Entſchließung dieſes Republikaners
ſeinigen machen ſoll, ſo muß er dieſe Entſchl
nicht blos in der Seele des Römers, auch i
Umſtänden gegründet finden, ſo muß ihm die
ſowohl als innere Lage deſſelben in ihrem ganz
ſammenhang und Umfang vor Augen liegen,
auch kein einziges Glied aus der Kette von E
mungen fehlen, an welche ſich der letzte Entſchl
Römers als nothwendig anſchließt. Ueberha
ſelbſt die Wahrheit einer Schilderung ohne
Vollſtändigkeit nicht erkennbar, denn nur die
lichkeit der Umſtände, welche wir vollkomme
ſehen müſſen, kann unſer Urtheil über die Ae
keit der Empfindungen rechtfertigen, weil n
der Vereinigung der äußern und innern
gungen der Affekt entſpringt. Wenn entſ
werden ſoll, ob wir wie Cato würden ge
haben, ſo müſſen wir uns vor allen Din
Cato's ganze äußere Lage hineindenken
dann erſt ſind wir befugt, unſere Empfindung
gen die ſeinigen zu halten, einen Schluß a
Aehnlichkeit zu machen, und über die Wahrhe
ſelben ein Urtheil zu fällen.

Dieſe Vollſtändigkeit der Schilderung i

Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorstellun-
und Empfindungen möglich, die sich gegen ein-
als Ursache und Wirkung verhalten, und in
Zusammenhang ein Ganzes für unsre Erkennt-
usmachen. Alle diese Vorstellungen müssen,
sie uns lebhaft rühren sollen, einen unmittel-
Eindruck auf unsre Sinnlichkeit machen,
weil die erzählende Form jederzeit diesen Ein-
schwächt, durch eine gegenwärtige Handlung
laßt werden. Zur Vollständigkeit einer tragi-
Schilderung gehört also eine Reihe einzelner
ulichter Handlungen, welche sich zu der tragi-
Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

Fortdauernd endlich müssen die Vorstellungen
eidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad
Rührung durch sie erweckt werden soll. Der
, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist
ns ein Zustand des Zwanges, aus welchem wir
uns zu befreien, und allzuleicht verschwindet
im Mitleid so unentbehrliche Täuschung. Das
ith muß also an diese Vorstellungen gewaltsam
lt, und der Freiheit beraubt werden, sich der
hung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaf-
t der Vorstellungen und die Stärke der Ein-
, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist dazu
nicht hinreichend; denn je heftiger das empfan-
Vermögen gereizt wird, desto stärker äußert
ie rückwirkende Kraft der Seele, um diesen
uck zu besiegen. Diese selbstthätige Kraft aber

darf der Dichter nicht ſchwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derſelben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn alſo das Gemüth, ſeiner widerſtrebenden Selbſtthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben ſoll, ſo müſſen dieſe periodenweiſe geſchickt unterbrochen, ja von entgegengeſetzten Empfindungen abgelöst werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzukehren, und die Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks deſto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit iſt der Wechſel der Empfindungen das kräftigſte Mittel. Dieſer Wechſel friſcht die erſchöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das ſelbſtthätige Vermögen zum verhältnißmäßigen Widerſtand. Unaufhörlich muß dieſes geſchäftig ſeyn gegen den Zwang der Sinnlichkeit ſeine Freiheit behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; ſonſt iſt es im erſten Falle um das Leid im zweiten um die Thätigkeit gethan, und nur Vereinigung von beiden erweckt ja die Rührung. der geſchickten Führung dieſes Kampfes beruht das große Geheimniß der tragiſchen Kunſt; da ſie ſich in ihrem glänzendſten Lichte.

Auch dazu iſt nun eine Reihe abwechſelnder Vorſtellungen, alſo eine zweckmäßige Verknüpfung derſelben, dieſen Vorſtellungen entſprechender

lungen nothwendig, an denen ſich die Haupthandlung, und durch ſie der abgezielte tragiſche Eindruck vollſtändig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umſtrickt. Der Künſtler, wenn mir dieſes Bild hier verſtattet iſt, ſammelt erſt wirthſchaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenſtandes, den er zum Werkzeug ſeines tragiſchen Zweckes macht, und ſie werden unter ſeinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerſtrahl des Schreckens und der Furcht auf Einmal und fruchtlos in die Gemüther ſchleudert, ſo gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er ſie nur allmälig und gradweiſe rührte.

Wenn wir nunmehr die Reſultate aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen, ſo ſind es folgende Bedingungen, welche der tragiſchen Rührung zum Grunde liegen. Erſtlich muß der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung im ganzen Sinn dieſes Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen ſeyn. Zweitens muß uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt, und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden.

Alle dieſe Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunſt in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung), welche uns Menſchen in einem Zuſtand des Leidens zeigt, und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen.

Sie iſt erſtlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterſcheidet ſie von den übrigen Gattungen der Dichtkunſt, welche blos erzählen oder beſchreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geſchehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne geſtellt; unmittelbar, ohne Einmiſchung eines Dritten. Die Epopöe, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, ſchon ihrer Form nach, in die Ferne, weil ſie zwiſchen den Leſer und die handelnden Perſonen den Erzähler einſchieben. Das Entfernte, das Vergangene ſchwächt aber, wie bekannt iſt, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verſtärkt ihn. Alle erzählenden Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatiſchen machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie iſt zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht blos die Empfindungen und Affekte der tragiſchen Perſonen, ſondern die Begebenheiten, aus denen ſie entſpringen und auf deren Veranlaſſung ſie ſich äußern,

ſtellt ſie nachahmend dar; dieß unterſcheidet ſie von den lyriſchen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewiſſe Zuſtände des Gemüths poetiſch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch beſondere Umſtände bedingte Gemüthsbeſchaffenheit des Dichters (ſey es in ſeiner eigenen Perſon oder in idealiſcher) nachahmend vor Augen ſtellen, und in ſo fern ſind ſie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber ſie machen ihn noch nicht aus, weil ſie ſich blos auf Darſtellungen von Gefühlen einſchränken. Noch weſentlichere Unterſchiede liegen in dem verſchiedenen Zweck dieſer Dichtungsarten.

Die Tragödie iſt drittens Nachahmung einer vollſtändigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragiſch es auch ſeyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Urſache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müſſen ſich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinſtimmung eines vorgeſtellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unſrer Seele, auf welche allein ſich unſre Theilnahme gründet, erkannt werden ſoll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir ſelbſt bei gleichen Umſtänden eben ſo würden gelitten und eben ſo gehandelt haben, ſo wird unſer Mitleid nie erwachen. Es kommt alſo darauf an, daß wir die vorgeſtellte Handlung in ihrem ganzen Zuſammenhang verfolgen, daß wir *ſie aus der* Seele ihres Urhebers durch

eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußerer Umstände hervorfließen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des Oedipus, die Eifersucht des Othello. So kann auch allein der große Abstand ausgefüllt werden, der sich zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissensqualen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit eines Glücklichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der ruhigen Gemüthsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zusammenhängender Verfälle wird erfordert, einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geistes aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur desto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Diese also desto dringender aufzufordern, muß der tragische Künstler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieser muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg desto schwerer und rühmlicher zu machen. Beides ist nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiser Wahl zu dieser Absicht verbunden sind.

Die Tragödie ist viertens poetische Nachahmung *einer mitleidswürdigen* Handlung, und dadurch wird

ie der hiſtoriſchen entgegengeſetzt. Das Letzte würde ie ſeyn, wenn ſie einen hiſtoriſchen Zweck verfolgte, enn ſie darauf ausginge, von geſchehenen Dingen nd von der Art ihres Geſchehens zu unterrichten. In dieſem Falle müßte ſie ſich ſtreng an hiſtoriſche Richtigkeit halten, weil ſie einzig nur durch treue Darſtellung des wirklich Geſchehenen ihre Abſicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetiſchen Zweck, d. i. ſie ſtellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergetzen. Behandelt ſie alſo einen gegebenen Stoff nach dieſem ihrem Zwecke, ſo wird ſie eben dadurch in der Nachahmung frei; ſie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die hiſtoriſche Wahrheit den Geſetzen der Dichtkunſt unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfniſſe zu bearbeiten. Da ſie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchſten Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur zu erreichen im Stande iſt, ſo ſteht ſie, ihrer hiſtoriſchen Freiheit unbeſchadet, unter dem ſtrengen Geſetz der Naturwahrheit, welche man im Gegenſatz von der hiſtoriſchen die poetiſche Wahrheit nennt. So läßt ſich begreifen, wie bei ſtrenger Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ſelten die poetiſche leiden, und umgekehrt bei grober Verletzung der hiſtoriſchen die poetiſche nur um ſo mehr gewinnen kann. Da der tragiſche Dichter, ſo wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Geſetz der poetiſchen Wahrheit ſteht, ſo kann die gewiſſenhafteſte Beobachtung der hiſtoriſchen ihn nie von

ſeiner Dichterpflicht losſprechen, nie einer Uebert
tung der poetiſchen Wahrheit, nie einem Mangel d
Intereſſe zur Entſchuldigung gereichen. Es verri
daher ſehr beſchränkte Begriffe von der tragiſch
Kunſt, ja von der Dichtkunſt überhaupt, den T
gödiendichter vor das Tribunal der Geſchichte
ziehen, und Unterricht von demjenigen zu forder
der ſich ſchon vermöge ſeines Namens blos zu Ri
rung und Ergetzung verbindlich macht. Sogar dan
wenn ſich der Dichter ſelbſt durch eine ängſtliche U
terwürfigkeit gegen hiſtoriſche Wahrheit ſeines Kün
lervorrechts begeben, und der Geſchichte eine G
richtsbarkeit über ſein Produkt ſtillſchweigend ein
räumt haben ſollte, fordert die Kunſt ihn mit all
Rechte vor ihren Richterſtuhl, und ein Tod Her
manns, eine Minona, ein Fuſt von Stro
berg würden, wenn ſie hier die Prüfung nicht au
hielten, bei noch ſo pünktlicher Befolgung des K
ſtüme, des Volks- und des Zeitcharakters mitt
mäßige Tragödien heißen.

Die Tragödie iſt fünftens Nachahmung ein
Handlung, welche uns Menſchen im Zuſtand d
Leidens zeigt. Der Ausdruck „Menſchen" iſt hi
nichts weniger als müßig, und dient dazu, d
Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragöd
in der Wahl ihrer Gegenſtände eingeſchränkt i
Nur das Leiden ſinnlich moraliſcher Weſen, dergl
wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecke

), die ſich von aller Sittlichkeit losſprechen,
r Aberglaube des Volks, oder die Einbil-
der Dichter die böſen Dämonen mahlt,
chen, welche ihnen gleichen; Weſen fer-
on dem Zwange der Sinnlichkeit befreit
wir uns die reinen Intelligenzen denken
ſchen, die ſich in höherm Grade, als die
e Schwachheit erlaubt, dieſem Zwange ent-
n, ſind gleich untauglich für die Tragödie.
t beſtimmt ſchon der Begriff des Leidens,
Leidens, an dem wir Theil nehmen ſollen,
Menſchen im vollen Sinne dieſes Worts
ſtand deſſelben ſeyn können. Eine reine
z kann nicht leiden, und ein menſchliches
das ſich dieſer reinen Intelligenz in unge-
n Grade nähert, kann, weil es in ſeiner
Natur einen zu ſchnellen Schutz gegen die
ier ſchwachen Sinnlichkeit findet, nie einen
rad von Pathos erwecken. Ein durchaus
Subjekt ohne Sittlichkeit, und ſolche, die
nähern, ſind zwar des fürchterlichſten Gra-
iden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in über-
n Grade wirkt, aber von keinem ſittlichen
fgerichtet, werden ſie dieſem Schmerz zum
nd von einem Leiden, von einem durchaus
eiden, von einer abſoluten Unthätigkeit der
wenden wir uns mit Unwillen und Abſcheu
Der tragiſche Dichter gibt alſo mit Recht den
n *Charakteren den* Vorzug, und das Ideal

seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle diese Eigenschaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anstalten, welche der tragische Dichter macht, Reden sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. benutzen; daß er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, befreit ihn von allen Forderungen, die mit diesem Zweck nicht zusammenhängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bei jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form stehen also mit einander in dem genauesten Verhältniß. Diese wird durch jenen bestimmt, und als nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form seyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden, denn die Form ist das Mittel, durch welches sie ihren Zweck erreicht. Eben das, was sie ausschließend vor den übrigen leistet, muß sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den

den übrigen ausſchließend beſitzt. Der Zweck der Tragödie iſt: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenſtand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterſcheidende der letztern beſteht alſo im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weiſe, wie ſie ihren Gegenſtand in Rückſicht auf ihren Zweck behandelt, wie ſie ihren Zweck durch ihren Gegenſtand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel iſt, durch welches ſie dieſen Zweck erreicht, ſo muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen ſeyn, unter welchen der mitleidige Affekt am ſtärkſten erregt wird. Die Form der Tragödie iſt alſo die günſtigſte, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart iſt vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieſer Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am beſten benutzt worden iſt. Eine Tragödie alſo iſt vollkommen, in welcher die tragiſche Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am beſten benutzt worden iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde alſo die vollkommenſte *ſeyn, in welcher das* erregte Mitleid weniger

Wirkung des Stoffs als der am beſten beu
tragiſchen Form iſt. Dieſe mag für das Jde
Tragödie gelten.

Viele Trauerſpiele, ſonſt voll hoher poet
Schönheit, ſind dramatiſch tadelhaft, weil ſi
Zweck der Tragödie nicht durch die beſte Benu
der tragiſchen Form zu erreichen ſuchen; ander
es, weil ſie durch die tragiſche Form einen a
Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht n
unſerer beliebteſten Stücke rühren uns einzl
Stoffes wegen, und wir ſind großmüthig ode
aufmerkſam genug, dieſe Eigenſchaft der M
dem ungeſchickten Künſtler als Verdienſt anz
nen. Bei andern ſcheinen wir uns der Abſic
nicht zu erinnern, in welcher uns der Dicht
Schauſpielhauſe verſammelt hat, und, zufri
durch glänzende Spiele der Einbildungskraf
des Witzes angenehm unterhalten zu ſeyn, b
ken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem
zen verlaſſen. Soll die ehrwürdige Kunſt
das iſt ſie, die zu dem göttlichen Theil unſer
ſens ſpricht) ihre Sache durch ſolche Kämpfe
ſolchen Kampfrichtern führen? — Die Genü
keit des Publikums iſt nur ermunternd für di
telmäßigkeit, aber beſchimpfend und abſchrecke
das Genie.

Zerſtreute Betrachtungen
über verſchiedene
etiſche Gegenſtände. *)

Eigenſchaften der Dinge, wodurch ſie äſthe-
erden können, laſſen ſich unter viererlei Klaſ-
lngen, die ſowohl nach ihrer objektiven
ebenheit als nach ihrer verſchiedenen ſubje-
en Beziehung auf unſer leidendes oder thä-
Vermögen ein nicht blos der Stärke, ſon-
uch dem Werth nach verſchiedenes Wohlge-
virken, und für den Zweck der ſchönen Künſte
n ungleicher Brauchbarkeit ſind; nämlich das
nehme, das Gute, das Erhabene und
chöne. Unter dieſen iſt das Erhabene und
allein der Kunſt eigen. Das Angenehme
r nicht würdig, und das Gute iſt wenigſtens
)r Zweck; denn der Zweck der Kunſt iſt zu

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz
chien zuerſt im fünften Stück der neuen Thalia vom
hr 1793.

vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder praktisch, kann oder darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt blos die Sinne, und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme blos gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsere Erkenntniß, weil es einen Begriff von seinem Objekt verschafft und voraussetzt; der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß seines *Objekts hervor*, und gründet sich auch auf keines.

Es iſt blos dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und ſein Begriff verſchwindet gänzlich, ſobald wir uns die Affektibilität der Sinne hinwegdenken oder ſie auch nur verändern. Einem Menſchen, der Froſt empfindet, iſt eine warme Luft angenehm; eben dieſer Menſch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten ſuchen. In beiden Fällen aber wird man geſtehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objektive iſt von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgeſetzt, daß wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben ſo erſcheinen. Unſer Urtheil über das Angenehme ändert ſich ab, ſo wie ſich unſere Lage gegen ein Objekt verändert. Es iſt alſo keine Eigenſchaft des Objekts, ſondern entſteht erſt aus dem Verhältniß eines Objekts zu unſern Sinnen — denn die Beſchaffenheit des Sinnes iſt eine nothwendige Bedingung deſſelben.

Das Gute hingegen iſt ſchon gut, ehe es vorgeſtellt und empfunden wird. Die Eigenſchaft, durch die es gefällt, beſteht vollkommen für ſich ſelbſt, ohne unſer Subjekt nöthig zu haben, wenn gleich unſer Wohlgefallen an demſelben auf einer Empfänglichkeit unſers Weſens ruht. Das Angenehme, kann man daher ſagen, iſt nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es iſt.

Der Abſtand des Schönen von dem Angenehmen

fällt, ſo groß er auch übrigens iſt, weniger
Augen. Es iſt darin dem Angenehmen gleic
es immer den Sinnen muß vorgehalten werde
es nur in der Erſcheinung gefällt. Es iſt ihm
darin gleich, daß es keine Erkenntniß von
Objekt verſchafft noch vorausſetzt. Es unterſ
ſich aber wieder ſehr von dem Angenehmen, i
durch die Form ſeiner Erſcheinung, nicht du
materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zw
vernünftigen Subjekt blos, in ſo fern daſſel
gleich ſinnlich iſt; aber es gefällt auch dem ſin
nur, in ſo fern daſſelbe zugleich vernünftig iſ
gefällt nicht blos dem Individuum, ſonde
Gattung, und ob es gleich nur durch ſeine Bez
auf ſinnlich-vernünftige Weſen Exiſtenz erh
iſt es doch von allen empiriſchen Beſtimmung
Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt d
auch wenn ſich die Privatbeſchaffenheit der S
verändert. Das Schöne hat alſo eben das m
Guten gemein, worin es von dem Angenehm
weicht, und geht eben da von dem Guten a
es ſich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten iſt dasjenige zu verſtehe
rin die Vernunft eine Angemeſſenheit zu
theoretiſchen oder praktiſchen, Geſetzen erkenn
kann aber der nämliche Gegenſtand mit der t
tiſchen Vernunft vollkommen zuſammenſtimme
doch der praktiſchen im höchſten Grad widerſpr
ſpra. Wir können den Zweck einer Unterne

mißbilligen, und doch die Zweckmäßigkeit in derſelben bewundern. Wir können die Genüſſe verachten, die der Wollüſtling zum Ziel ſeines Lebens macht, und doch ſeine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konſequenz ſeiner Grundſätze loben. Was uns blos durch ſeine Form gefällt, iſt gut, und es iſt abſolut und ohne Bedingung gut, wenn ſeine Form zugleich auch ſein Inhalt iſt. Auch das Gute iſt ein Objekt der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemiſchten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erſte, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorſtellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Feſtſetzung des Unterſchiedes zwiſchen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenſtand häßlich, unvollkommen, ja gar moraliſch verwerflich, und doch angenehm ſeyn, ob den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenſtand Sinne empören, und doch gut ſeyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein Gegenſtand ſeinem innern Weſen nach das moraliſche Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch ſchön ſeyn könne. Die Urſache iſt, weil bei allen den verſchiedenen Vorſtellungen ein anderes Verhältniß des Gemüths und auf eine andere Art intereſſirt iſt.

Aber hiermit iſt die Klaſſifikation der äſthetiſchen Objekte *noch nicht erſchöpft*; denn es gibt Gegen-

ſtände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und ſchrecklich, unbefriedigend für den Verſtand und in der moraliſchen Schätzung gleichgültig ſind, und die doch gefallen, ja die in ſo hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verſtandes aufopfern, um uns den Genuß derſelben zu verſchaffen.

Nichts iſt reizender in der Natur als eine ſchöne Landſchaft in der Abendröthe. Die reiche Mannigfaltigkeit und der milde Umriß der Geſtalten, das unendlich wechſelnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objekte umkleidet — Alles wirkt zuſammen, unſere Sinne zu ergetzen. Das ſanfte Geräuſch eines Waſſerfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Muſik ſoll dazu kommen, unſer Vergnügen zu vermehren. Wir ſind aufgelöst in ſüße Empfindungen von Ruhe, und indem unſere Sinne von der Harmonie der Farben, der Geſtalten und Töne auf das Angenehmſte gerührt werden, ergetzt ſich das Gemüth an einem leichten und geiſtreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf Einmal erhebt ſich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landſchaft verfinſtert, der alle anderen Töne überſtimmt und ſchweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Schwarze Wolken umziehen den Horizont, beängſtigende Donnerſchläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unſer Geſicht wie unſer Gehör wird

das Widrigſte gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht deſto ſichtbarer zu machen; wir ſehen, wie er einſchlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichts deſto weniger werden wir glauben, bei dem Tauſch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Perſonen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von dieſem furchtbaren Schauſpiel, das unſere Sinne zurückſtößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bei demſelben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Luſt nennen kann, aber der Luſt oft weit vorzieht. Nun iſt aber dieſes Schauſpiel der Natur eher verderblich als gut, (wenigſtens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieſer Naturerſcheinung Gefallen zu finden), es iſt eher häßlich als ſchön, denn Finſterniß kann als Beraubung aller Vorſtellungen, die das Licht verſchafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterſchütterung durch den Donner, ſo wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz, widerſprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts Abruptes, nichts Gewaltſames verträgt. Ferner iſt dieſe Naturerſcheinung den bloßen Sinnen eher ſchmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Geſichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechslung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille *peinlich angeſpannt* und dann eben ſo ge-

waltsam wieder erschlafft werden. Und trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unbewachsener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erdhaufen hinweg wünschen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landschaft verunstaltet. Nun lasse man in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so daß dasselbe Verhältniß zwischen seiner Breite und Höhe auch noch im Großen beibehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn seine zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur störender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrößern, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren, und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Ist er endlich so hoch hinaufgestiegen, daß es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammen zu fassen, so ist er uns mehr werth als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß er *aussieht, als wenn* er alle Augenblicke herabstürze

wollte, ſo wird das vorige Gefühl ſich mit einem andern vermiſchen; Schrecken wird ſich damit verbinden, aber der Gegenſtand ſelbſt wird nur deſto anziehender ſeyn. Geſetzt aber, man könnte dieſen ſich neigenden Berg durch einen andern unterſtützen, ſo würde ſich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unſers Wohlgefallens verlieren. Geſetzt ferner, man ſtellte dicht an dieſen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächſt auf ihn folgende, ſo würde das erſte Gefühl, das uns ſeine Größe einflößte, merklich geſchwächt werden; etwas Aehnliches würde geſchehen, wenn man den Berg ſelbſt in zehn oder zwölf gleichförmige Abſätze heilte; auch wenn man ihn durch künſtliche Anlagen rzierte. Mit dieſem Berge haben wir nun Angs keine andere Operation vorgenommen, als ß wir ihn, ganz wie er war, ohne ſeine Form zu ändern, größer machten, und durch dieſen einn Umſtand wurde er aus einem gleichgültigen, ogar widerwärtigen, Gegenſtand in einen Gegend des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweOperation haben wir dieſen großen Gegenſtand ich in ein Objekt des Schreckens verwandelt, dadurch das Wohlgefallen an ſeinem Anblick hrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen tionen haben wir das Schreckenerregende ſeinblicks vermindert, und dadurch das Vergnü- ſchwächt. Wir haben die Vorſtellung ſeiner

Größe subjektiv verringert, theils dadurch wir die Aufmerksamkeit des Auges zertheilten, dadurch, daß wir demselben in den daneben ten kleinern Bergen ein Maß verschafften, es die Größe des Berges desto leichter beh konnte. Größe und Schreckbarkeit könn in gewissen Fällen für sich allein eine Que Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechischen Fabellehre kein terlicheres und zugleich häßlicheres Bild a Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen scheußlich verzerrtes Gesicht, hagere Figure Kopf, der statt der Haare mit Schlangen ist, empören unsere Sinne eben so sehr, als fern Geschmack beleidigen. Wenn aber die geheuer vorgestellt werden, wie sie den M mörder Orestes verfolgen, wie sie die Fa ihren Händen schwingen, und ihn rastlos von Orte zum andern jagen, bis sie endlich, we zürnende Gerechtigkeit versöhnt ist, in den A der Hölle verschwinden, so verweilen wir mit angenehmen Grausen bei dieser Vorstellung. nicht blos die Gewissensangst eines Verbr welche durch die Furien versinnlicht wird, seine pflichtwidrigen Handlungen, der wirkli tus eines Verbrechers, kann uns in der T kung gefallen. Die Medea des griechischen T spiels, Klytemnestra, die ihren Gemahl

, Oreſt, der ſeine Mutter tödtet, erfüllen unſer
müth mit einer ſchauerlichen Luſt. Selbſt im
meinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgül-
, ja ſelbſt widrige und abſchreckende Gegenſtände
intereſſiren anfangen, ſobald ſie ſich entweder dem
geheuern oder dem Schrecklichen nähern.
ganz gemeiner und unbedeutender Menſch fängt
uns zu gefallen, ſobald eine heftige Leidenſchaft,
ſeinen Werth nicht im Geringſten erhöht, ihn zu
em Gegenſtand der Furcht und des Schreckens
cht; ſo wie ein gemeiner, nichts ſagender Gegen-
d für uns eine Quelle der Luſt wird, ſobald wir
ſo vergrößern, daß er unſer Faſſungsvermögen
überſchreiten droht. Ein häßlicher Menſch wird
häßlicher durch den Zorn, und doch kann er im
sbruch dieſer Leidenſchaft, ſobald ſie nicht ins
herliche, ſondern ins Furchtbare verfällt, gerade
den meiſten Reiz für uns haben. Selbſt bis
den Thieren herab gilt dieſe Bemerkung. Ein
er am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund
gemeine Gegenſtände; reizen wir aber den
er zum Kampfe, ſetzen wir das ruhige Pferd
Wuth, oder ſehen wir einen wüthenden Hund,
erheben ſich dieſe Thiere zu äſthetiſchen Gegen-
den, und wir fangen an, ſie mit einem Gefühle
betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt.
allen Menſchen gemeinſchaftliche Hang zum
enſchaftlichen, die Macht der ſympathetiſchen
fühle, die uns in der Natur zum Anblick des

Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintr
die in der Kunst so viel Reiz für uns hat, die
in das Schauspielhaus lockt, die uns an den E
derungen großer Unglücksfälle so viel Geschmack
den läßt — Alles dieß beweist für eine vie
Quelle von Lust, die weder das Angenel
noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen
Stande sind.

Alle bisher angeführten Beispiele haben et
Objektives in der Empfindung, die sie bei uns
regen, mit einander gemein. In allen empfa
wir eine Vorstellung von etwas, „das entweder
„sere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinn
„Widerstehungskraft überschreitet, oder zu ü
„schreiten droht," jedoch ohne diese Ueberlegen
bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu t
ben, und ohne die Bestrebung zum Erkenntniß
zum Widerstand in uns niederzuschlagen.
Mannigfaltiges wird uns dort gegeben, welche
Einheit zusammen zu fassen unser anschauendes V
mögen bis an seine Grenzen treibt. Eine K
wird uns hier vorgestellt, gegen welche die unse
verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleic
genöthigt werden. Entweder ist es ein Gegenst
der sich unserm Anschauungsvermögen zugleich d
bietet und entzieht, und das Bestreben
Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung ho
zu lassen; oder es ist ein Gegenstand, der ge
unser Daseyn selbst feindlich aufzustehen sche

uns gleichſam zum Kampf herausfordert und für den Ausgang beſorgt macht. Eben ſo iſt in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen ſichtbar. Alle ſetzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und ſpannen es an. Ein gewiſſer Ernſt, der bis zur Feierlichkeit ſteigen kann, bemächtigt ſich unſerer Seele, und indem ſich in den ſinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängſtigung zeigen, ſinkt der nachdenkende Geiſt in ſich ſelbſt zurück, und ſcheint ſich auf ein erhöhtes Bewußtſeyn ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft und Würde zu ſtützen. Dieſes Bewußtſeyn muß ſchlechterdings überwiegend ſeyn, wenn das Große oder das Schreckliche einen äſthetiſchen Werth für uns haben ſoll. Weil ſich nun das Gemüth bei ſolchen Vorſtellungen begeiſtert und über ſich ſelbſt gehoben fühlt, ſo bezeichnet man ſie mit dem Namen des Erhabenen, obgleich den Gegenſtänden ſelbſt objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es alſo wohl ſchicklicher wäre, ſie erhebend zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen ſoll, ſo muß es ſich unſern ſinnlichen Vermögen entgegenſetzen. Es laſſen ſich aber überhaupt zwei verſchiedene Verhältniſſe denken, in welchen die Dinge zu unſerer Sinnlichkeit ſtehen können, und dieſen gemäß muß es auch zwei verſchiedene Arten des Widerſtandes geben. Entweder werden ſie als Objekte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniß verſchaffen *wollen, oder ſie werden als* eine Macht angeſehen,

mit der wir die unſrige vergleichen. Nach dieſer Eintheilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die ſinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniß bei, als daß ſie den gegebenen Stoff auffaſſen, und das Mannigfaltige deſſelben im Raum und in der Zeit aneinander ſetzen. Dieſes Mannigfaltige zu unterſcheiden und zu ſortiren iſt das Geſchäft des Verſtandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verſtand allein gibt es ein Verſchiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) blos ein Gleichartiges, und es iſt alſo blos die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der ſinnlichen Auffaſſung der Erſcheinungen einen Unterſchied machen kann. Soll alſo das ſinnliche Vorſtellungsvermögen an einem Gegenſtand erliegen, ſo muß dieſer Gegenſtand durch ſeine Quantität für die Einbildungskraft überſteigend ſeyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das mathematiſche heißen. *)

Von der äſthetiſchen Größenſchätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenſtandes vier, von einander ganz verſchiedene, Vorſtellungen machen.

---

*) Siehe Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft.

der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine
e.
r ist zweihundert Ellen hoch.
r ist hoch.
r ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.
s leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieser
rlei Urtheile, welche sich doch sämmtlich auf die
ntität des Thurms beziehen, etwas ganz Ver=
enes ausgesagt wird. In den beiden ersten
eilen wird der Thurm blos als ein Quantum
eine Größe), in den zwei übrigen wird er als
Magnum (als etwas Großes) betrachtet.
lles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede
auung, jeder Verstandesbegriff hat eine Größe,
wiß dieser eine Sphäre und jene einen Inhalt
Die Quantität überhaupt kann also nicht ge=
t seyn, wenn man von einem Größenunter=
unter den Objekten redet. Die Rede ist hier
iner solchen Quantität, die einem Gegenstande
gsweise zukommt, d. h. die nicht blos ein
ntum, sondern zugleich ein Magnum ist.
ei jeder Größe denkt man sich eine Einheit,
elcher mehrere gleichartige Theile verbunden
Soll also ein Unterschied zwischen Größe und
e stattfinden, so kann er nur darin liegen,
in der einen mehr, in der andern weniger
le zur Einheit verbunden sind, oder daß die
nur einen Theil in der andern ausmacht. Das=
e Quantum, welches ein anderes Quantum als

Theil in ſich enthält, iſt gegen dieſes Quantum ein Magnum.

Unterſuchen, wie oft ein beſtimmtes Quantum in einem andern enthalten iſt, heißt dieſes Quantum meſſen (wenn es ſtätig), oder es zählen (wenn es nicht ſtätig iſt). Auf die zum Maß genommene Einheit kommt es alſo jederzeit an, ob wir einen Gegenſtand als ein Magnum betrachten ſollen, d. h. alle Größe iſt ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maß gehalten, iſt jede Größe ein Magnum, und noch mehr iſt ſie es gegen das Maß ihres Maßes, mit welchem verglichen dieſes ſelbſt wieder ein Magnum iſt. Aber ſo, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum iſt wieder klein, ſobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch ſo große Zahlreihe mit ſich ſelbſt wieder multipliciren können?

Auf dem Wege der Meſſung können wir alſo zwar auf die komparative, aber nie auf die abſolute Größe ſtoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten ſeyn kann, ſondern alle anderen Größen unter ſich befaßt. Nichts würde uns ja hindern, daß dieſelbe Verſtandeshandlung, die uns eine ſolche Größe lieferte, uns auch das Duplum derſelben lieferte, weil der Verſtand ſucceſſiv verfährt, und, von Zahlbegriffen geleitet, ſeine Syntheſe ins Unendliche fortſetzen kann. So lange ſich noch beſtimmen läßt, wie

groß ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) groß, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdigt werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen, und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so müßte es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müßte irgend eine Einheit als höchstes und äußerstes Maß aufstellen, und was darüber hinausragt, schlechthin für groß erklären.

Dieß geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir steht, sage, er sey hoch, ohne seine Höhe zu bestimmen. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die absolute Größe nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß also schon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äußerstes Maß gegeben seyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieser Thurm ist hoch, auch jedem andern dieses äußerste Maß vorgeschrieben zu haben. Dieses Maß liegt also schon in dem Begriffe eines Thurmes, und es ist kein anderes als der Begriff seiner Gattungsgröße.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Größe *entweder durch* seine Gattung, (wenn es

ein Werk der Natur iſt), oder (wenn es ein
der Freiheit iſt) durch die Schranken der f
Grunde liegenden Urſache und durch ſeinen
vorgeſchrieben. Bei jeder Wahrnehmung v
genſtänden wenden wir, mit mehr oder minde
wußtſeyn, dieſes Größenmaß an; aber unſere
pfindungen ſind ſehr verſchieden, je nachdem
Maß, welches wir zum Grund legen, zufällig
nothwendiger iſt. Ueberſchreitet ein Objekt de
griff ſeiner Gattungsgröße, ſo wird es uns ge
maßen in Verwunderung ſetzen. Wir w
überraſcht, und unſere Erfahrung erweitert ſich
in ſo fern wir an dem Gegenſtand ſelbſt Int
tereſſe nehmen, bleibt es blos bei dieſem Ge
einer übertroffenen Erwartung. Wir haben
Maß nur aus einer Reihe von Erfahrungen
zogen, und es iſt gar keine Nothwendigkeit vo
den, daß es immer zutreffen muß. Ueberſch
hingegen ein Erzeugniß der Freiheit den Be
ben wir uns von den Schranken ſeiner Urſache
ten, ſo werden wir ſchon eine gewiſſe Bewu
rung empfinden. Es iſt hier nicht blos die
troffene Erwartung, es iſt zugleich eine Entfer
nen Schranken, was uns bei einer ſolchen E
rung überrascht. Dort blieb unſere Aufmerkſa
blos bei dem Produkte ſtehen, das an ſich
gleichgültig war; hier wird ſie auf die her
bringende Kraft hingezogen, welche mor
oder doch einem moraliſchen Weſen angehört

d uns alſo nothwendig intereſſiren muß. Dieſes tereſſe wird in eben dem Grade ſteigen, als die aft, welche das wirkende Principium ausmachte, ſer und wichtiger, und die Schranke, welche wir erſchritten finden, ſchwerer zu überwinden iſt. n Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns anuehm befremden, aber noch mehr der geſchickte d ſtarke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn n gar mit dieſem Pferd über einen breiten und ſen Graben ſetzen, ſo erſtaunen wir; und iſt es e feindliche Fronte, gegen welche wir ihn losengen ſehen, ſo geſellt ſich zu dieſem Erſtaunen htung, und es geht in Bewunderung über. In m letztern Fall behandeln wir ſeine Handlung eine dynamiſche Größe, und wenden unſern Beff von menſchlicher Tapferkeit als Maßb darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie r uns ſelbſt fühlen, und was wir als äußerſte enze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es ſich, wenn der ößenbegriff des Zwecks überſchritten wird. Hier en wir keinen empiriſchen und zufälligen, ſondern en rationalen und alſo nothwendigen Maßſtab n Grunde, der nicht überſchritten werden kann, e den Zweck des Gegenſtandes zu vernichten. Die ße eines Wohnhauſes iſt einzig durch ſeinen eck beſtimmt; die Größe eines Thurms kann blos ch die Schranken der Architektur beſtimmt ſeyn. de ich daher das Wohnhaus für ſeinen Zweck ſo

groß, ſo muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen überſteigend, ſo wird er mich nur deſto mehr ergetzen. Warum? Jenes iſt ein Widerſpruch, dieſes nur eine unerwartete Uebereinſtimmung mit dem, was ich ſuche. Ich kann es mir ſehr wohl gefallen laſſen, daß eine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Abſicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenſtand ſchlechtweg ſage, er ſey groß, ohne hinzuzuſetzen, wie groß er ſey, ſo erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas abſolut Großes, dem kein Maßſtab gewachſen iſt; ich verſchweige blos das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Vorausſetzung, daß es in ſeinem bloßen Begriff ſchon enthalten ſey. Ich beſtimme ſeine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewiſſe Klaſſe von Dingen, alſo doch immer objektiv und logiſch, weil ich ein Verhältniß ausſage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieſer Begriff kann aber empiriſch, alſo zufällig ſeyn, und mein Urtheil wird in dieſem Fall nur ſubjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewiſſer Arten iſt; ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjekts iſt, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von *dem Gebrauch* und dem Zweck eines Dinges unter.

Der Materie nach kann alſo meine Größenſchätzung ganz ſubjektiv ſeyn, ob ſie gleich der Form nach objektiv, d. i. wirkliche Verhältnißbeſtimmung iſt. Der Europäer hält den Patagonen für einen Rieſen, und ſein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bei demjenigen Völkerſtamm, von dem er ſeinen Begriff menſchlicher Größe entlehnte; in Patagonien hingegen wird er Widerſpruch finden. Nirgends wird man den Einfluß ſubjektiver Gründe auf die Urtheile der Menſchen mehr gewahr, als bei ihrer Größenſchätzung, ſowohl bei körperlichen als bei unkörperlichen Dingen. Jeder Menſch, kann man annehmen, hat ein gewiſſes Kraft- und Tugendmaß in ſich, wonach er ſich bei der Größenſchätzung moraliſcher Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geſchenk eines Guldens für eine ſehr große Anſtrengung ſeiner Freigebigkeit halten, wenn der Großmüthige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Menſch von gemeinem Schlag hält ſchon das Nichtbetrügen für einen großen Beweis ſeiner Ehrlichkeit; ein Anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen dieſen Fällen das Maß ſubjektiv iſt, ſo iſt die Meſſung ſelbſt immer objektiv; denn man darf nur das Maß allgemein machen, ſo wird die Größenbeſtimmung allgemein eintreffen. So verhält es ſich wirklich mit den objektiven Maßen, die *im allgemeinen Gebrauche* ſind, ob ſie gleich alle

einen subjektiven Ursprung haben, und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Alle vergleichende Größenschätzung aber, sie mag nun idealisch oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn, führt nur zur relativen und niemals zur absoluten Größe; denn wenn ein Gegenstand auch wirklich das Maß übersteigt, welches wir als ein höchstes und äußerstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, um wie vielmal er es übersteige. Er ist zwar ein Großes gegen seine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort überschritten werden. Nun suchen wir aber die absolute Größe, weil diese allein den Grund eines Vorzugs in sich enthalten kann, da alle komparativen Größen, als solche betrachtet, einander gleich sind. Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäfte still zu stehen; so muß es die Einbildungskraft seyn, welche demselben eine Grenze setzt. Mit andern Worten: die Größenschätzung muß aufhören logisch zu seyn, sie muß ästhetisch verrichtet werden.

Wenn ich eine Größe logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so beziehe ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich blos an mir selbst etwas, auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas

, hier etwas in mir. Ich meſſe alſo auch
nicht mehr, ich ſchätze keine Größe mehr,
h ſelbſt werde mir augenblicklich zu einer
nd zwar zu einer unendlichen. Derjenige
d, der mich mir ſelbſt zu einer unendli-
e macht, heißt erhaben.

rhabene der Größe iſt alſo keine objektive
t des Gegenſtandes, dem es beigelegt
iſt blos die Wirkung unſers eigenen Sub-
Veranlaſſung jenes Gegenſtandes. Es
eines Theils aus dem vorgeſtellten
en der Einbildungskraft, die von der Ver-
Forderung aufgeſtellte Totalität in Dar-
er Größe zu erreichen, andern Theils
orgeſtellten Vermögen der Vernunft, eine
derung aufſtellen zu können. Auf das erſte
ch die zurückſtoßende, auf das zweite
hende Kraft des Großen und des Sinn-
chen.

h aber das Erhabene eine Erſcheinung iſt,
in unſerm Subjekt erzeugt wird, ſo muß
Objekten ſelbſt der Grund enthalten ſeyn,
rade nur dieſe und keine anderen Objekte
eſem Gebrauch Anlaß geben. Und weil
bei unſerm Urtheil das Prädikat des Er-
n den Gegenſtand legen, (wodurch
ten, daß mir dieſe Verbindung nicht blos
vornehmen, ſondern dadurch ein Urtheil

für Jedermann aufzustellen meinen) so muß in unserm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach innere und gibt äußere nothwendige Bedingungen des Mathematischerhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältniß des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Größenmaß.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit einem gewissen Grad von Stärke äußern, wenn das Große uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß sie ihr ganzes Komprehensionsvermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachläßlich dringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand blos ein logisches Objekt, und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dieß ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Aesthetischgroße selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten *der Vernunft* auch nur einzulassen, oder ihr Ver-

zu geſchäftig, den Gegenſtand ſich zuzueignen,
ihn aus dem Felde der Intuition in ſein diskur-
Gebiet hinüber zu ſpielen.
ohne eine gewiſſe Stärke der Phantaſie wird der
Gegenſtand gar nicht äſthetiſch; ohne eine ge-
Stärke der Vernunft hingegen wird der äſthe-
nicht erhaben. Die Idee des Abſoluten er-
rt ſchon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung
höhern Vernunftvermögens, einen gewiſſen
thum an Ideen, und eine genauere Bekannt-
des Menſchen mit ſeinem edelſten Selbſt.
en Vernunft noch gar keine Ausbildung empfan-
hat, der wird von dem Großen der Sinne nie
überſinnlichen Gebrauch zu machen wiſſen.
Vernunft wird ſich in das Geſchäft gar nicht
en, und es wird der Einbildungskraft allein,
dem Verſtand allein überlaſſen bleiben. Die
ildungskraft für ſich ſelbſt iſt aber weit entfernt,
uf eine Zuſammenfaſſung einzulaſſen, die ihr
ich wird. Sie begnügt ſich alſo mit der bloßen
affung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren
ellungen Allheit geben zu wollen. Daher die
de Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im
os der erhabenſten Natur und mitten unter den
bolen des Unendlichen wohnen kann, ohne da-
aus ſeinem thieriſchen Schlummer geweckt zu
en, ohne auch nur von Weitem den großen Na-
iſt zu ahnen, der aus dem Sinnlichunermeßli-
zu einer fühlenden Seele ſpricht.

Was der rohe Wilde mit dumpfer Gefühllosigkeit anstarrt, das flieht der entartete Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlichunendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewußt, entzieht er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bei der Trösterinn aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Formen muß sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfniß sind. Ihren Willen muß sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige französische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig bloße *Mannigfaltigkeit* als Einförmigkeit. Ihr gesetzter, ruhi-

ruhiger Ernſt verträgt ſich eben ſo wenig mit dieſen ſchnellen und leichtſinnigen Uebergängen, mit welchen man ſie in dem neuen Gartengeſchmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem ſie ſich verwandelt, ihre harmoniſche Einheit nicht ab; in beſcheidener Einfalt verbirgt ſie ihre Fülle, und auch in der üppigſten Freiheit ſehen wir ſie das Geſetz der Stätigkeit ehren. *)

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematiſcherhabenen gehört fürs Erſte, daß der Gegenſtand, den wir dafür erkennen ſollen, ein Ganzes ausmache und alſo Einheit zeige; fürs Zweite, daß er uns das höchſte ſinnliche Maß, womit wir alle Größen zu meſſen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erſte würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darſtellung ſeiner Totalität zu verſuchen; ohne das Zweite würde ihr dieſer Verſuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raum-

*) Die Gartenkunſt und die dramatiſche Dichtkunſt haben in neuern Zeiten ziemlich daſſelbe Schickſal, und zwar bei denſelben Nationen gehabt. Dieſelbe Tyrannei der Regel in den franzöſiſchen Gärten und in den franzöſiſchen Tragödien: dieſelbe bunte und wilde Regelloſigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakeſpeare; und ſo wie der deutſche Geſchmack von jeher das Geſetz von den Ausländern empfangen, ſo mußte er auch in dieſem Stück zwiſchen jenen beiden Extremen hin und herſchwanken.

gröſsen müſſen ja in demſelben liegen. Nichts deſto weniger bemerken wir, daſs oft ein einziger Berg, der ſich darin erhebt, uns einen weit ſtärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand iſt, als der ganze Geſichtskreis, der nicht nur dieſen Berg, ſondern noch tauſend andere Gröſsen in ſich faſst. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erſcheint, und wir alſo nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darſtellung zuſammen zu faſſen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenſtände, welche den Blick insbeſondere auf ſich ziehen, denkt man ſich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, ſo wird der Horizont ſelbſt zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabenſten, was das Auge je erſcheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu dieſem Eindruck beſonders viel bei, weil ſie an ſich ſelbſt ſo leicht zu faſſen iſt, und die Einbildungskraft ſich um ſo weniger erwehren kann, die Vollendung derſelben zu verſuchen.

Der äſthetiſche Eindruck der Gröſse beruht aber darauf, daſs die Einbildungskraft die Totalität der Darſtellung an dem gegebenen Gegenſtande fruchtlos verſucht, und dieſs kann nur dadurch geſchehen, daſs das höchſte Gröſsenmaſs, welches ſie auf Einmal deutlich faſſen kann, ſo vielmal zu ſich ſelbſt addirt, als der Verſtand deutlich zuſammen denken kann, für den Gegenſtand zu klein iſt. Daraus aber ſcheint zu folgen, daſs Gegenſtände von gleicher Gröſse auch

einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der minder große dieſen Eindruck weniger werde hervorbringen können, wogegen doch die Erfahrung ſpricht. Denn nach dieſer erſcheint der Theil nicht ſelten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, deſſen Wellen ihn umſpülen. Man muß ſich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der äſthetiſche Eindruck nur dann erfolgt, wenn ſich die Imagination auf Allheit des Gegenſtandes einläßt. Unterläßt ſie dieſes bei dem weit größern Gegenſtand, und beobachtet es hingegen bei dem minder großen, ſo kann ſie von dem letztern äſthetiſch gerührt, und doch gegen den erſten unempfindlich ſeyn. Denkt ſie ſich aber dieſen als eine Größe, ſo denkt ſie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig ſtärkern Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle ſinnlichen Größen ſind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Größe zugleich eine Zahlgröße iſt (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffaſſen müſſen), ſo iſt dennoch die Zahlgröße ſelbſt nur in ſo fern, als ich ſie in eine Raumgröße verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius iſt zwar ein ungeheures Quantum *in der Zeit, und wenn* ich ſie in Allheit begrei-

ſen will, für meine Phantaſie überſchwenglich; aber ich laſſe mich auch nimmermehr darauf ein, dieſe Zeitgröße anzuſchauen, ſondern helfe mir durch Zahlen; und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchſte Raumgröße, die ich in Einheit zuſammen faſſen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für dieſe Entfernung iſt, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieſelbe nehme ich alſo doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Object uns groß erſcheinen ſoll.

Das Große im Raum zeigt ſich entweder in Längen oder in Höhen. Wozu auch die Tiefen gehören; denn die Tiefe iſt nur eine Höhe unter uns, ſo wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die kritiſchen Dichter auch keinen Anſtand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
quippe ferant rapidi secum. —)

Höhen erſcheinen durchaus erhabener als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, daß ſich das dynamiſch Erhabene mit dem Anblick des ruhigen verbindet. Eine große Länge, wie unabſehlich ſie auch ſey, hat gar nichts Furchtbares an ſich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieſer unabhängig können. Auch demſelben Grunde iſt

eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbar begleitet. Soll eine große Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufdenken, und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann diese Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Blau untermischten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlichern Anblick als seine Höhe gibt. Dasselbe geschieht in noch höherm Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt ist, das in das Auge fällt, unsere Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon deswegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maßstab, unter welchem sie verliert, denn so weit sich eine Länge erstreckt, so weit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt blos der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht blos eine optisch richtige, sondern *auch eine symbolisch* wahre Vorstellung.

wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel ſtütze. So wie nämlich der Himmel ſelbſt auf dem Atlas zu ruhen ſcheint, ſo ruht unſere Vorſtellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt alſo, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denſelben für unſere ſinnliche Vorſtellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optiſch von ſeiner Höhe ſinken und erniedriget werden.

Friedrichs von Schiller

sämmtliche Werke.

Achtzehntes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Inhalt.

Seite

ästhetische Erziehung des Menschen. (1795.) 1
nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schö-
rmen (1795.) 162
ve und sentimentalische Dichtung. (1795.) . 202
n moralischen Nutzen ästhetischer Sitten-
en Horen vom Jahr 1796.) 345
Erhabene (1796.) 361
über den Gebrauch des Gemeinen und Nie-
in der Kunst. 368
rausgeber der Propyläen. (Aus den Pro-
.) 399
rgers Gedichte. (Aus der Allgemeinen Lite-
Zeitung vom Jahr 1791.) 413
Garten-Kalender auf das Jahr 1795. (Aus
jemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1795.) 440
mont, Trauerspiel von Goethe. (Aus der
einen Literatur-Zeitung vom Jahr 1788.) 452
arthisons Gedichte. (Aus der Allgemeinen
tur-Zeitung vom Jahr 1794.) 469

Ueber

ætiſche Erziehung des Menſchen,

i einer Reihe von Briefen.*)

Erſter Brief.

ollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſul-
er Unterſuchungen über das Schöne
Kunſt in einer Reihe von Briefen vor-
lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch
und die Würde dieſer Unternehmung. Ich
einem Gegenſtande ſprechen, der mit dem
il unſerer Glückſeligkeit in einer unmittel-
mit dem moraliſchen Adel der menſchlichen
keiner ſehr entfernten Verbindung ſteht.
die Sache der Schönheit vor einem Herzen
is ihre ganze Macht empfindet und aus-
ei einer Unterſuchung, wo man eben ſo oft

erkung des Herausgebers. Dieſe Briefe wur-
den jetztregierenden Herzog von Holſtein-Augustens
eſchrieben, und zuerſt in den Horen vom Jahr 1795

genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von ihnen erbitten wollte, machen Sie, großmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich blos meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welchen Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Mißbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich eher jedes andern Fehlers als der Sektirerei schuldig machen, und eher an eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freiheit ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigene Empfindung wird mir *die Thatsachen hergeben*, auf die ich baue; Ihre eigen

enkart wird die Geſetze diktiren, nach welchen
en werden ſoll.
er diejenigen Ideen, welche in dem praktiſchen
des Kantiſchen Syſtems die herrſchenden ſind,
ir die Philoſophen entzweit, aber die Menſchen,
aue mir es zu beweiſen, von jeher einig ge-
Man befreie ſie von ihrer techniſchen Form,
werden als die verjährten Anſprüche der ge-
Vernunft, und als Thatſachen des moraliſchen
tes erſcheinen, den die weiſe Natur dem Men-
um Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn
macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche
hrheit dem Verſtande verſchbart, verbirgt ſie
dem Gefühl; denn leider muß der Verſtand
jekt des innern Sinnes erſt zerſtören, wenn er
zu eigen machen will. Wie der Scheidekünſt-
findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung
bindung, und nur durch die Marter der Kunſt
erk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Er-
ig zu haſchen, muß er ſie in die Feſſeln der
chlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zer-
, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren
zen Geiſt aufbewahren. Iſt es ein Wunder,
ch das natürliche Gefühl in einem ſolchen Ab-
ht wieder findet, und die Wahrheit in dem
e des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?
en Sie daher auch mir einige Nachſicht zu Stat-
men, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen
egenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nä-

hern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was hier von moraliſchen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweiter Brief.

Aber ſollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens außer der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſoviel näheres Intereſſe darbieten, und der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefordert wird, ſich mit dem Vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freiheit, zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben. Man iſt eben ſo gut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja unerlaubt gefunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Cirkels, in dem man lebt, auszuſchließen, warum ſollte es weniger *Pflicht* ſeyn, in der Wahl ſeines Wirkens den

Bedürfniß und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunſt auszufallen; derjenigen wenigſtens icht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſeyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem enius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je ehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muß die Wirklichkeit verlaſſen, und h mit anſtändiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunſt iſt eine Tochter der Freiheit, nd von der Nothwendigkeit der Geiſter, nicht von r Nothdurft der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jetzt aber herrſcht das Bedürfniß, und beugt e geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch. er Nutzen iſt das große Idol der Zeit, dem alle räfte fröhnen und alle Talente huldigen ſollen. Auf eſer groben Wage hat das geiſtige Verdienſt der unſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, rſchwindet ſie von dem lärmenden Markt des Jahrnderts. Selbſt der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt reißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der ihern, und die Grenzen der Kunſt verengen ſich, je ehr die Wiſſenſchaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen nd des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz heftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schickal der Menſchheit verhandelt wird. Verräth es nicht ne tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl

der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, Jeden, der sich Mensch nennt, angeht; so muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessiren. Eine Frage, welche sonst nur durch das Kinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, das sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist, und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht blos seine eigene Sache, die in diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktiren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müßte es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weiht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bei einer noch so großen Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihren vorurtheilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem

en Resultat zu begegnen! Daß ich dieſer reizen-
rſuchung widerſtehe, und die Schönheit der
vorangehen laſſe, glaube ich nicht blos mit
Neigung entſchuldigen, ſondern durch Grund-
btfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu über-
daß dieſe Materie weit weniger dem Bedürf-
dem Geſchmack des Zeitalters fremd iſt, ja daß
im jenes politiſche Problem in der Erfahrung
, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muß,
die Schönheit iſt, durch welche man zu der
wandert. Aber dieſer Beweis kann nicht ge-
erden, ohne daß ich Ihnen die Grundſätze in
ung bringe, durch welche ſich die Vernunft
pt bei einer politiſchen Geſetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Natur fängt mit dem Menſchen nicht beſſer
mit ihren übrigen Werken: ſie handelt für
o er als freie Intelligenz noch nicht ſelbſt han-
n. Aber eben das macht ihn zum Menſchen,
ei dem nicht ſtille ſteht, was die bloße Natur
n machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die
e, welche jene mit ihm anticipirte, durch Ver-
ieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth
Werk ſeiner freien Wahl umzuſchaffen, und die
e Nothwendigkeit zu einer moraliſchen zu er-

Er kommt zu ſich aus einem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her, und findet ſich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freiheit dieſen Stand wählen konnte; die Noth richtete denſelben nach bloßen Naturgeſetzen ein, ehe er es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Nothſtaat, der nur nach ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen, und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſeyn — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt alſo, mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freiheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur Ein Beiſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geſchlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit nach, bildet ſich einen Naturſtand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung nothwendig geſetzt iſt, leiht ſich in dieſem idealiſchen Stand einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Naturſtand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von Vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freiem Entſchluß mit dem Stand der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet

ken, wie anmaßend sie es auch behaupten, und
it welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben
ng — er darf es, bei dieser Operation, als völlig
geschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte
ßt keine Autorität, vor welcher sich die Freiheit zu
gen brauchte, und Alles muß sich dem höchsten End-
ecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlich-
t aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt
der Versuch eines mündig gewordenen Volks, sei-
n Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper hei-
n kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräf-
, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar
n moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßig-
zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hin-
chend für den physischen Menschen, der sich nur da-
n Gesetze gibt, um sich mit Kräften abzufinden.
n ist aber der physische Mensch wirklich, und der
liche nur problematisch. Hebt also die Ver-
aft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß,
nn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt
den physischen und wirklichen Menschen an den pro-
matischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Ge-
schaft an ein blos mögliches (wenn gleich moralisch
hwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt
n Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne
ches er nichts besitzt, und weist ihn dafür an et-
s an, was er besitzen könnte und sollte; und hätte
zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine

Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetze fest zu halten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß, um der Würde des Menschen willen, seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft die Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist, und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es kann also darauf an, von

ſiſchen Charakter die Willkür und von dem
en die Freiheit abzuſondern — es käme darauf
erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend), den
n Eindrücken abhängig zu machen — es käme
, jenen von der Materie etwas weiter zu
, dieſen ihr um etwas näher zu bringen —
dritten Charakter zu erzeugen, der, mit je-
n verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte
errſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte,
den moraliſchen Charakter an ſeiner Ent-
zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen
e unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

es iſt gewiß; nur das Uebergewicht eines ſol-
cakters bei einem Volk kann eine Staatsver-
nach moraliſchen Principien unſchädlich ma-
d auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre
bürgen. Bei Aufſtellung eines moraliſchen
wird auf das Sittengeſetz als auf eine wirkende
echnet, und der freie Wille wird in das
Urſachen gezogen, wo Alles mit ſtrenger
digkeit und Stetigkeit an einander hängt. Wir
er, daß die Beſtimmungen des menſchlichen
immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem
Weſen die phyſiſche Nothwendigkeit mit der
en zuſammenfällt. Wenn alſo auf das ſittliche
des Menſchen wie auf natürliche Erfolge ge-

rechnet werden soll, so muß es Natur seyn, und ep muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frei zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nöthigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl behalten, und nichts desto weniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann das nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Willens dieselbe bleibt, daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstimmend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.*) Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentirt

*) Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, von meinem Freund Fichte, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung [illegible]

n Staat; die objektive und gleichsam kanoni-
n, in der sich die Mannigfaltigkeit der Sub-
ereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei
ene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit
Menschen in der Idee zusammentreffen, mit-
so viele, wie der Staat in den Individuen
apten kann: entweder dadurch, daß der reine
den empirischen unterdrückt, daß der Staat
ividuen aufhebt, oder dadurch, daß das In-
n Staat wird, daß der Mensch in der Zeit
nschen in der Idee sich veredelt.
: in der einseitigen moralischen Schätzung fällt
nterschied hinweg, denn die Vernunft ist be-
wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt:
der vollständigen anthropologischen Schätzung,
der Form auch der Inhalt zählt, und die le-
Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird
desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit
war die Vernunft, die Natur aber Mannig-
, und von beiden Legislationen wird der
in Anspruch genommen. Das Gesetz der er-
ihm durch ein unbestechliches Bewußtseyn,
tz der andern durch ein unvertilgbares Ge-
geprägt. Daher wird es jederzeit von einer
ngelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche
r nur mit Aufopferung des natürlichen sich
n kann; und eine Staatsverfassung wird noch
ollendet seyn, die nur durch Aufhebung der
faltigkeit Einheit zu bewirken im Stand ist.

Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Weil der mechanische Künstler seine Hand nach der gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seines Zweckes zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nämliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektirt er nicht im Geringsten mehr als der mechanische Künstler; aber das Auge, welches die Freiheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgibt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht blos subjektiv und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen,

bjektiv und für das innere Wesen muß er ih-
nthümlichkeit und Persönlichkeit schonen.
eben deswegen, weil der Staat eine Orga-
seyn soll, die sich durch sich selbst und für sich
det, so kann er auch nur in so fern wirklich wer-
sich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf-
haben. Weil der Staat der reinen und ob-
Menschheit in der Brust seiner Bürger zum
ntanten dient, so wird er gegen seine Bürger
Verhältniß zu beobachten haben, in welchem
ch selber stehen, und ihre subjektive Menschheit
r in dem Grade ehren können, als sie zur ob-
veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich
) wird er auch bei der höchsten Universalisirung
Zetragens seine Eigenthümlichkeit retten, und
at wird blos der Ausleger seines schönen In-
die deutlichere Formel seiner inneren Gesetz-
seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter ei-
ks der subjektive Mensch dem objektiven noch so
ktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung
ern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so
ch der Staat gegen den Bürger den strengen
s Gesetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer,
eine so feindselige Individualität ohne Achtung
ertreten müssen.

Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise
ngesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn
efühle über seine Grundsätze herrschen; oder
rbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle

zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freiheit, indem er blos ihre Willkür zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit ruht die ſiegende Form. Totalität des Charakters muß alſo bei einem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſeyn ſoll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläufigen Gemählde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkür iſt entlarvt, und, obgleich noch *mit Macht bewaffnet*, erſchleicht ſie doch keine Würde

mehr

ehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz
d Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrück-
her Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstel-
ng in seine unverlierbaren Rechte. Aber er for-
rt sie nicht blos; jenseits und diesseits sieht er auf,
h gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Mei-
ng mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude
s Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente
ichen, und eine physische Möglichkeit scheint
geben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den
enschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und
hre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbin-
ng zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die mora-
sche Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augen-
ick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und
elche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzi-
n Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaf-
ng: die zwei Aeußersten des menschlichen Verfalls,
id beide in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichen Klassen stellen
h uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach auf-
lösetem Band der bürgerlichen Ordnung entfes-
n, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen
efriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die ob-
tive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den
taat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten
ren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde

der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſo lan
es noch galt, ihre Exiſtenz zu vertheidigen? d
er eilte, durch die Schwerkraft zu ſcheiden, u
durch die Kohäſionskraft zu binden, wo an die b
bende noch nicht zu denken war? Seine Auflöſu
enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſe
ſchaft, anſtatt aufwärts in das organiſche Leben
eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civiliſirt
Klaſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffhe
und einer Depravation des Charakters, die deſto me
empört, weil die Kultur ſelbſt ihre Quelle iſt. J
erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neu
Philoſoph die Bemerkung machte, daß das Edlere i
ſeiner Zerſtörung das Abſcheulichere ſey; aber ma
wird ſie auch im Moraliſchen wahr finden. Aus de
Natur-Sohne wird, wenn er ausſchweift, ein R
feuder; aus dem Zögling der Kunſt ein Nichtswürd
ger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich d
verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen
zeigt im Ganzen ſo wenig einen veredelnden Einflu
auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderb
niß durch die Maximen befeſtigt. Wir verläugne
die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um an
dem moraliſchen ihre Tyrannei zu erfahren, und in
dem wir ihren Eindrücken widerſtreben, nehmen wi
unſere Grundſätze von ihr an. Die affektirte Decen
unſerer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erſt
Stimme, um ihr, in unſerer materialiſtiſchen Si

, die entſcheidende letzte einzuräumen.
im Schoße der raffinirteſten Geſelligkeit hat
ismus ſein Syſtem gegründet, und, ohne ein
s Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir
teckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft.
freies Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpoti-
ſeinung, unſer Gefühl ihren bizarren Ge-
n, unſern Willen ihren Verfügungen; nur
Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen
Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des
nns zuſammen, das in dem rohen Natur-
n noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus
ennenden Stadt ſucht Jeder nur ſein elendes
um aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur
völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit
nan gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden,
Spott, der den Schwärmer oft heilſam züch-
iſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte

Die Kultur, weit entfernt, uns in Frei-
ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in
bildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande
ſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu,
ie Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen
nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime
enden Gehorſams für die höchſte Weisheit
ns gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit
Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unna-
bloßer Natur, zwiſchen Superſtition und
dem Unglauben ſchwanken, und es iſt blos das

Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zu viel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zu viel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemählde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu Statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht blos durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja oft unsere Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Natur

gkeit unſerer Sitten zu tröſten pflegen. Zu-
voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophi-
und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen
e die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit
Vernunft in einer herrlichen Menſchheit ver-
en.

Damals bei jenem ſchönen Erwachen der Geiſtes-
: hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſtreng
iedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwie-
ſie gereizt, mit einander feindſelig abzutheilen,
ihre Markung zu beſtimmen. Die Poeſie hatte
nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekula-
ſich noch nicht durch Spitzfindigkeit geſchändet.
e konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tau-
, weil jedes, nur auf ſeine eigene Weiſe, die
rheit ehrte. So hoch die Vernunft auch ſtieg,
g ſie doch immer die Materie liebend nach, und
in und ſcharf ſie auch trennte, ſo verſtümmelte
ch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche Natur,
warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrö-
auseinander, aber nicht dadurch, daß ſie ſie in
ken riß, ſondern dadurch, daß ſie ſie verſchieden-
miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte in kei-
einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns
ern! Auch bei uns iſt das Bild der Gattung in
Individuen vergrößert auseinander geworfen —
in Bruchſtücken, nicht in veränderten Miſchun-
daß man von Individuum zu Individuum ver-
agen muß, um die Totalität der Gattung zuſam-

menzuleſen. Bei uns, möchte man faſt verſucht werden zu behaupten, äußern ſich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſychologe ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht blos einzelne Subjekte, ſondern ganze Klaſſen von Menſchen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächſen kaum mit matter Spur angedeutet ſind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verſtandes, vor dem beſten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geſchloſſenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit zu ſtreiten?

Woher wohl dieſes nachtheilige Verhältniß der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualificirte ſich der einzelne Grieche zum Repräſentanten ſeiner Zeit, und warum darf dieß der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, dieſem der Alles trennende Verſtand ſeine Formen ertheilten.

Die Kultur ſelbſt war es, welche der neuern Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das beſtimmtere Denken eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine *ſtrengere* Abſonderung der Stände und Geſchäfte noth-

wendig machte, ſo zerriß auch der innere Bund der menſchlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmoniſchen Kräfte. Der intuitive und der ſpekulative Verſtand vertheilten ſich jetzt feindlich geſinnt auf ihren verſchiedenen Feldern, deren Grenzen ſie jetzt anfingen mit Mißtrauen und Eiferſucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man ſeine Wirkſamkeit einſchränkt, hat man ſich auch in ſich ſelbſt einen Herrn gegeben, der nicht ſelten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühſamen Anzungen des Verſtandes verwüſtet, verzehrt dort Abſtraktionsgeiſt das Feuer, an dem das Herz hätte wärmen, und die Phantaſie ſich entzünden n.

Dieſe Zerrüttung, welche Kunſt und Gelehrſamkeit m innern Menſchen anfingen, machte der neue der Regierung vollkommen und allgemein. Es reilich nicht zu erwarten, daß die einfache Orion der erſten Republiken die Einfalt der erſten und Verhältniſſe überlebte, aber, anſtatt zu eihern animaliſchen Leben zu ſteigen, ſank ſie zu emeinen und groben Mechanik herab. Jene Potur der griechiſchen Staaten, wo jedes Individnes unabhängigen Lebens genoß, und, wenn that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt nſtreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zuſamſung unendlich vieler, aber lebloſer Theile ſches Leben im Ganzen ſich bildet. Auseinan-

dergeriſſen wurde jetzt der Staat und die Kirche, d
Geſetze und die Sitten; der Genuß wurde von d
Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anſtrengung v
der Belohnung geſchieden. Ewig nur an ein einzelm
kleines Bruchſtück des Ganzen gefeſſelt, bildet ſich d
Menſch ſelbſt nur als Bruchſtück aus; ewig nur d
eintönige Geräuſch des Rades, das er umtreibt, i
Ohre, entwickelt er nie die Harmonie ſeines Weſen
und, anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur ausz
prägen, wird er blos zu einem Abdruck ſeines Geſchäft
ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſelbſt der karge fragmenta
ſche Antheil, der die einzelnen Glieder noch an d
Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſ
ſelbſtthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freih
ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk vertrauen
ſondern wird ihnen mit ſcrupulöſer Strenge durch e
Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre fr
Einſicht gebunden hält. Der todte Buchſtabe vertr
den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtn
leitet ſicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maßſt
des Mannes macht, wenn es an dem einen ſein
Bürger nur die Memorie, an einem andern den
bellariſchen Verſtand, an einem dritten nur die med
niſche Fertigkeit ehrt; wenn es hier gleichgültig geg
den Charakter nur auf Kenntniſſe dringt, dort hin
gen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlich
Verhalten die größte Verfinſterung des Verſtan
zu gut hält — wenn es zugleich die einzelnen Fertig

zu einer eben ſo groben Intenſität will getrieben
en, als es dem Subjekt an Extenſität erläßt —
ſ es uns da nicht wundern, daß die übrigen An=
n des Gemüths vernachläſſigt werden, um der
igen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwen=
? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die
nzen ſeines Geſchäfts nicht zu Grenzen ſeiner Thä=
eit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt
dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze
ge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein
einer Kopf ſeyn, um unbeſchadet ſeines Berufs
Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu
es ſelten eine gute Empfehlung bei dem Staat,
n die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn
höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie
iem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eiferſüchtig
der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß
ſich leichter dazu entſchließen wird, (und wer kann
n Unrecht geben?) ſeinen Mann mit einer Venus
herea als mit einer Venus Urania zu theilen?
Und ſo wird denn allmälig das einzelne konkrete
en vertilgt, damit das Abſtrakt des Ganzen ſein
ſtiges Daſeyn friſte, und ewig bleibt der Staat
en Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends
et. Genöthigt, ſich die Mannigfaltigkeit ſeiner Bür=
durch Klaſſifizirung zu erleichtern, und die Menſch=
nie anders als durch Repräſentation aus der
iten Hand zu empfangen, verliert der regierende
eil *ſie zuletzt ganz* und gar aus den Augen, indem

er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist), in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei *mehr* ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die von Innen und Außen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegenstrebende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, *und die Regeln seines* Geschäfts jedem Geschäft ohne

ied anpaſſen zu wollen. Der eine mußte einer Subtilität, der andere einer pedantiſchen Be- heit zum Raube werden, weil jener für das e zu hoch, dieſer zu tief für das Ganze ſtand. s Nachtheilige dieſer Geiſtesrichtung ſchränkte t blos auf das Wiſſen und Hervorbringen ein; eckte ſich nicht weniger auf das Empfinden und n. Wir wiſſen, daß die Senſibilität des Ge- ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem e nach von dem Reichthum der Einbildungs- hängt. Nun muß aber das Uebergewicht des chen Vermögens die Phantaſie nothwendig ih- ſt und ihres Feuers berauben, und eine einge- re Sphäre von Objekten ihren Reichthum ver- n. Der abſtrakte Denker hat daher gar oft ein Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die t als ein Ganzes die Seele rühren; der Ge- lann hat gar oft ein enges Herz, weil ſeine ngskraft, in den einförmigen Kreis ſeines eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungs- erweitern kann.

ag auf meinem Wege, die nachtheilige Rich- s Zeit-Charakters und ihre Quellen aufzu- nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Na- ergütet. Gern will ich Ihnen eingeſtehen, daß, es auch den Individuen bei dieſer Zerſtücke- es Weſens wohl werden kann, doch die Gat- keine andere Art hätte Fortſchritte machen

war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stufe weder verharren noch höher ſteigen konnte. Nicht verharren, weil der Verſtand durch den Vorrath, den er ſchon hatte, unausbleiblich genöthigt werden müßte, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu ſtreben; auch nicht höher ſteigen, weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo mußten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menſchen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als ſie einander entgegen zu ſetzen. Dieſer Antagonism der Kräfte iſt das große Inſtrument der Kultur, aber auch nur das Inſtrument; denn ſo lange derſelbe dauert, iſt man erſt auf dem Wege zu dieſer. Dadurch allein, daß in dem Menſchen einzelne Kräfte ſich iſoliren, und einer ausſchließenden Geſetzgebung anmaßen, gerathen ſie in Widerſtreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinſinn, der ſonſt mit träger Genügſamkeit auf der äußern Erſcheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verſtand eine Autorität in der Sinnenwelt uſurpirt, und der empiriſche beſchäftigt iſt, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen ſich *zu möglichſter Reife* aus, und erſchöpfen den ganzen

rer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft
Willkür die Weltordnung aufzulöſen wagt,
dort die Vernunft zu den oberſten Quellen
ntniß zu ſteigen, und das Geſetz der Noth-
gegen ſie zu Hülfe zu rufen.
tigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das
m unausbleiblich zum Irrthum, aber die
zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die
rgie unſers Geiſtes in Einem Brennpunkt
n, und unſer ganzes Weſen in eine einzige
ſammenziehen, ſetzen wir dieſer einzelnen
ichſam Flügel an, und führen ſie künſtlicher-
über die Schranken hinaus, welche die Na-
ſetzt zu haben ſcheint. So gewiß es iſt, daß
lichen Individuen zuſammen genommen mit
kraft, welche die Natur ihnen ertheilt,
gekommen ſeyn würden, einen Trabanten
ter auszuſpähen, den der Teleſkop dem
en entdeckt; eben ſo ausgemacht iſt es, daß
liche Denkkraft niemals eine Analyſis des
n oder eine Kritik der reinen Vernunft
geſtellt haben, wenn nicht in einzelnen da-
nen Subjekten die Vernunft ſich vereinzelt,
Stoff gleichſam losgewunden, und durch
rengteſte Abſtraktion ihren Blick ins Unbe-
affnet hätte. Aber wird wohl ein ſolcher, in
rſtand und reine Anſchauung gleichſam auf-
Geiſt dazu tüchtig ſeyn, die ſtrengen Feſſeln
mit dem freien Gange der Dichtungskraft

zu vertauſchen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen? Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Grenze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſo lange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muß, Anſtalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche ſie trifft, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ſtänden wir alſo zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben, und unſerer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht, in einem ſeligen Müßiggange, ſeiner moraliſchen Geſundheit warten, und *den freien Wuchs* ſeiner Menſchheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Menſch dazu beſtimmt ſeyn,

über irgend einem Zwecke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muß alſo falſch ſeyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch das Geſetz der Natur noch ſo ſehr dahinſtrebte, ſo muß es bei uns ſtehen, dieſe Totalität in unſerer Natur, welche die Kunſt zerſtört hat, durch eine höhere Kunſt wieder herzuſtellen.

Siebenter Brief.

Sollte dieſe Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten ſeyn? Das iſt nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beſchaffen iſt, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee ſich aufgibt, anſtatt dieſe beſſere Menſchheit begründen zu können, müßte ſelbſt erſt darauf gegründet werden. Und ſo hätten mich denn die bisherigen Unterſuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem ſie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menſchheit aufzuweiſen, welche als nothwendige Bedingung einer moraliſchen Staatsverbeſſerung erkannt worden iſt, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind alſo die von mir aufgeſtellten Grundſätze richtig, und beſtätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, ſo *muß man jeden* Verſuch einer ſolchen Staats-
veränderung ſo lange für unzeitig und jede darauf ge-

gründete Hoffnung so lange für chimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist; um selbst die Künstlerinn zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Ebenso muß der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs Erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so ängstlich gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verderben in dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt, und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Ueber-

ig wird Tyrannei gegen das Individuum,
h mit einer ſchon herrſchenden Schwäche und
Beſchränkung verknüpft, und ſo den letzten
n Funken von Selbſtthätigkeit und Eigen-
ſicht.
harakter der Zeit muß ſich alſo v. ſeiner
würdigung erſt aufrichten, dort der blinden
: Natur ſich entziehen, und hier zu ihrer
Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Auf-
ehr als Ein Jahrhundert. Unterdeſſen gebe
u, kann mancher Verſuch im Einzelnen ge-
er am Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert
der Widerſpruch des Betragens wird ſtets
Einheit der Maximen beweiſen. Man wird
Welttheilen in dem Neger die Menſchheit
d in Europa ſie in dem Denker ſchänden.
Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden
des Jahrhunderts tragen, und zu einer
ung, welche ſonſt die Kirche autoriſirte,
hiloſophie ihren Namen leihen. Von der
chreckt, die in ihrem erſten Verſuchen ſich
Feindinn ankündigt, wird man dort einer
Knechtſchaft ſich in die Arme werfen, und
iner pedantiſchen Kuratel zur Verzweif-
ht, in die wilde Ungebundenheit des Na-
atſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf
heit der menſchlichen Natur, die Inſurrec-
Würde derſelben berufen, bis endlich die
rſcherinn aller menſchlichen Dinge, die blinde

Stärke dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Achter Brief.

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall Preis gegeben seyn? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das geselige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen, und so wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz herunterſteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die große Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst *zur Kraft werden*, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erschei-

ungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind
e einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden
Zelt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so
enig bewiesen, so liegt dieß nicht an dem Verstande,
r sich nicht zu entschleiern wußte, sondern an dem
erzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe,
r nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft
r Vorurtheile und diese Verfinsterung der Köpfe
ei allem Licht, das Philosophie und Erfahrung auf-
eckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die
enntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben,
elche hinreichen würden, wenigstens unsere praktischen
Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freien Untersu-
ung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange
eit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und
en Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und
Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich
on den Täuschungen der Sinne und von einer be-
rüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie
lbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte,
ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur
urück — woran liegt es, daß wir noch immer Barba-
en sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt,
n den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn,
as der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch
hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch
enn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht.

Ein alter Weiser hat es empfunden, und er
dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapc
Erkühne dich, weise zu seyn. Energie de
gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen,
wohl die Trägheit der Natur als die Feigheit
gens der Belehrung entgegen setzen. Nicht
deutung läßt der alte Mythus die Göttinn
heit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte
denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegeris
in der Geburt hat sie einen harten Kampf
Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen R
gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil
schen wird durch den Kampf mit der Not
sehr ermüdet und abgespannt, als daß er si
nem neuen und härtern Kampf mit dem
aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst d
Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere
seine Begriffe die Vormundschaft führen, und
es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm rege
greift er mit durstigem Glauben die Formeln
der Staat und das Priesterthum für diese
Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklich
schon unser Mitleiden verdienen, so trifft
rechte Verachtung die Andern, die ein bess
von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, al
Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Däm
dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt, und
lasse sich nach eignem Belieben bequeme Ges
hat, den Strahlen der Wahrheit vor, die

Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erſt zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihlücks gegründet, und ſie ſollten eine Wahrheit ier kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu n, was Werth für ſie beſitzt. Sie müßten ſchon eyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrdie derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie Namen gab.

cht genug alſo, daß alle Aufklärung des Verſ nur in ſo fern Achtung verdient, als ſie auf haraktер zurückfließt; ſie geht auch gewiſſermaßen em Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des ndungsvermögens iſt alſo das dringendere Beß der Zeit, nicht blos weil ſie ein Mittel wird, beſſerte Einſicht für das Leben wirkſam zu maſondern ſelbſt darum, weil ſie zur Verbeſſerung nſicht erweckt.

Neunter Brief.

er iſt hier nicht vielleicht ein Cirkel? Die theo: Kultur ſoll die praktiſche herbeiführen und die che doch die Bedingung der theoretiſchen ſeyn? Verbeſſerung im Politiſchen ſoll von Veredlung: haraktерs ausgehen — aber wie kann ſich unter inflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung der ter veredeln? Man müßte alſo zu dieſem Zwecke

ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die ſich bei allr politiſchen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öffnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern.

Von Allem, was poſitiv iſt, und was menſchliche Konventionen einführten, iſt die Kunſt wie die Wiſſenſchaft losgeſprochen, und beide erfreuen ſich einer abſoluten Immunität von der Willkür der Menſchen. Der politiſche Geſetzgeber kann ihr Gebiet ſperren, aber darin herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht; er kann den Künſtler erniedrigen, aber die Kunſt kann er nicht verfälſchen. Zwar iſt nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Geiſt des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geſchmack von dem beurtheilenden das Geſetz empfängt. Wo der Charakter ſtraff wird und ſich verhärtet, da ſehen wir die Wiſſenſchaft ſtreng ihre Grenzen bewachen, und die Kunſt in den ſchweren Feſſeln der Regel gehen; wo der Charakter erſchlafft und ſich auflöst, da wird die Wiſſenſchaft zu gefallen und die Kunſt zu vergnügen ſtreben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

er Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber
n für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder
ch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit
en Säugling bei Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt,
ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und
n unter fernem griechiſchem Himmel zur Mün-
reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo
r, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zu-
aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu er-
, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn,
zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der
wart nehmen, aber die Form von einer edlern
ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwan-
en Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus
einen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt
uelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der
rbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief
ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen
kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt
aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen.
Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon
nie vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäu-
och aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem
heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dien-
und die Schandthaten eines Nero und Com-
s beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das
Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde
en, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbe-
in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in

der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eitlen Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge er aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen, und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieſes Ideal in der Seele *glüht*, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der große ge-

ldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegenen Stein
zudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugie-
n, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen.
iel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel
wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft
mittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde
ben, und unternimmt, den formloſen Stoff der mora-
chen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück
ner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender
e Entwürdigung; der Enthuſiasmus entflammt ſich,
d das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen
geduldig zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe
ordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft
leidigen, oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmer-
n? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem
fer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleu-
gte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb
aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine
it, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſo-
ld ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwi-
ln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt
e Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg
zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahr-
it und Schönheit zur Antwort geben, der von mir
ſſen will, wie er dem edlen Trieb in ſeiner Bruſt,
i allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu
un habe, gib der Welt, auf die du wirkſt, die Rich-
ung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus

der Zeit die Entwickelung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht blos in dem äußerern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn *du für ſie zu* handeln verſucht wirſt. Ihren Beifall

ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgib ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie ſind alſo mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß ſich der Menſch auf zwei entgegengeſetzten Wegen von ſeiner Beſtimmung entfernen könne, daß unſer Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erſchlaffung und Verkehrtheit, zum Raube geworden ſey. Von dieſer doppelten Verwirrung ſoll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die ſchöne Kultur beiden entgegenge-

ſetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwei widerſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen? Kann ſie in dem Wilden die Natur in Feſſeln legen, und in dem Barbaren dieſelbe in Freiheit ſetzen? Kann ſie zugleich anſpannen und auflöſen — und wenn ſie nicht wirklich Beides leiſtet, wie kann ein ſo großer Effekt, als die Ausbildung der Menſchheit iſt, vernünftigerweiſe von ihr erwartet werden?

Zwar hat man ſchon zum Ueberdruß die Behauptung hören müſſen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, ſo daß es hiezu keines neuen Beweiſes mehr zu bedürfen ſcheint. Man ſtützt ſich auf die alltägliche Erfahrung, welche faſt durchgängig mit einem gebildeten Geſchmacke Klarheit des Verſtandes, Regſamkeit des Gefühls, Liberalität und ſelbſt Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft ſich zuverſichtlich genug auf das Beiſpiel der geſittetſten aller Nationen des Alterthums, bei welcher das Schönheitsgefühl zugleich ſeine höchſte Entwickelung erreichte, und auf das entgegengeſetzte Beiſpiel jener theils wilden, theils barbariſchen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch auſteren Charakter büßen. Nichts deſto weniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmäßigkeit der daraus gezogenen Schlüſſe zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz ſo ſchlimm von jener Wildheit, *die man den* ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht,

und nicht ganz ſo vortheilhaft von dieſer Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die ſchöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen ſehr geneigt waren, den Künſten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die blos darum die Grazien ſchmähen, weil ſie nie ihre Gunſt erfuhren. Sie, die keinen andern Maßſtab des Werthes kennen als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie ſollten ſie fähig ſeyn, die ſtille Arbeit des Geſchmacks an dem äußern und innern Menſchen zu würdigen und über den zufälligen Nachtheilen der ſchönen Kultur nicht ihre weſentlichen Vortheile aus den Augen ſetzen? Der Menſch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Beſtechung, alle Feinheit im Umgange als Verſtellung, alle Delikateſſe und Großheit im Betragen als Ueberſpannung und Affektation. Er kann es dem Günſtling der Grazien nicht vergeben, daß er als Geſellſchafter alle Cirkel aufheitert, als Geſchäftsmann alle Köpfe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt aufdrückt; während daß Er das Schlachtopfer des Fleißes, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerkſamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das geniale Geheimniß, angenehm zu ſeyn, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Ver-

krtheit der menſchlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Weſen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die ſich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüſtet ſind. „Es iſt nicht zu läugnen," ſagen ſie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerſpricht ihrem Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, ſo gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aber Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt blos die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. Wie viele Menſchen von Fähigkeit, fahren ſie fort, werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen, oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird blos deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemählden

der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen, und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Geſellſchaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze gibt, den ſonſt die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte. Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erſcheinung machen, und einen Werth in der Geſellſchaft verleihen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen, und alle Laſter im Schwange gehen, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen.“ In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet, und auch nicht ein einziges Beiſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit äſthetiſcher Kultur bei einem Volke mit politiſcher Freiheit, und bürgerlicher Tugend, daß ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit deſſelben Hand in Hand gegangen wäre.

So lange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch unreif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir

wiſſen, das es am nächſten an die Wildheit grenzt, und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniß ſchimmert; welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters, als für denſelben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Künſte herbeikam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wiſſen wir, mußten erſt in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erſchöpfen und, durch morgenländiſche Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynaſten ſich beugen, ehe wir die griechiſche Kunſt über die Rigidität des Charakters triumphiren ſehen. Aber den Arabern ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegeriſchen Geiſtes unter dem Scepter der Abbaſiden erſchlafft war. In dem neuern Italien zeigte ſich die ſchöne Kunſt nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerriſſen war, Florenz ſich den Mediceern unterworfen und der Geiſt der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es iſt beinahe überflüſſig, noch an das Beiſpiel der neueren Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demſelben Verhältniß zunahm, als ihre Selbſtſtändigkeit endigte. Wohin wir immer *in der vergangenen* Welt unſere Augen richten, da

finden

nden wir, daß Geſchmack und Freiheit einander flie-
en, und daß die Schönheit nur auf den Untergang
roiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters,
it welcher die äſthetiſche Kultur gewöhnlich erkauft
ird, die wirkſamſte Feder alles Großen und Treff-
chen im Menſchen, deren Mangel kein anderer, wenn
uch noch ſo großer, Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich
ſo einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrun-
en über den Einfluß der Schönheit lehren, ſo kann
an in der That nicht ſehr aufgemuntert ſeyn, Ge-
ühle auszubilden, die der wahren Kultur des Men-
hen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man, auf die
Gefahr der Rohigkeit und Härte, die ſchmelzende
Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bei allen Vor-
heilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkun-
en überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfah-
rung der Richterſtuhl nicht, vor welchem ſich eine
Frage wie dieſe ausmachen läßt, und ehe man ih-
em Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erſt außer
Zweifel geſetzt ſeyn, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von
er wir reden, und gegen welche jene Beiſpiele zeu-
en. Dieß ſcheint aber einen Begriff der Schönheit
vorauszuſetzen, der eine andere Quelle hat als die
Erfahrung; weil durch denſelben erkannt werden ſoll,
b das, was in der Erfahrung ſchön heißt, mit Recht
ieſen Namen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit,
enn ein ſolcher ſich aufzeigen ließe, müßte alſo —

weil es aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht, und schon aus der Möglichkeit der sinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir also uns nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken und der nothwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen, und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abstraktion so hoch, als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stillestehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie *unterscheidet* in dem Menschen etwas, das bleibt, und et-

was, das ſich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt ſie ſeine Perſon, das Wechſelnde ſeinen Zuſtand.

Perſon und Zuſtand — das Selbſt und ſeine Beſtimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Weſen als Eins und Daſſelbe denken, ſind ewig Zwei in dem endlichen. Bei aller Beharrung der Perſon wechſelt der Zuſtand, bei allem Wechſel des Zuſtands beharret die Perſon. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinſtimmung zum Widerſpruch, aber wir ſind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem abſoluten Subjekt allein beharren mit der Perſönlichkeit auch alle ihre Beſtimmungen, weil ſie aus der Perſönlichkeit fließen. Alles, was die Gottheit iſt, iſt ſie deswegen, weil ſie iſt; ſie iſt folglich Alles auf ewig, weil ſie ewig iſt.

Da in dem Menſchen, als endlichem Weſen, Perſon und Zuſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſon, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das Letztere, ſo müßte die Perſon ſich verändern; wäre das Erſtere, ſo müßte der Zuſtand beharren; alſo in jedem Falle entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas Anderes iſt.

Die Perſon *alſo muß* ihr eigener Grund ſeyn.

denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und so hätten wir denn fürs Erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns, d. i. die Freiheit. Der Zuſtand muß einen Grund haben: er muß, da er nicht durch die Perſon, alſo nicht abſolut iſt, erfolgen; und ſo hätten wir fürs Zweite die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens, iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nicht anders, als: die Folge iſt die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden Ich und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll; dieſes Etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſeyn. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Verwandlung, und leihen ihr gleichſam eine Perſon, an der ſich jene beiden Zuſtände offenbaren. Daß der Menſch erſt wird, iſt kein Einwurf, denn der Menſch iſt nicht blos Perſon überhaupt, ſondern Perſon, die ſich in einem beſtimmten Zuſtand befindet. Aller Zuſtand aber, alles beſtimmte Daſeyn entſteht in der Zeit, und ſo muß alſo der Menſch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig iſt. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde *er nie ein* beſtimmtes Weſen ſeyn; ſeine Perſönlich-

de zwar in der Anlage, aber nicht in der That
Nur durch die Folge ſeiner Vorſtellungen
beharrliche Ich ſich ſelbſt zur Erſcheinung.
Materie der Thätigkeit alſo oder die Reali-
he die höchſte Intelligenz aus ſich ſelber ſchöpft,
Menſch erſt empfangen, und zwar empfängt
e als etwas außer ihm Befindliches im Raume,
etwas in ihm Wechſelndes in der Zeit auf dem
r Wahrnehmung. Dieſen in ihm wechſelnden
gleitet ſein niemals wechſelndes Ich — und in
echſel beſtändig Er ſelbſt zu bleiben, alle Wahr-
gen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Er-
, und jede ſeiner Erſcheinungsarten in der
n Geſetz für alle Zeiten zu machen, iſt die
ſt, die durch ſeine vernünftige Natur ihm ge-
. Nur indem er ſich verändert, exiſtirt er;
m er unveränderlich bleibt, exiſtirt er. Der
vorgeſtellt in ſeiner Vollendung, wäre dem-
beharrliche Einheit, die in den Fluthen der
ewig ewig dieſelbe bleibt.
nun gleich ein unendliches Weſen, eine Gott-
t werden kann, ſo muß man doch eine Ten-
klich nennen, die das eigentlichſte Merkmal
heit, abſolute Verkündigung des Vermögens
hkeit alles Möglichen) und abſolute Einheit
ſcheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen),
unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der
trägt der Menſch unwiderſprechlich in ſeiner
hkeit in ſich; der Weg zu der Gottheit, wenn

man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist blos die Anlage zu einer möglichen, unendlichen Aeußerung; und so lange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie blos Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. So lange er blos empfindet, blos begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen blos den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht blos Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht blos Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erschafft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberstellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet, und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengesetzte Anfor-

erungen an den Menſchen, die zwei Fundamental-
eſetze der ſinnlich vernünftigen Natur. Das erſte
ringt auf abſolute Realität: er ſoll Alles zur Welt
achen, was blos Form iſt, und alle ſeine Anlagen
ur Erſcheinung bringen: das zweite dringt auf abſo-
ute Formalität: er ſoll Alles in ſich vertilgen, was
los Welt iſt, und Uebereinſtimmung in alle ſeine Ver-
nderungen bringen; mit andern Worten: er ſoll
lles Innere veräußern und alles Aeußere formen. Beide
ufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen
u dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich aus-
egangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Noth-
endige in uns zur Wirklichkeit zu bringen, und das
Wirkliche außer uns dem Geſetz der Nothwen-
igkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei ent-
egengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns
ntreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz ſchicklich
Triebe nennt. Der erſte dieſer Triebe, den ich den
innlichen nennen will, geht aus von dem phy-
iſchen Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner ſinnlichen
Natur, und iſt beſchäftigt, ihn in die Schranken der
eit zu ſetzen und zur Materie zu machen: nicht ihm
Materie zu geben, weil dazu ſchon eine freie Thätig-
eit der Perſon gehört, welche die Materie aufnimmt,
nd von Sich, dem Beharrlichen, unterſcheidet. Ma-
erie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Rea-

lität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieser Trieb, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der blos erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit ist, nacheinander ist, so wird dadurch, daß Etwas ist, alles Andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicherweise angeben kann, nur diese einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also dieser Trieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Größen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr, Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt.*)

*) Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: außer sich seyn, das heißt außer seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch Jeder außer sich, so lange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig: in sich gehen, das heißt, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man

So weit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles Abſolute nur durch das Medium der Schranken erſcheint, ſo iſt es freilich der ſinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erſcheinung der Menſchheit befeſtigt iſt. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menſchheit weckt und entfaltet, ſo iſt er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und von ihrer freieſten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abſtraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Forderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeyns, auf einen Inhalt unſerer Erkenntniſſe, und auf einen Zweck unſeres Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur, und iſt beſtrebt, ihn in Freiheit zu ſetzen, Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen, und bei allem Wechſel des Zuſtandes ſeine Perſon zu be-

---

nicht: er iſt außer ſich, ſondern: er iſt von ſich, d. h. er iſt ſeinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demſelben iſt. Daher iſt derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, blos bei ſich, welches ſehr gut mit dem Außerſichſeyn beſtehen kann.

haupten. Da nun die letztere als absolute und untheilbare Einheit mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, *da wir in alle Ewigkeit wir sind*, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß; er entscheidet also für immer, wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, daß das Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich sey; mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erste nur *Fälle* macht, so gibt der andere *Gesetze*; Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das Objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zustandes machen — in beiden Fällen reißen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit, zu. Das Gefühl kann blos sagen: das ist wahr *für dieses Subjekt* und *in diesem Moment*, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der

Gedanke einmal ausſpricht: das iſt, ſo entſcheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit ſeines Anſpruchs iſt durch die Perſönlichkeit ſelbſt verbürgt, die allem Wechſel Trotz bietet. Die Neigung kann blos ſagen: das iſt für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit ſich fortreißen, und, was du jetzt feurig begehrſt, dereinſt zum Gegenſtande deines Abſcheues machen. Wenn aber das moraliſche Gefühl ſagt: das ſoll ſeyn, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterung des Seyns, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen unter ſich faßt. Wir ſind bei dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern Gattung; das Urtheil aller Geiſter iſt durch das unſrige ausgeſprochen, die Wahl aller Herzen iſt repräſentirt durch unſere That.

Dreizehnter Brief.

Beim ersten Anblick scheint nichts einander entgegengesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser Triebe, indem der eine auf Veränderung, der auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es beiden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschö und ein dritter Grundtrieb, der beide vereinigte, ist schlechterdings ein undenkbarer Be Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wiederherstellen, die durch diese ursprüngliche radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen aber, was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objekten, und was nicht auf einander trifft, nicht gegen einander stoßen. Der sinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er fordert nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand nicht ändere, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie dessungeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem sich selbst mißverstehen, und ihre Sphären verwirren

*) Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beider Triebe behauptet, so ist freilich kein anderes Mittel die Einheit im Menschen zu erhalten, als da

ber dieſe zu wachen, und einem jeden dieſer beiden riebe ſeine Grenzen zu ſichern, iſt die Aufgabe der ultur, die alſo beiden eine gleiche Gerechtigkeit uldig iſt, und nicht blos den vernünftigen Trieb ge- n den ſinnlichen, ſondern auch dieſen gegen jenen zu haupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt: erſt- ch: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit

---

den ſinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann blos Einförmigkeit, aber keine Harmonie entſtehen, und der Menſch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings ſeyn, aber wechſelſeitig: denn, wenn gleich die Schranken nie das Abſolute begründen können, alſo die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, ſo iſt es eben ſo gewiß, daß das Abſolute durch ſich ſelbſt nie die Schranken begründen, daß der Zuſtand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Principien ſind einander alſo zugleich ſubordinirt und koordinirt, d. h. ſie ſtehen in Wechſelwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Dieſen Begriff der Wechſelwirkung und die ganze Wichtigkeit deſſelben findet man vortrefflich auseinander geſetzt in Fichte's Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Perſon im Reich der Ideen ſtehe, wiſſen wir freilich nicht; aber daß ſie ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit ſich nicht offenbaren könne, wiſſen wir gewiß: in dieſem Reiche alſo wird die Materie nicht blos unter der Form, ſondern auch neben der Form, und unabhängig von derſelben, etwas zu beſtimmen haben. So nothwendig es alſo iſt, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entſcheide, eben ſo nothwendig iſt es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls ſich nichts zu beſtimmen anmaße. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet zuſpricht, ſchließt man das andere davon

zu verwahren; zweitens: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmöglichste Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, größtmöglichste Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist, und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anla-

---

aus, und setzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beider überschritten werden kann.

In einer Transcendental-Philosophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich blos als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bei diesem Geschäfte im Wege steht, in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im Geiste des Kantischen Systems, aber im Buchstaben desselben könnte sie gar wohl *liegen*.

:n entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die
erſönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt,
:ſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr
orm ſchafft er außer ſich. Seine Kultur wird alſo da-
in beſtehen; erſtlich: dem empfangenden Vermö-
en die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu
erſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paſſivität
ufs Höchſte zu treiben: zweitens: dem beſtimmen-
en Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem em-
fangenden zu erwerben, und auf Seiten der Ver-
unft die Aktivität aufs Höchſte zu treiben. Wo beide
Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit
)er höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtän-
igkeit und Freiheit verbinden, und, anſtatt ſich an
ie Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen
Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und
)er Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Dieſes Verhältniß nun kann der Menſch umkeh-
:en, und dadurch auf eine zweifache Weiſe ſeine Be-
ſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche
)ie thätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen,
)urch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen, und
das empfangende Vermögen zum beſtimmenden ma-
chen. Er kann die Extenſität, welche der leidenden
Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Form-
trieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangen-
den Vermögen das beſtimmende unterſchieben. In dem
erſten Fall wird er nie Er ſelbſt; in dem zweiten wird
er nie etwas Anderes ſeyn; mithin eben darum

in beiden Fällen keines von beiden, folglich — Null seyn.*)

Wird

*) Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt Jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häufig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsere Erkenntniß und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsere Naturwissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bei denen sich, sobald sie konstitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsere Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannigfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie heraus streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bei unserer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, daß so viele Augen bei so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beisammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie nicht unbedingt zu gebieten hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche kei

nen

Wird nämlich der ſinnliche Trieb beſtimmend, macht
er Sinn den Geſetzgeber, und unterdrückt die Welt
e Perſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf,

---

nen Inhalt abwartet, der Erweiterung unſerer Kenntniſſe mehr geſchadet haben.

Eben ſo ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob unſere praktiſche Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unſerer Begierden, oder durch die Rigidität unſerer Grundſätze, mehr durch den Egoism unſerer Sinne, oder durch den Egoism unſerer Vernunft geſtört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menſchen zu machen, müſſen ſich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, ſo wie, um uns Erfahrung zu verſchaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verſtandes zuſammentreffen muß. Wie können wir, bei noch ſo lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menſchlich gegen Andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir uns ſelbſt geben, in demſelben Maße unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bei aller Regſamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freilich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht denn auch größtentheils das, was man einen Menſchen formiren nennt; und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äußern Menſchen bedeutet. Ein ſo formirter Menſch wird freilich davor geſichert ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird

Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt Er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beides Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor, und unterſchiebt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältniß auf, ſelbſtſtändige Kraft und Subjekt zu ſeyn, als ſie ſich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die abſolute Rea-

---

aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze geharniſcht ſeyn, und die Menſchheit von Außen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von Innen beikommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, dieſes zur Härte und Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freilich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menſchen, der unſere Hülfe auffordert, in Gedanken den Ideal-Menſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen Andere weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen Andere ſeyn; weich gegen ſich *und ſtreng gegen* Andere iſt der verächtlichſte Charakter.

ät zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. So-
ld der Mensch nur Form ist, so hat er keine Form;
d mit dem Zustand ist folglich auch die Person auf-
hoben. Mit Einem Wort, nur insofern er selbstständ-
g ist, ist Realität außer ihm, ist er empfänglich; nur
sofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er
ne denkende Kraft.

Beide Triebe haben also Einschränkung, und inso-
rn sie als Energieen gedacht werden, Abspannung
thig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzge-
ng, dieser, daß er sich nicht ins Gebiet der Em-
indung eindringe. Jene Abspannung des sinnlichen
riebes darf aber keineswegs die Wirkung eines phy-
chen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfin-
ngen seyn, welche überall nur Verachtung verdient;
muß eine Handlung der Freiheit, eine Thätigkeit
r Person seyn, die durch ihre moralische Intensität
ne sinnliche mäßigt, und durch Beherrschung der Ein-
ücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu
ben. Der Charakter muß dem Temperament seine
renzen bestimmen, denn nur an den Geist darf
r Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs
rf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unver-
ögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willens-
äfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde.
lle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle
yn; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft
r Gebiet behaupten, und der Gewalt widerstreben,
e ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit

rechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spiel
zu nennen), der Spieltrieb alſo würde dahin ge
ſeyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mi
lutem Seyn, Veränderung mit Identität zu verein

Der ſinnliche Trieb will beſtimmt werde
will ſein Objekt empfangen; der Formtrieb will
beſtimmen, er will ſein Objekt hervorbringen
Spieltrieb will alſo beſtrebt ſeyn, ſo zu empfa
wie er ſelbſt hervorgebracht hätte, und ſo her
bringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der ſinnliche Trieb ſchließt aus ſeinem G
alle Selbſtthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb
aus dem ſeinigen alle Anhängigkeit, alles Leiden
Ausſchließung der Freiheit iſt aber phyſiſche, Au
fung des Leidens iſt moraliſche Nothwendigkeit.
Triebe nöthigen alſo das Gemüth, jener durch N
geſetze, dieſer durch Geſetze der Vernunft. Der
trieb alſo, als in welchem beide verbunden n
wird das Gefühl zugleich moraliſch und phyſiſch
gen; er wird alſo, weil er alle Zufälligkeit au
auch alle Nöthigung aufheben, und den Menſc
wohl phyſiſch als moraliſch in Freiheit ſetzen.
wir Jemand mit Leidenſchaft umfaſſen, der u
Verachtung würdig iſt, ſo empfinden wir peinli
Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen
Andern feindlich geſinnt ſind, der uns Achtung
thigt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigun
Vernunft. Sobald er aber zugleich unſere Neigu
kerrſirt und unſere Achtung ſich erworben, ſo verſ

det ſowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unſerer Neigung und mit unſerer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der ſinnliche Trieb phyſiſch und der Formtrieb moraliſch nöthigt, ſo läßt jener unſere formale, dieſer unſere materiale Beſchaffenheit zufällig; das heißt, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſerer Vollkommenheit, oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unſere formale und unſere materiale Beſchaffenheit, zugleich unſere Vollkommenheit und unſere Glückſeligkeit zufällig machen; er wird alſo, eben weil er beide zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maße, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen.

Fünfzehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig erfreulichen Pfade entgegenführte. Laſſen Sie es ſich gefallen, noch einige Schritte

weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freierer Geſichtskreis ſich aufthun, und eine muntere Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenſtand des ſinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben, in weiteſter Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Geſtalt, ſowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte unter ſich faßt. Der Gegenſtand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo lebende Geſtalt heißen können, ein Begriff der allen äſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen, und mit Einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch dieſe Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch blos in dieſes Gebiet eingeſchloſſen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos iſt und bleibt, kann darum nichts deſto weniger lebende Geſtalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Menſch, wiewohl er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch lange keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben und ſein Leben Geſtalt ſey. So lange wir über ſeine Geſtalt blos denken, iſt ſie leblos, bloße Abſtraktion; ſo lange wir ſein Leben blos fühlen, iſt es ge-

bloße Impression. Nur indem seine Form in
Empfindung lebt, und sein Leben in unserm
de sich formt, ist er lebende Gestalt, und dieß
rall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beur=

urch aber, daß wir die Bestandtheile anzuge=
en, die in ihrer Vereinigung die Schönheit
ingen, ist die Genesis derselben auf keine
och erklärt; denn dazu würde erfordert, daß
ne Vereinigung selbst begriffe, die uns,
haupt alle Wechselwirkung zwischen dem End=
nd Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Ver=
ellt aus transscendentalen Gründen die For=
auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Form=
d Stofftrieb, das heißt, ein Spieltrieb seyn,
die Einheit der Realität mit der Form, der
eit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit
heit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie
Forderung aufstellen, weil sie ihrem Wesen
f Vollendung, und auf Wegräumung aller
en dringt, jede ausschließende Thätigkeit des
er des andern Triebes aber die menschliche Na=
ollendet läßt, und eine Schranke in derselben
t. Sobald sie demnach den Ausspruch thut:
ine Menschheit existiren, so hat sie eben da=
s Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit
ie Erfahrung kann uns beantworten, ob eine
it ist, und wir werden es wissen, sobald sie
hrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber

eine Schönheit seyn kann, und wie eine Me
möglich ist, kann uns weder Vernunft noch
rung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschließe
terie, noch ist er ausschließend Geist. Die Schön
Konsummation seiner Menschheit, kann also
ausschließend bloßes Leben seyn, wie von schä
gen Beobachtern, die sich zu genau an die G
der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, u
zu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen
noch kann sie ausschließend bloße Gestalt seyn,
spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von
fahrung entfernten, und von philosophirenden
lern, die sich in Erklärung derselben allzusehr
das Bedürfniß der Kunst leiten ließen, geurthe
den ist:*) sie ist das gemeinschaftliche Objekt
Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Diesen
rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, de

*) Vom bloßen Leben macht die Schönheit Burke
phil. Untersuchungen über den Ursprung unserer Beg
Erhabenen und Schönen. Zur bloßen Gestalt mach
weit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogma
Systems, der über diesen Gegenstand je sein Urtei
legte; unter den Künstlern Raphael Mengs
Gedanken über den Geschmack in der Mahlerei;
nicht zu gedenken. So wie in Allem hat auch in diese
die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die
auf Prinzipien, und die Spekulation zur Erfahrung
zurückführen.

was weder ſubjektiv noch objektiv zufällig iſt, und weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem t Spiel zu bezeichnen pflegt. Da ſich das Gemüth laſchauung des Schönen in einer glücklichen Mitte hen dem Geſetz und Bedürfniß befindet, ſo iſt es darum, weil es ſich zwiſchen beiden theilt, dem ige ſowohl des einen als des andern entzogen. Stofftrieb wie dem Formtrieb iſt es mit ihren erungen ernſt, weil der eine ſich, beim Erkennen, ie Wirklichkeit, der andere auf die Nothwendig- er Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erſte Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung Würde, beide alſo auf Wahrheit und Vollkom- eit gerichtet ſind. Aber das Leben wird gleichgül- , ſo wie die Würde ſich einmiſcht, und die Pflicht gt nicht mehr, ſobald die Neigung zieht: eben mmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die riale Wahrheit freier und ruhiger auf, ſo bald ſolche ormalen Wahrheit, dem Geſetz der Nothwendig- begegnet, und fühlt ſich durch Abſtraktion nicht angeſpannt, ſo bald die unmittelbare Anſchauung gleiten kann. Mit Einem Wort: indem er mit n in Gemeinſchaft kommt, verliert alles Wirkliche t Ernſt, weil es klein wird, und indem es mit Empfindung zuſammen trifft, legt das Nothwen- den ſeinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längſt ſchon verſucht gewe- yn, mir entgegenzuſetzen, wird nicht das Schöne rch, daß man es zum bloßen Spiel macht, ernie-

dringt, und den frivolen Gegenſtänden gleich geſtellt, die von jeher im Beſitz dieſes Namens waren? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Inſtrument der Kultur betrachtet wird, ſie auf ein bloßes Spiel einzuſchränken, und widerſpricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausſchließung alles Geſchmackes zuſammen beſtehen kann, es blos auf Schönheit einzuſchränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wiſſen, daß unter allen Zuſtänden des Menſchen gerade das Spiel und nur das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht, und ſeine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorſtellung der Sache, Einſchränkung nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweiſe gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde alſo vielmehr gerade umgekehrt ſagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt; aber mit der Schönheit ſpielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirklich vorhandene Schönheit iſt des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der *Schönheit*, welches die Vernunft aufſtellt, iſt auch ein

deal des Spieltriebes aufgegeben, das der Menſch allen ſeinen Spielen vor Augen haben ſoll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schön-tideal eines Menſchen auf dem nämlichen Wege cht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. Wenn h die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, r Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, und an dem edlern Wechſelſtreit der Talente ergetzen, und wenn das rö-iſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladia-rs oder ſeines lybiſchen Gegners ſich labt, ſo wird es is aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die dealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, cht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſ-n.*) Nun ſpricht aber die Vernunft: das Schöne ſoll cht bloßes Leben und nicht bloße Geſtalt, ſondern **bende Geſtalt, das iſt Schönheit ſeyn; indem ſie ja dem enſchen das doppelte Geſetz der abſoluten Formalität nd der abſoluten Realität diktirt. Mithin thut ſie auch**

*) Wenn man (um bei der neuern Welt ſtehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe ſchöne Leben des Corſo in Rom gegen einander hält, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, den Geſchmack dieſer verſchiedenen Völker gegen einander zu nüanciren. Indeſſen zeigt ſich unter den Volksſpielen in dieſen verſchiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinen Welt in eben dieſen Ländern, welches leicht zu erklären iſt.

den Ausſpruch: der Menſch ſoll mit der Schönheit nur ſpielen, und er ſoll nur mit der Schönheit ſpielen.

Denn, um es endlich auf Einmal herauszuſagen, der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt. Dieſer Satz, der in dieſem Augenblicke vielleicht paradox erſcheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erſt dahin gekommen ſeyn werden, ihn auf den doppelten Ernſt der Pflicht und des Schickſals anzuwenden; er wird, ich verſpreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetiſchen Kunſt und der noch ſchwierigern Lebenskunſt tragen. Aber dieſer Satz iſt auch nur in der Wiſſenſchaft unerwartet; längſt ſchon lebte und wirkte er in der Kunſt und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmſten Meiſter; nur daß ſie in den Olympus verſetzten, was auf der Erde ſollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit deſſelben geleitet, ließen ſie ſowohl den Ernſt und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der Stirn der ſeligen Götter verſchwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Feſſeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den Müſſiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Looſe des Götterſtandes: Ein blos menſchlicherer Name für das freieſte und erhabenſte Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgeſetze, *als der geiſtige* Zwang der Sittengeſetze verlor ſich in

em höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide
lten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener
den Nothwendigkeiten ging ihnen erst die wahre
iheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus
Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Nei-
ng auch alle Spuren des Willens aus, oder besser,
nachten beide unkenntlich, weil sie beide in dem in-
sten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder An-
th, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz
r Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von
en, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche
tt unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche
ib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen
ldseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische
bstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und
net die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene
öpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes
e, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine
ft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die
tlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwider-
lich ergriffen und angezogen, durch dieses in die
ne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zu-
d der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung,
es entsteht jene wunderbare Rührung, für wel-
der Verstand keinen Begriff und die Sprache kei-
Namen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechselwirkung zwei entgegengesetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengesetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichstvollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beiden Principien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit der Erfahrung hingegen wird eine doppelte seyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des Bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine auflösende, um sowohl den sinnlichen als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anspannende, *um beide* in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beiden

Wir-

Wirkungsarten der Schönheit ſollen aber, der Idee nach, ſchlechterdings nur eine einzige ſeyn. Sie ſoll auflöſen, dadurch, daß ſie beide Naturen gleichförmig anſpannt, und ſoll anſpannen, dadurch, daß ſie beide Naturen gleichförmig auflöst. Dieſes folgt ſchon aus dem Begriff einer Wechſelwirkung, vermöge deſſen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinſtes Produkt die Schönheit iſt. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beiſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung dar, ſondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was alſo in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden wird, das iſt in dem Schönen der Erfahrung, der Exiſtenz nach, verſchieden. Das Ideal-Schöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verſchiedener Beziehung ſowohl eine ſchmelzende als energiſche Eigenſchaft; in der Erfahrung gibt es eine ſchmelzende und energiſche Schönheit. So iſt es und ſo wird es in allen den Fällen ſeyn, wo das Abſolute in die Schranken der Zeit geſetzt iſt, und Ideen der Vernunft in der Menſchheit realiſirt werden ſollen. So denkt der reflektirende Menſch ſich die Tugend, die Wahrheit, die Glückſeligkeit; aber der handelnde Menſch wird blos Tugenden üben, blos Wahrheiten faſſen, blos glückſelige Tage genießen. Dieſe auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntniſſe die Erkenntniß,

an die Stelle des Glückes die Glückſeligkeit zu ſetzen, iſt das Geſchäft der phyſiſchen und moraliſchen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, iſt die Aufgabe der äſthetiſchen.

Die energiſche Schönheit kann den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueberreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowohl im Phyſiſchen als Moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorſtellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im Moraliſchen wie im Phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die *Energie* der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der

Charakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichſte Karrikatur zunächſt an die herrlichſte Menſchlichkeit grenzen ſehen. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Größe und Kraft iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verſcherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr glaube ich, wird jener Widerſpruch erklärt und beantwortet ſeyn, den man in den Urtheilen der Menſchen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der äſthetiſchen Kultur anzutreffen pflegt. Er iſt erklärt dieſer Widerſpruch, ſobald man ſich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und daß beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer beſondern Art derſelben zu beweiſen im Stande iſt. Er iſt gehoben dieſer Widerſpruch, ſobald man das doppelte Bedürfniß der Menſchheit unterſcheidet, dem jene doppelte Schönheit entſpricht. Beide Theile werden

also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwei entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Idealmenschen untergehen.

Siebenzehnter Brief.

So lange es blos darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine anderen Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der

Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriff, sondern aus äußern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fließen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehrt uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im Ganzen nur zwei entgegengesetzte Abweichungen von derselben Statt haben können. Liegt nämlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im Voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit ge-

hoben, die in dem angeſpannten Menſchen die Harmonie, in dem abgeſpannten die Energie wieder herſtellt, und auf dieſe Art, ihrer Natur gemäß, den eingeſchränkten Zuſtand auf einen abſoluten zurückführt, und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht.

Sie verläugnet alſo in der Wirklichkeit auf keine Weiſe den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß ſie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir ſie auf den reinen Begriff der Menſchheit anwenden durften. An dem Menſchen, wie die Erfahrung ihn aufſtellt, findet ſie einen ſchon verdorbenen und widerſtrebenden Stoff, der ihr gerade ſo viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von ſeiner individualen Beſchaffenheit einmiſcht. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine beſondere und eingeſchränkte Species, nie als reine Gattung ſich zeigen; ſie wird in angeſpannten Gemüthern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, ſie wird in abgeſpannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem Charakter vertrauter geworden ſind, wird dieſe widerſprechende Erſcheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu beſtimmen und ſie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Menſch unter ihrem Einfluſſe zeigt, wiſſen wir vielmehr, daß es der Menſch iſt, der die Unvollkommenheiten ſeines Individuums auf ſie überträgt, der durch

ine ſubjektive Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege ſteht, und ihr abſolutes Ideal auf wei eingeſchränkte Formen der Erſcheinung herabſetzt.

Die ſchmelzende Schönheit, wurde behauptet, ſey ir ein angeſpanntes Gemüth und für ein abgeſpannes die energiſche. Angeſpannt aber nenne ich den Renſchen ſowohl, wenn er ſich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er ſich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausſchließende Herrſchaft eines ſeiner beiden Grundtriebe iſt für ihn ein Zuſtand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zuſammenwirkung ſeiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einſeitig beherrſchte oder ſinnlich angeſpannte Menſch wird alſo aufgelöst und in Freiheit geſetzt durch Form; der von Geſetzen einſeitig beherrſchte oder geiſtig angeſpannte Menſch wird aufgelöst und in Freiheit geſetzt durch Materie. Die ſchmelzende Schönheit, um dieſer doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird ſich alſo unter zwei verſchiedenen Geſtalten zeigen. Sie wird erſtlich, als ruhige Form, das wilde Leben beſänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; ſie wird zweitens als lebendes Bild die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft ausrüſten; den Begriff zur Anſchauung und das Geſetz zum Gefühl zurückführen. Den erſten Dienſt leiſtet ſie dem Naturmenſchen, den zweiten dem künſtlichen Menſchen. Aber weil ſie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz

frei gebietet, ſondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formloſe Natur oder die naturnachahmende Kunſt darbietet, ſo wird ſie in beiden Fällen nach Maaßgabe ihres Urſprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße übergegangene Form ſich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anſpannung zu heben, müſſen wir den Charakter derſelben in dem menſchlichen Gemüth zu erforſchen ſuchen. Entſchließen Sie ſich alſo noch zu einem kurzen Aufenthalte im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlaſſen, und mit deſto ſichererem Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuſchreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der ſinnliche Menſch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geiſtige Menſch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus dieſem ſcheint zu folgen, daß es zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit einen mittlern Zuſtand geben müſſe, und daß uns die Schönheit in dieſen mittlern Zuſtand verſetze. Dieſen *Begriff* bildet ſich auch wirklich der größte Theil der

n von der Schönheit, ſo bald er angefangen
er ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Er-
en weiſen darauf hin. Auf der andern Seite
nichts ungereimter und widerſprechender als
er Begriff, da der Abſtand zwiſchen Materie
rm, zwiſchen Leiden und Thätigkeit, zwiſchen
en und Denken unendlich iſt, und ſchlech-
durch nichts kann vermittelt werden. Wie he-
nun dieſen Widerſpruch? Die Schönheit ver-
die zwei entgegengeſetzten Zuſtände des Em-
und des Denkens, und doch gibt es ſchlechter-
in Mittleres zwiſchen beiden. Jenes iſt durch
ng, dieſes iſt unmittelbar durch Vernunft

iſt der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die
age über die Schönheit hinausläuft, und ge-
uns, dieſes Problem befriedigend aufzulöſen,
wir zugleich den Faden gefunden, der uns
s ganze Labyrinth der Aeſthetik führt.

ommt aber hiebei auf zwei höchſt verſchiedene
nen an, welche bei dieſer Unterſuchung einan-
wendig unterſtützen müſſen. Die Schönheit,
, verknüpft zwei Zuſtände mit einander, die
der entgegengeſetzt ſind, und niemals
rden können. Von dieſer Entgegenſetzung müſ-
ausgehen; wir müſſen ſie in ihrer ganzen
und Strengigkeit auffaſſen und anerkennen.
beide Zuſtände ſich auf das Beſtimmteſte

heit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden*).

Neunzehnter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und

---

*) Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sensualen Aesthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophiren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem Letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduktion nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Erstern mag man Jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

tiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung
eses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes *vor* aller
estimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne ge-
ben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen.
as Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Ein-
ldungskraft zum freien Gebrauche hingegeben, und
eil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche
s Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts
sgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Be-
mmungslosigkeit eine *leere Unendlichkeit* nen-
n, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs
verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der
endlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine
zelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll
ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zu-
nd der bloßen Bestimmbarkeit nichts als ein leeres
ermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft,
s bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es,
s wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes
ermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber
Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im
aum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum
grenzen; um uns eine Veränderung in der Zeit
rzustellen, müssen wir das Zeitganze *theilen*.
ir gelangen also nur durch Schranken zur Realität,
r durch *Negation* oder Ausschließung zur Po-
tion oder wirklichen Setzung, nur durch Auf-

sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frei unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus sich selbst zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur, insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne die er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in demselben Wesen zwei so entgegengesetzte Tendenzen zusammenbestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den Metaphysiker, aber nicht den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser

r gibt ſich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit
r Dinge zu erklären, ſondern begnügt ſich, die
enntniſſe feſtzuſetzen, aus welchen die Möglichkeit
r Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung
en ſo wenig ohne jene Entgegenſetzung im Gemüthe
s ohne die abſolute Einheit deſſelben möglich wäre,
ſtellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniß
s gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf,
ne ſich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern.
ieſe Inwohnung zweier Grundtriebe widerſpricht übri-
ns auf keine Weiſe der abſoluten Einheit des Gei-
es, ſobald man nur von beiden Trieben ihn ſelbſt
nterſcheidet. Beide Triebe exiſtiren und wirken zwar
i ihm, aber er ſelbſt iſt weder Materie noch Form,
eder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen,
e den menſchlichen Geiſt nur da ſelbſt handeln laſ-
n, wo ſein Verfahren mit der Vernunft übereinſtimmt, und wo dieſes der Vernunft widerſpricht, ihn
os für paſſiv erklären, nicht immer bedacht zu ha-
n ſcheinen.

Jeder dieſer beiden Grundtriebe ſtrebt, ſobald er
ir Entwickelung gekommen, ſeiner Natur nach und
othwendig nach Befriedigung, aber eben darum,
eil beide nothwendig und beide doch nach entgegenge-
tzten Objekten ſtreben, ſo hebt dieſe doppelte Nöthi-
ung ſich gegenſeitig auf, und der Wille behauptet eine
ollkommene Freiheit zwiſchen beiden. Der Wille iſt
alſo, der ſich gegen beide Triebe als eine Macht
als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von

erſt, nachdem beide zum Daſeyn gekommen, iſt ſeine Menſchheit aufgebaut. Bis dieß geſchehen iſt, erfolgt alles in ihm nach dem Geſetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur, und es iſt ſeine Sache, die Menſchheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich beide entgegengeſetzte Grundtriebe in ihm thätig ſind; ſo verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegenſetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Urſprung*).

Zwanzigſter Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt ſich ſchon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freiheit ſelbſt eine Wirkung der Natur, (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen), kein Werk des Menſchen ſey, daß ſie alſo auch durch

*) Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, ſo oft hier von Freiheit die Rede iſt, nicht diejenige gemeint iſt, die dem Menſchen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, ſondern diejenige, welche ſich auf ſeine gemiſchte Natur gründet. Dadurch, daß der Menſch überhaupt nur vernünftig handelt, beweiſt er eine Freiheit der erſten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Geſetzen der Vernunft-materie handelt, beweiſt er eine Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere ſchlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erſten erklären.

türliche Mittel befördert und gehemmt werden könne,
gt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt
ren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt,
d ſeine beiden Grundtriebe ſich entwickelt haben;
muß alſo fehlen, ſo lange er unvollſtändig und
ner von beiden Trieben ausgeſchloſſen iſt, und muß
rch Alles das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurück-
bt, wiederhergeſtellt werden können.

Nun läßt ſich wirklich, ſowohl in der ganzen Gat-
ng als in dem einzelnen Menſchen, ein Moment
fzeigen, in welchem der Menſch noch nicht vollſtän-
g und einer von beiden Trieben ausſchließend in ihm
ätig iſt. Wir wiſſen, daß er anfängt mit bloßem
ben, um zu endigen mit Form; daß er früher In-
viduum als Perſon iſt, daß er von den Schranken
s zur Unendlichkeit geht. Der ſinnliche Trieb kommt
ſo früher als der vernünftige zur Wirkung, weil
e Empfindung dem Bewußtſeyn vorhergeht, und in
eſer Priorität des ſinnlichen Triebes finden wir
n Aufſchluß zu der ganzen Geſchichte der menſchli-
en Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebens-
ieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegen-
irkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt;
o die Sinnlichkeit eine Macht iſt, weil der Menſch
ch nicht angefangen; denn in dem Menſchen ſelbſt
nn es keine andere Macht als den Willen geben.
ber im Zuſtand des Denkens, zu welchem der Menſch
ht übergehen ſoll, will gerade umgekehrt die Ver-

nunft eine Macht ſeyn, und eine logiſche oder moraliſche Nothwendigkeit ſoll an die Stelle jener phyſiſchen treten. Jene Macht der Empfindung muß alſo vernichtet werden, ehe das Geſetz dazu erhoben werden kann. Es iſt alſo nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zugleich etwas aufhören, welches war. Der Menſch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengeſetzte eintreten kann. Er muß alſo, um Leiden mit Selbſtthätigkeit, um eine paſſive Beſtimmung mit einer aktiven zu vertauſchen, augenblicklich von aller Beſtimmung frei ſeyn, und einen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewiſſe Weiſe zu jenem negativen Zuſtand der bloßen Beſtimmungsloſigkeit zurückkehren, in welchem er ſich befand, ehe noch irgend etwas auf ſeinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zuſtand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Beſtimmungsloſigkeit, und eine gleich unbegrenzte Beſtimmbarkeit mit dem größtmöglichſten Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus dieſem Zuſtande etwas Poſitives erfolgen ſoll. Die Beſtimmung, die er durch Senſation empfangen, muß alſo feſtgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muß ſie, inſofern ſie Begrenzung iſt, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Beſtimmbarkeit ſtatt finden ſoll. Die Aufgabe iſt alſo, die Determination des

ſtandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, elches nur auf die einzige Art möglich iſt, daß man r eine andere entgegenſetzt. Die Schalen ei- r Wage ſtehen gleich, wenn ſie leer ſind; ſie ſtehen er auch gleich, wenn ſie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht alſo von der Empfindung zum edanken durch eine mittlere Stimmung über, in elcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig id, eben deswegen aber ihre beſtimmende Gewalt genſeitig aufheben, und durch eine Entgegenſetzung ne Negation bewirken. Dieſe mittlere Stimmung, welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch nöthigt, und doch auf beide Art thätig iſt, verdient rzugsweiſe eine freie Stimmung zu heißen, und enn man den Zuſtand ſinnlicher Beſtimmung den yſiſchen, den Zuſtand vernünftiger Beſtimmung aber n logiſchen und moraliſchen nennt, ſo muß man eſen Zuſtand der realen und aktiven Beſtimmbar- it den äſthetiſchen heißen*).

*) Für Leſer, denen die reine Bedeutung dieſes durch Unwiſſenheit ſo ſehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig iſt, mag Folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erſcheinung vorkommen können, laſſen ſich unter vier verſchiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann ſich unmittelbar auf unſern ſinnlichen Zuſtand (unſer Daſeyn und Wohlſeyn) beziehen; das iſt ihre phyſiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf den Verſtand beziehen, und uns eine Erkenntniß verſchaffen; das iſt ihre logiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf unſern Willen beziehen, indem ſie

Ein und zwanzigster Brief.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre moralische Beschaffenheit. Oder endlich, sie kann sich auf das Ganze unserer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu seyn: das ist ihre ästhetische Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn; er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhänzig von diesem Allem und ohne daß wir bei seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser lezten Qualität beurtheilen wir ihn ästhetisch. So gibt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese lezere hat zur Absicht, das Ganze unsrer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen, von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrthum befestigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Aesthetischen gern mit aufnimmt, so merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts Anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen, daß das Gemüth in ästhetischem Zustande zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handelt, und daß diese ästheti-

Das Gemüth ist bestimmbar, blos insofern es
rhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimm-
, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h.
seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist
ße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken,
il es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische
stimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle
alität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt
e beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern
sich selbst aus eignem absoluten Vermögen beschränkt.
dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfin-
; in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das
nken in Rücksicht auf Bestimmung ist, das ist die
hetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit;
es ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft,
se ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle.
wie Empfinden und Denken einander in dem einzi-
n Punkt berühren, daß in beiden Zuständen das Ge-
ith determinirt, daß der Mensch ausschließungs-
ise Etwas — entweder Individuum oder Person —
, sonst aber sich ins Unendliche von einander ent-
nen; gerade so trifft die ästhetische Bestimmbarkeit

---

sche Freiheit sich von der logischen Nothwendigkeit beim Den-
ken und von der moralischen Nothwendigkeit beim Wollen
nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das
Gemüth dabei verfährt, nicht vorgestellt werden,
und, weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung
erscheinen.

mit der bloßen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jedes bestimmte Daseyn ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten die Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit als Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreiheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit denjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs Genauste zusammentrifft.

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen; sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen noch moralischen Zweck aus; sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit Einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines

n oder seine Würde, insofern diese nur von
t abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und
eiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr
tur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst
n, was er will — daß ihm die Freiheit, zu
s er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.
dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht.
bald wir uns erinnern, daß ihm durch diese
e Nöthigung der Natur beim Empfinden, und
e ausschließende Gesetzgebung der Vernunft
enken gerade diese Freiheit entzogen wurde,
wir das Vermögen, welches ihm in der ästhe-
timmung zurückgegeben wird, als die höchste
enkungen, als die Schenkung der Menschheit
n. Freilich besitzt er diese Menschheit der
ach schon vor jedem bestimmten Zustand, in
mmen kann, aber der That nach verliert er
edem bestimmten Zustand, in den er kommt,
muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten
gehen können, jedesmal aufs Neue durch das
e Leben zurückgegeben werden *).

---

e läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere
Empfindungen zu Gedanken, und zu Entschließungen
chen, die ästhetische Stimmung, welche sie in dieser
notwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht
rkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand
Bestimmungslosigkeit nicht lang ertragen, und dringen
dulbig auf ein Resultat, welches sie in dem Zustand ästhe-
r *Unbegrenztheit nicht* finden. Dahingegen breiten sich bei

Es ist also nicht blos poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferinn nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit blos möglich macht, und es zu Folgen unserm freien Willen anheimstellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses zwar mit unserer ursprünglichen Schöpferinn, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

Zwei und zwanzigster Brief.

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte

Andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung desselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit größere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt, daß sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze sind zu großen Rollen geboren sind.

tet, die in derſelben gemeinſchaftlich thätig ſind.
an kann alſo denjenigen eben ſo wenig Unrecht geben,
den äſthetiſchen Zuſtand für den fruchtbarſten in
ckſicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie
en vollkommen Recht, denn eine Gemüthsſtimmung,
lche das Ganze der Menſchheit in ſich begreift, muß
hwendig auch jede einzelne Aeußerung derſelben, dem
rmögen nach, in ſich ſchließen; eine Gemüthsſtim-
ng, welche von dem Ganzen der menſchlichen Natur
Schranken entfernt, muß dieſe nothwendig auch von
er einzelnen Aeußerung derſelben entfernen. Eben
swegen, weil ſie keine einzelne Funktion der Menſch-
t ausſchließend in Schutz nimmt, ſo iſt ſie einer jeden
ne Unterſchied günſtig, und ſie begünſtigt ja nur des-
gen keine einzelne vorzugsweiſe, weil ſie der Grund der
öglichkeit von allen iſt. Alle anderen Uebungen ge-
n dem Gemüth irgend ein beſonderes Geſchick, aber
en ihm auch dafür eine beſondere Grenze; die äſthe-
he allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere
ſtand, in den wir kommen können, weiſt uns auf
en vorhergehenden zurück und bedarf zu ſeiner Auf-
ung eines folgenden; nur der äſthetiſche iſt ein
nzes in ſich ſelbſt, da er alle Bedingungen ſeines
ſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich vereinigt. Hier
ein fühlen wir uns wie aus der Zeit geriſſen, und
ſere Menſchheit äußert ſich mit einer Reinheit und
n t e g r i t ä t, als hätte ſie von der Einwirkung äuße-
r Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unſern Sinnen in den unmittelbaren Empfin-

dung schmeichelt, das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsere Denkkräfte anspannt, und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sichern Probirstein der wahren ästhetischen Güte. Finde nwir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dieß zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine

hetiſche Wirkung erfahren haben; es ſey
ß es an dem Gegenſtand oder an unſerer
ungsweiſe oder (wie faſt immer der Fall iſt)
zugleich gelegen habe.
der Wirklichkeit keine rein äſthetiſche Wir-
treffen iſt (denn der Menſch kann nie aus
ngigkeit der Kräfte treten), ſo kann die Vor-
it eines Kunſtwerks blos in ſeiner größern
ung zu jenem Ideale äſthetiſcher Reinigkeit
und bei aller Freiheit, zu der man es ſtei-
, werden wir es doch immer in einer beſon-
mmung und mit einer eigenthümlichen Rich-
aſſen. Je allgemeiner nun die Stimmung,
eniger eingeſchränkt die Richtung iſt, welche
Gemüth durch eine beſtimmte Gattung der
nd durch ein beſtimmtes Produkt aus derſel-
en wird, deſto edler iſt jene Gattung und
refflicher ein ſolches Produkt. Man kann dieß
ken aus verſchiedenen Künſten und mit ver-
Werken der nämlichen Kunſt verſuchen. Wir
eine ſchöne Muſik mit reger Empfindung, ein
Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein
ildwerk und Gebäude mit aufgeweckter Ver-
er uns aber unmittelbar nach einem hohen
hen Genuß zu abgezogenem Denken einladen,
ar nach einem hohen poetiſchen Genuß in ei-
meſſenen Geſchäft des gemeinen Lebens ge-
unmittelbar nach Betrachtung ſchöner Mah-
nd Bildhauerwerke unſere Einbildungskraft

erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten mit jenem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden, und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung, muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die *specifischen* Schranken derselben zu entfernen weiß,

ohne

ihre ſpecifiſchen Vorzüge mit aufzuheben,
eine weiſe Benützung ihrer Eigenthümlich-
nen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.
icht blos die Schranken, welche der ſpecifiſche
ſeiner Kunſtgattung mit ſich bringt, auch
, welche dem beſondern Stoffe, den er bear-
nhängig ſind, muß der Künſtler durch die
ng überwinden. In einem wahrhaft ſchönen
t ſoll der Inhalt nichts, die Form aber Al-
denn durch die Form allein wird auf das
s Menſchen, durch den Inhalt hingegen nur
ine Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erha-
veitumfaſſend er auch ſey, wirkt alſo jeder-
ränkend auf den Geiſt, und nur von der
wahre äſthetiſche Freiheit zu erwarten. Da-
ſteht das eigentliche Kunſtgeheimniß des Mei-
ßer den Stoff durch die Form ver-
ınd je impoſanter, anmaßender, verführeri-
Stoff an ſich ſelbſt iſt, je eigenmächtiger der-
ſeiner Wirkung ſich vordrängt, oder je
Betrachter geneigt iſt, ſich unmittelbar mit
ff einzulaſſen, deſto triumphirender iſt die
elche jenen zurückzwingt, und über dieſen die
t behauptet. Das Gemüth des Zuſchauers und
muß völlig frei und unverletzt bleiben, es
dem Zauberkreiſe des Künſtlers rein und voll-
wie aus den Händen des Schöpfers gehen.
olſte Gegenſtand muß ſo behandelt werden,
ufgelegt bleiben, unmittelbar von demſelben

zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf; denn erstlich sind es keine ganz freien Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunstkenner läugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreiheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweist es indessen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es blos durch seinen Inhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder blos mit dem Verstand oder blos mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bei dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bei der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe *Element* empfänglich, muß er die ästhetische Orga-

ion eines Werks erst zerstören, ehe er einen Ge-
daran findet, und das Einzelne sorgfältig auf-
ren, das der Meister mit unendlicher Kunst in
Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein
reiſe daran ist schlechterdings entweder moralisch
physisch; nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch
s nicht. Solche Leser genießen ein ernsthaftes und
etisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives
scherzhaftes, wie ein berauschendes Getränk; und
n sie geschmacklos genug, von einer Tragödie und
pee, wenn es auch eine Messiade wäre, Er-
ung zu verlangen, so werden sie an einem Ana-
ntischen oder Catullischen Liede unfehlbar ein Aer-
iß nehmen.

Drei und zwanzigster Brief.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wie-
auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von
aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die aus-
de Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke
machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des
findens zu dem thätigen des Denkens und Wol-
geschieht also nicht anders, als durch einen mitt-
Zustand ästhetischer Freiheit, und obgleich dieser
and an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch
nnungen etwas entscheidet, mithin unseren intel-
tellen und *moralischen* Werth ganz und gar pro-

blematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bei dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft blos sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand, noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu beiden blos das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es *überhaupt* nur eine reine Form für den sinnlichen

denſchen gebe, dieß behaupte ich, muß durch die äſthe-
ſche Stimmung des Gemüths erſt möglich gemacht
erden. Die Wahrheit iſt nichts, was ſo wie die
irklichkeit oder das ſinnliche Daſeyn der Dinge von
ußen empfangen werden kann; ſie iſt etwas, das die
enkkraft ſelbſtthätig und in ihrer Freiheit hervor-
ingt, und dieſe Selbſtthätigkeit, dieſe Freiheit iſt es
eben, was wir bei dem ſinnlichen Menſchen ver-
iſſen. Der ſinnliche Menſch iſt ſchon (phyſiſch) be-
immt, und hat folglich keine freie Beſtimmbarkeit
ehr: dieſe verlorne Beſtimmbarkeit muß er noth-
endig erſt zurückerhalten, ehe er die leidende Be-
immung mit einer thätigen vertauſchen kann. Er
nn ſie aber nicht anders zurückerhalten, als entwe-
r indem er die paſſive Beſtimmung verliert, die er
atte, oder *indem er die aktive ſchon in ſich*
nthält, zu welcher er übergehen ſoll. Verlöre er
los die paſſive Beſtimmung, ſo würde er zugleich
it derſelben auch die Möglichkeit einer aktiven ver-
eren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und
ie Form nur an einem Stoffe realiſirt werden kann.
r wird alſo die letztere ſchon in ſich enthalten, er
ird zugleich leidend und thätig beſtimmt ſeyn, das
eißt, er wird äſthetiſch werden müſſen.

Durch die äſthetiſche Gemüthsſtimmung wird alſo
ie Selbſtthätigkeit der Vernunft ſchon auf dem Felde
er Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung
hon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und
er *phyſiſche Menſch* ſo weit veredelt, daß nunmehr

der geiſtige ſich nach Geſetzen der Freiheit aus de
ben blos zu entwickeln braucht. Der Schritt von
äſthetiſchen Zuſtand zu dem logiſchen und morali
(von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflich
daher unendlich leichter, als der Schritt von dem
ſiſchen Zuſtande zu dem äſthetiſchen (von dem bl
blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt
der Menſch durch ſeine bloße Freiheit vollbringe
er ſich blos zu nehmen, und nicht zu geben, blos
Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht;
äſthetiſch geſtimmte Menſch wird allgemein gülti
theilen, und allgemein gültig handeln, ſobald
wollen wird. Den Schritt von der rohen Materi
Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm
net werden ſoll, muß die Natur ihm erleichtern,
ſein Wille kann über eine Stimmung nichts gebi
die zu dem Willen ſelbſt erſt das Daſeyn gibt. Un
äſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und großen E
nungen zu führen, darf man ihm weiter nichts
wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen
ſchen eben das zu erhalten, muß man erſt ſeine
tur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts
die Aufforderung einer erhabenen Situation (di
unmittelbarſten auf das Willensvermögen wirkt),
ihn zum Helden und zum Weiſen zu machen; d
muß man erſt unter einen andern Himmel verſ

Es gehört alſo zu den wichtigſten Aufgaben
Kultur, den Menſchen auch ſchon in ſeinem blos
ſiſchen Leben der Form zu unterwerfen, und ih

weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, äſthetiſch zu machen, weil nur aus dem äſthetiſchen, nicht aber aus dem phyſiſchen Zuſtande der moraliſche ſich entwickeln kann. Soll der Menſch in jedem einzelnen Fall das Vermögen beſitzen, ſein Urtheil und ſeinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, ſoll er aus jedem beſchränkten Daſeyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zuſtande zur Selbſtſtändigkeit und Freiheit den Aufſchwung nehmen können, ſo muß dafür geſorgt werden, daß er in keinem Momente blos Individuum ſey, und blos dem Naturgeſetz diene. Soll er fähig und fertig ſeyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke ſich zu Vernunftzwecken zu erheben, ſo muß er ſich ſchon innerhalb der erſten für die letztern geübt, und ſchon ſeine phyſiſche Beſtimmung mit einer gewiſſen Freiheit der Geiſter, d. i. nach Geſetzen der Schönheit, ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieſes, ohne dadurch im Geringſten ſeinem phyſiſchen Zweck zu widerſprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen blos auf das, was er wirkt, auf den Inhalt ſeines Handelns; über die Art, wie er wirkt, über die Form deſſelben iſt durch die Naturzwecke nichts beſtimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen ſind ſtreng auf die Form ſeiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es alſo für ſeine moraliſche Beſtimmung iſt, daß er rein moraliſch ſey, daß er eine abſolute Selbſtthätigkeit beweiſe; ſo gleichgültig iſt es für ſeine phyſiſche

Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkür gestellt, ob er sie blos als Sinnenwesen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beiden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr, so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt*). Mit Einem Wort:

*) Diese geistreiche und ästhetisch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach blos dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu seyn; er muß alles Andere um sich her, auch das Leblose, in Freiheit setzen. Schönheit ist aber der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweck-

ebiete der Wahrheit und Moralität darf die Em-
ing nichts zu bestimmen haben; aber im Bezirke
lückseligkeit darf Form seyn, und darf der Spiel-
gebieten.

---

näßigkeit nicht zu trennen ist) heraushebt, anstatt sie zu ver-
ergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr
hun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen Recht,
enn er blos die Beziehung meint, welche Handlungen auf
as Moralgesetz haben. Aber bei Handlungen, welche sich
los auf einen Zweck beziehen, über diesen Zweck noch
inaus ins Uebersinnliche gehen (welches hier nichts Anderes
eißen kann, als das Physische ästhetisch ausführen) heißt
ugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese
ur vorschreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht daß
uch schon die Natur sich geheiligt habe. Es gibt also zwar
ein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Uebertreffen der
Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deswegen
ber, weil bei dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenom-
nen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Werth
esitzt, was blos einen materialen zu haben brauchte, oder
nit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äu-
ern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben Manche
isthetischen Ueberfluß mit einem moralischen verwechselt, und,
on der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkür und
Zufälligkeit in die Moralität selbst hineingetragen, wodurch
ie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterschei-
en. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus,
aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als
enes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es
en Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes), (wo-
ern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsere

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen *edler* begehren, damit er nicht nöthig habe, *erhaben zu wollen*. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche Alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkür binden, noch Vernunftgesetze Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äußern Leben gibt, schon das innere eröffnet.

Kenntnisse menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft; so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande gibt.

Vier und zwanzigster Brief.

Es lassen sich also drei verschiedene Momente oder
ufen der Entwickelung unterscheiden, die sowohl
einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwen-
und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen
ssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestim-
g erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die
eder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in
reien Willkür des Menschen liegen, können zwar
inzelnen Perioden bald verlängert, bald abge-
aber keine kann ganz übersprungen, und auch die
ung, in welcher sie auf einander folgen, kann
durch die Natur noch durch den Willen umge-
werden. Der Mensch in seinem physischen
erleidet blos die Macht der Natur; er ent-
ch dieser Macht in dem ästhetischen Zustand,
beherrscht sie in dem moralischen.

ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust
ckt, und die ruhige Form das wilde Leben be-

Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wech-
einen Urtheilen, selbstsüchtig, ohne er selbst
ngebunden, ohne frei zu seyn, Sklave, ohne
l zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die
Schicksal, noch nicht Gegenstand; Alles hat
für ihn, insofern es ihm Existenz ver-
ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar
den. Einzeln und abgeschnitten, wie er
der Reihe der Wesen findet, steht jede Er-

ſcheinung vor ihm da. Alles, was iſt, iſt ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung iſt ihm eine ganz friſche Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechſelnden Geſtalten in ein Weltall zuſammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Geſetz auf dem Schauplatze feſt hält. Uebrigens läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an ſeinen Sinnen vorübergehen; er ſieht in ihrer körperlichen Fülle nichts als ſeine Beute, in ihrer Pracht und Größe nichts als ſeinen Feind. Entweder er fällt auf die Gegenſtände, und will ſie an ſich reißen in der Begierde, oder die Gegenſtände dringen zerſtörend auf ihn ein, und er ſtößt ſie von ſich in der Verabſcheuung. In beiden Fällen iſt ſein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängſtigt, raſtlos von dem gebieteriſchen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erſchöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Rieſenhaftes Maß iſt ſein . . . . .
Grauſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ſeine Stirn ein ehern Band.
Muth, Mäßigung und Weisheit und Gemüth
Verbarg er ſeinem ſcheuen düſtern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt ſeine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er
it entfernt, sie in Andern zu ehren, und der eige-
n wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem
eschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er Andere
sich, nur sich in Andern, und die Gesellschaft, an-
itt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur
ger und enger in sein Individuum ein. In dieser
mpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Le-
n, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes
n seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion
n selbst von den Dingen scheidet, und im Wider-
eine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände
igen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freilich, so
ie er geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk
nd Zeitalter nachweisen; er ist blos Idee, aber eine
dee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs
enaueste zusammenstimmt. Der Mensch, kann man
gen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand,
ber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den
hesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren
n Vernunftfreiheit, so wie es in den gebildetsten nicht
n Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand
innern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das
öchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vere-
igen, und wenn seine Würde auf einer strengen
nterscheidung des Einen von dem Andern beruht, so
ruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unter-
hieds *seine Glückseligkeit*. Die Kultur, welche

seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beiden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt ernstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, gibt sich in dem Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, so kann sie doch durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die

bloße Thierheit ſich einſchließt, um vorwärts nach einer unbeſchränkten Zukunft zu ſtreben; aber indem vor ſeiner ſchwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat ſein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in ſeiner Thierheit überraſcht ihn der Trieb zum Abſoluten — und da in dieſem dumpfen Zuſtande alle ſeine Beſtrebungen blos auf das Materielle und Zeitliche gehen, und blos auf ſein Individuum ſich begrenzen, ſo wird er durch jene Forderung blos veranlaßt, ſein Individuum, anſtatt von demſelben zu abſtrahiren, ins Endloſe auszudehnen, anſtatt nach Form nach einem unverſiegenden Stoff, anſtatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer abſoluten Verſicherung ſeines zeitlichen Daſeyns zu ſtreben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf ſein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen ſollte, bringt jetzt, auf ſein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein abſolutes Bedürfniß hervor. Die erſten Früchte, die er in dem Geiſterreich erntet, ſind alſo Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingten Glückſeligkeitsſyſteme, ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, *die ganze Ewigkeit* zu ihrem Gegenſtande ha-

den. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, blos um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist blos ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einem ins Absolute strebenden Theile kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäußerung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch blos die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun blos den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Grabe in die Ferne, den Besitz der Gegenwart zu suchten, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. So bald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen müßte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, *ohne je auf ein Letztes* zu gerathen. Da aber der Mensch,

hier geredet wird, einer ſolchen Abſtraktion noch fähig iſt, ſo wird er, was er in ſeinem ſinnli- Erkenntnißkreiſe nicht findet, und über den- n hinaus in der reinen Vernunft noch nicht ſucht, r demſelben in ſeinem Gefühlkreiſe ſuchen dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt zwar nichts, was ſein eigener Grund wäre, und ſelbſt das Geſetz gäbe; aber ſie zeigt ihm etwas, von keinem Grunde weiß, und kein Geſetz achtet. er alſo den fragenden Verſtand durch keinen letz- und innern Grund zur Ruhe bringen kann, ſo gt er ihn durch den Begriff des Grundloſen igſtens zum Schweigen, und bleibt innerhalb der den Nöthigung der Materie ſtehen, da er die er- ne Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu er- n vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern e er kennt als ihren Vortheil, und ſich durch keine re Urſache als den blinden Zufall getrieben fühlt, achtet er jenen zum Beſtimmer ſeiner Handlungen dieſen zum Beherrſcher der Welt.

Selbſt das Heilige im Menſchen, das Moralgeſetz, bei ſeiner erſten Erſcheinung in der Sinnlichkeit r Verfälſchung nicht entgehen. Da es blos verbie- und gegen das Intereſſe ſeiner ſinnlichen Selbſt- ſpricht, ſo muß es ihm ſo lange als etwas Aus- iges erſcheinen, als er noch nicht dahin gelangt ene Selbſtliebe als das Auswärtige und die Stim- der Vernunft als ſein wahres Selbſt anzuſehen. mpfindet alſo blos die Feſſeln, welche die letztere

ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er blos den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorhergeht, so gibt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausschreitet, und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem Heiligen, blos mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich dieſe mannigfaltigen Abweichungen des Menſchen von dem Ideale ſeiner Beſtimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derſelbe von der Gedankenloſigkeit zum Irrthum, von der Willenloſigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, ſo gehören doch alle zum Gefolge des phyſiſchen Zuſtandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meiſter ſpielt. Es ſey nun, daß die Vernunft in dem Menſchen noch gar nicht geſprochen habe, und das Phyſiſche noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrſche; oder daß ſich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moraliſche dem Phyſiſchen noch diene, ſo iſt in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles, und der Menſch, wenigſtens ſeiner letzten Tendenz nach, ein ſinnliches Weſen; mit dem einzigen Unterſchied, daß er in dem erſten Fall ein vernunftloſes, in dem zweiten ein vernünftiges Thier iſt. Er ſoll aber keines von beiden, er ſoll Menſch ſeyn; die Natur ſoll ihn nicht ausſchließend und die Vernunft ſoll ihn nicht bedingt beherrſchen. Beide Geſetzgebungen ſollen vollkommen unabhängig von einander beſtehen, und dennoch vollkommen einig ſeyn.

Fünf und zwanzigſter Brief.

So lange der Menſch, in ſeinem erſten phyſiſchen *Zuſtande*, die Sinnenwelt blos leidend in ſich auf-

nimmt, blos empfindet, iſt er auch noch völlig Eins mit derſelben, und eben weil er ſelbſt blos Welt iſt, ſo iſt für ihn noch keine Welt. Erſt, wenn er in ſeinem äſthetiſchen Stande ſie außer ſich ſtellt oder betrachtet, ſondert ſich ſeine Perſönlichkeit von ihr ab, und es erſcheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derſelben Eins auszumachen *).

Die Betrachtung (Reflexion) iſt das erſte, liberale Verhältniß des Menſchen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenſtand unmittelbar ergreift, ſo tritt die Betrachtung den ihrigen

*) Ich erinnere mich einmal, daß dieſe beiden Perioden zwar in der Idee unterſchieden von einander zu setzen ſind, in der Erfahrung aber ſich mehr oder weniger vermiſchen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Menſch nur in dieſem phyſiſchen Sinne ſich befunden; und eine Zeit, wo er ſich ganz von derſelben losgemacht hätte. Sobald der Menſch einen Gegenſtand ſieht, ſo iſt er ſchon nicht mehr in einem blos phyſiſchen Zuſtand, und ſo lang er fortfahren wird, einen Gegenſtand zu ſehen, wird er auch einem phyſiſchen Stand nicht entlaufen. Auch ſo iſt nur ſehen kann, inſofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des 24ſten Briefs nannte, ſind alſo zwar, im Ganzen betrachtet, drei verſchiedene Epochen für die Entwickelung der ganzen Menſchheit, und für die ganze Entwickelung eines einzelnen Menſchen, aber ſie laſſen ſich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung an noch Objekten unterſcheiden, und ſind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß ſie ihn vor der Leidenſchaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zuſtand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrſchte, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit ſelbſt, das ewig wandelnde, ſteht ſtill, indem des Bewußtſeyns zerſtreute Strahlen ſich ſammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form reflektirt ſich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menſchen, iſt auch außer ihm keine Nacht mehr: ſobald es ſtille wird in ihm, legt ſich auch der Sturm in dem Weltall, und die ſtreitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwiſchen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieſer großen Begebenheit im Innern des Menſchen als von einer Revolution in der Außenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgeſetze ſiegt, unter dem Bilde des Zeus verſinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, ſo lange er ſie blos empfindet, wird der Menſch ihr Geſetzgeber, ſo bald er ſie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrſchte, ſteht jetzt als Objekt vor ſeinem Blick. Was ihm Objekt iſt, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu ſeyn, muß es die ſeinige erfahren. So weit er der Materie Form gibt, und ſo lange er ſie gibt, iſt er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen *Geiſt kann nichts* verletzen, als was ihm die Freiheit

raubt, und er beweist ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich blos einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt, und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein solcher Sprung ist nicht *in der menschlichen* Natur, und um gleichen Schritt

it dieſer zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt
ieder umkehren müſſen.

Die Schönheit iſt allerdings das Werk der freien
etrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der
deen — aber, was wohl zu bemerken iſt, ohne darum
e ſinnliche Welt zu verlaſſen, wie bei Erkenntniß der
Zahrheit geſchieht. Dieſe iſt das reine Produkt der
bſonderung von Allem, was materiell und zufällig
, reines Objekt, in welchem keine Schranke des
ubjekts zurückbleiben darf, reine Selbſtthätigkeit
ne Beimiſchung eines Leidens. Zwar gibt es auch
n der höchſten Abſtraktion einen Rückweg zur Sinn-
chkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfin-
ung, und die Vorſtellung logiſcher und moraliſcher
inheit geht in ein Gefühl ſinnlicher Uebereinſtimmung
er. Aber wenn wir uns an Erkenntniſſen ergetzen,
unterſcheiden wir ſehr genau unſere Vorſtellung
n unſerer Empfindung, und ſehen dieſe letztere
s etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben
nnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte,
ad Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz
rgebliches Unternehmen würde es ſeyn, dieſe Bezie-
ung auf das Empfindungsvermögen von der Vor-
ellung der Schönheit abſondern zu wollen: daher
ir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Ef-
kt der andern zu denken, ſondern beide zugleich und
echſelſeitig als Effekt und als Urſache anſehen müſ-
n. In unſerm Vergnügen an Erkenntniſſen unter-
heiden wir ohne Mühe den Uebergang von der

Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das Erſte vorüber iſt, wenn das Letztere eintritt. In unſerm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt ſich keine ſolche Succeſſion zwiſchen der Thätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion zerfließt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar Gegenſtand für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber iſt ſie ein Zuſtand unſers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung iſt, unter der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie iſt alſo zwar Form, weil wir ſie betrachten; zugleich aber iſt ſie Leben, weil wir ſie fühlen. Mit Einem Wort: ſie iſt zugleich unſer Zuſtand und unſere That.

Und eben weil ſie dieſes beides zugleich iſt, ſo dient ſie uns alſo zu einem ſiegenden Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs ausſchließe — daß mithin durch die nothwendige phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine moraliſche Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweiſt dieſes, und, ich muß hinzuſetzen, ſie allein kann es uns beweiſen. Denn da beim Genuß der Wahrheit oder der logiſchen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins iſt, ſondern auf denſelben zufällig folgt, ſo kann uns dieſelbe blos beweiſen, daß auf eine vernünftige Natur eine ſinnliche folgen könne,

und umgekehrt, nicht daß beide zusammen bestehen, nicht daß sie wechselseitig auf einander wirken, nicht daß sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich gerade umgekehrt aus dieser Ausschließung des Gefühls, so lange gedacht wird, und des Gedankens, so lange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beider Naturen schließen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführung reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen als den, daß sie geboten ist. Da nun aber bei dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechselung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Factum der Schönheit lehrt, und ist Freiheit etwas Absolutes und Uebersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn,

wie er dazu gelange, ſich von den Schranken zum Abſoluten zu erheben, ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzuſetzen, da dieſes ſchon in der Schönheit geſchehen iſt. Es kann mit Einem Wort nicht mehr die Frage ſeyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach ſchon in der erſten liegt, ſondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer äſthetiſchen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg ſich bahne.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Da die äſthetiſche Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erſt die Entſtehung gibt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nicht aus derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein Geſchenk der Natur muß ſie ſeyn; die Gunſt der Zufälle allein kann die Feſſeln des phyſiſchen Standes löſen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verſchwenderiſche ihn von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſtumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich troglodytiſch in Höhlen birgt, ewig *einzeln iſt*, und die Menſchheit nie außer ſich fin-

t, auch nicht da, wo er nomadiſch in großen eermaſſen zieht, ewig nur Zahl iſt, und die Menſch- eit nie in ſich findet — da allein, wo er in eigener ütte ſtill mit ſich ſelbſt, und ſobald er heraustritt, it dem ganzen Geſchlechte ſpricht, wird ſich ihre lieb- iche Knoſpe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leiſen Berührung eröffnet, und den üppi- en Stoff eine energiſche Wärme beſeelt — wo das Reich der blinden Maſſe ſchon in der lebloſen Schöpfung eſtürzt iſt, und die ſiegende Form auch die niedrig- ten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Ver- ältniſſen und in der geſegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuſſe und nur der Genuß zur Thä- igkeit führt, wo aus dem Leben ſelbſt die heilige Ord- nung quillt, und aus dem Geſetz der Ordnung ſich nur eben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Ein- alt der Natur nie verirrt — hier allein werden ſich Sinne und Geiſt, empfangende und bildende Kraft in em glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele er Schönheit und die Bedingung der Menſchheit iſt.

Und was iſt es für ein Phänomen, durch welches ich bei dem Wilden der Eintritt in die Menſchheit erkündigt? So weit wir auch die Geſchichte befragen, s iſt daſſelbe bei allen Völkerſtämmen, welche der Sklaverei des thieriſchen Standes entſprungen ſind: ie Freude am Schein, die Neigung zum Putz und um Spiele.

Die höchſte Stupidität und der höchſte Verſtand

haben darin eine gewiſſe Affinität miteinander, daß beide nur das Reelle ſuchen, und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich ſind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe geriſſen, und nur durch Zurückführung ſeiner Begriffe auf Thatſachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann ſich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verſtand nicht unter der Wahrheit ſtehen bleiben. Inſofern alſo das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels ſind, iſt die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Intereſſe am Schein eine wahre Erweiterung der Menſchheit und ein entſchiedener Schritt zur Kultur. Fürs Erſte zeugt es von einer äußern Freiheit; denn ſo lange die Noth gebietet und das Bedürfniß drängt, iſt die Einbildungskraft mit ſtrengen Feſſeln an das Wirkliche gebunden; erſt wenn das Bedürfniß geſtillt iſt, entwickelt ſie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft ſehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe ſich durch ſich ſelbſt in Bewegung ſetzt, und Energie genug beſitzt, die andringende Materie von ſich zu halten. Die Realität der Dinge iſt ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk, und ein Gemüth, das ſich am Scheine weidet, ergetzt *ſich ſchon* nicht mehr an dem, was es empfängt, ſondern *an dem*, was es thut.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von dem
etiſchen Schein die Rede iſt, den man von der
rklichkeit und Wahrheit unterſcheidet, nicht von
logiſchen, den man mit derſelben verwechſelt —
man folglich liebt, weil er Schein iſt, und nicht,
l man ihn für etwas Beſſeres hält. Nur der erſte
Spiel, da der letzte blos Betrug iſt. Den Schein
erſten Art für etwas gelten laſſen, kann der Wahr-
niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr
ſt, ihn derſelben unterzuſchieben, was doch die ein-
Art iſt, wie der Wahrheit geſchadet werden kann;
verachten, heißt alle ſchöne Kunſt überhaupt ver-
ten, deren Weſen der Schein iſt. Indeſſen begeg-
es dem Verſtande zuweilen, ſeinen Eifer für Rea-
t bis zu einer ſolchen Unduldſamkeit zu treiben, und
r die ganze Kunſt des ſchönen Scheins, weil ſie
3 Schein iſt, ein wegwerfendes Urtheil zu ſprechen;
3 begegnet aber dem Verſtande nur alsdann, wenn
ich der obengedachten Affinität erinnert. Von den
hwendigen Grenzen des ſchönen Scheins werde
noch einmal insbeſondere zu reden Veranlaſſung
men.

Die Natur ſelbſt iſt es, die den Menſchen von der
alität zum Scheine emporhebt, indem ſie ihn mit
i Sinnen ausrüſtete, die ihn blos durch den Schein
Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge
dem Ohr iſt die andringende Materie ſchon hin-
gewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt
von uns, das wir in den thieriſchen Sinnen un-

mittelbar berühren. Was wir durch das Auge *ſehen*, iſt von dem verſchieden, was wir *empfinden*; denn der Verſtand ſpringt über das Licht hinaus zu den Gegenſtänden. Der Gegenſtand des Taſts iſt eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenſtand des Auges und des Ohrs iſt eine Form, die wir erzeugen. So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, genießt er blos mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieſer Periode blos dienen. Er erhebt ſich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt ſich doch nicht mit demſelben. Sobald er anfängt mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ihn einen ſelbſtſtändigen Werth erlangt, ſo iſt er auch ſchon äſthetiſch frei und der Spieltrieb hat ſich entfaltet.

Gleich, ſo wie der Spieltrieb ſich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbſtſtändiges behandelt. Sobald der Menſch einmal ſo weit gekommen iſt, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterſcheiden, ſo iſt er auch im Stande, ſie von ihm abzuſondern; denn das hat er ſchon gethan, indem er ſie unterſcheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunſt iſt alſo mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derſelben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. *Wie frühe* oder wie ſpät ſich der äſthetiſche Kunſttrieb *entwickeln ſoll*, das wird blos von dem Grade der

abhängen, mit der der Menſch fähig iſt, ſich bei
bloßen Schein zu verweilen.
)a alles wirkliche Daſeyn von der Natur als ei=
remden Macht, aller Schein aber urſprünglich
)em Menſchen als vorſtellendem Subjekte ſich her=
bt, ſo bedient er ſich blos ſeines abſoluten Eigen=
srechts, wenn er den Schein von dem Weſen zu=
immt, und mit demſelben nach eigenen Geſetzen
et. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die
ır trennte, zuſammenfügen, ſobald er es nur ir=
zuſammendenken kann, und trennen, was die
ır verknüpfte, ſobald er es nur in ſeinem Ver=
)e abſondern kann. Nichts darf ihm hier heilig
als ſein eigenes Geſetz, ſobald er nur die Mar=
in Acht nimmt, welche ſein Gebiet von dem
yn der Dinge oder dem Naturgebiete ſcheidet.
Dieſes menſchliche Herrſcherrecht übt er aus in der
ı ſt des Scheins, und je ſtrenger er hier das
n und Dein von einander ſondert, je ſorgfältiger
ie Geſtalt von dem Weſen trennt, und je mehr
)ſtſtändigkeit er derſelben zu geben weiß, deſto
: wird er nicht blos das Reich der Schönheit er=
:rn, ſondern ſelbſt die Grenzen der Wahrheit be=
:en: denn er kann den Schein nicht von der Wirk=
:it reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von
Schein frei zu machen.
Aber er beſitzt dieſes ſouveraine Recht ſchlechter=
s auch nur in der Welt des Scheins, in dem
loſen Reich der Einbildungskraft, und nur ſo

lange er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und so lange er im Praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn Beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Daseyn zu bestimmen sich anmaßt, oder indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur so weit er aufrichtig ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt), und nur so weit er selbstständig ist (allen Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt: denn so weit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. *Eine* lebende weibliche Schönheit wird uns freilich *eben so gut* und noch ein wenig besser als eine

eben

eben ſo ſchöne blos gemahlte gefallen; aber in ſo weit ſie uns beſſer gefällt als die letztere, gefällt ſie nicht mehr als ſelbſtſtändiger Schein, gefällt ſie nicht mehr dem reinen äſthetiſchen Gefühl: dieſem darf auch das Lebendige nur als Erſcheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der ſchönen Kultur, in dem Lebendigen ſelbſt nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menſchen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und ſelbſtſtändigen Schein findet, da darf man auf Geiſt und Geſchmack und jede damit verwandte Trefflichkeit ſchließen — da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unſterblichkeit über die Exiſtenz triumphiren ſehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare ſeyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falſchen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menſchen ſowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (äſthetiſchen) Schein durch Realität nachhelfen" — Beides iſt gern verbunden — beweiſen zugleich ihren moraliſchen Unwerth und ihr äſthetiſches Unvermögen.

Auf die Frage: „In wie weit darf Schein in der moraliſchen Welt ſeyn?" iſt alſo die

Antwort so kurz als bündig diese: in so weit es ästhetischer Schein ist, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem Ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem Zweiten fehlt [illegible] an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so gebe ich schon aus der weiten Ausdehnung, welche diesen gegen Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam vor, daß sie dem Zeitalter nicht blos den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und

e Ausnahmen, welche ſie noch etwa zu Gunſten der
chönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen
s auf den ſelbſtſtändigen Schein. Sie greifen nicht
os die betrügeriſche Schminke an, welche die Wahr-
eit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten ſich
nmaßt; ſie ereifern ſich auch gegen den wohlthätigen
chein, der die Leerheit ausfüllt, und die Armſelig-
it zudeckt; auch gegen den idealiſchen, der eine Wirk-
chkeit veredelt. Die Falſchheit der Sitten beleidigt
it Recht ihr ſtrenges Wahrheitsgefühl; nur Schade,
aß ſie zu dieſer Falſchheit auch ſchon die Höflichkeit
echnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz
oft das wahre Verdienſt verdunkelt, aber es ver-
rießt ſie nicht weniger, daß man auch Schein vom
Verdienſte fordert, und dem innern Gehalte die ge-
illige Form nicht erläßt. Sie vermiſſen das Herzliche,
ernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber ſie
möchten auch das Eckige und Derbe der erſten Sitten,
as Schwerfällige der alten Formen, und den ehema-
gen gothiſchen Ueberfluß wieder eingeführt ſehen.
Sie beweiſen durch Urtheile dieſer Art dem Stoff
n ſich ſelbſt eine Achtung, die der Menſchheit
icht würdig iſt, welche vielmehr das Materielle nur
n ſo fern ſchätzen ſoll, als es Geſtalt zu empfangen
nd das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande
ſt. Auf ſolche Stimmen braucht alſo der Geſchmack
es Jahrhunderts nicht ſehr zu hören, wenn er nur
nſt vor einer beſſern Inſtanz beſteht. Nicht daß wir
inen Werth auf den äſthetiſchen Schein legen wir

thun dieß noch lange nicht genug), ſondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daſeyn noch nicht genug von der Erſcheinung geſchieden, und dadurch beider Grenzen auf ewig geſichert haben, dieß iſt es, was uns ein rigoriſtiſcher Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Dieſen Vorwurf werden wir ſo lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunſt nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene abſolute Geſetzgebung zugeſtehen, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, ſie auf ihre Würde hinweiſen.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem äſthetiſchen Schein aufſtellte, allgemein werden ſollte. Er wird nicht allgemein werden, ſo lange der Menſch noch ungebildet genug iſt, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, ſo könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem ſelbſtſtändigen Schein nachzuſtreben erfordert mehr Abſtraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der *Menſch nöthig* hat, um ſich auf die Realität einzuſchränken, und er muß dieſe ſchon hinter ſich haben,

n er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er
alſo rathen, wenn er den Weg zum Ideale ein-
gen wollte, um ſich den Weg zur Wirklichkeit zu
iren! Von dem Schein, ſo wie er hier genom-
wird, möchten wir alſo für die Wirklichkeit nicht
zu beſorgen haben; deſto mehr dürfte aber von
Wirklichkeit für den Schein zu befürchten ſeyn.
das Materielle gefeſſelt läßt der Menſch dieſen
e Zeit blos ſeinen Zwecken dienen, ehe er ihm in
Kunſt des Ideals eine eigene Perſönlichkeit zuge-
. Zu dem Letzten bedarf er einer totalen Revolu-
in ſeiner ganzen Empfindungsweiſe, ohne welche
uch nicht einmal auf dem Wege zum Ideale ſich
iden würde. Wo wir alſo Spuren einer uninter-
ten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken,
önnen wir auf eine ſolche Umwälzung ſeiner Na-
und den eigentlichen Anfang der Menſchheit in
ſchließen. Spuren dieſer Art finden ſich aber wirk-
ſchon in den erſten rohen Verſuchen, die er zur
rſchönerung ſeines Daſeyns macht, ſelbſt auf
Gefahr macht, daß er es dem ſinnlichen Gehalt
dadurch verſchlechtern ſollte. Sobald er überhaupt
anfängt, dem Stoff die Geſtalt vorzuziehen, und an
Schein (den er aber dafür erkennen muß), Reali-
zu wagen, ſo iſt ſein thieriſcher Kreis aufgethan,
er befindet ſich auf einer Bahn, die nicht endet.
Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur
igt und was das Bedürfniß fordert, verlangt er
rfluß; *Anfangs* zwar blos einen Ueberfluß des

Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu ver-
bergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürf-
niß hinaus zu versichern, bald aber einen Ueberfluß an
dem Stoffe, eine ästhetische Zugabe, um auch dem
Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes
Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er blos
für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und
in der Einbildung dieselben voraus genießt, so über-
schreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne
die Zeit überhaupt zu überschreiten: er genießt mehr,
aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich
die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen
der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen,
hat er seinen Genuß nicht blos dem Umfang und dem
Grad nach erhöhet, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlo-
sen über die Nothdurft gegeben, und in das dumpfe
thierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut.
Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Rau-
thier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich seine
müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit mu-
thvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und
zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft.
Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Son-
nenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der
Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des
Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bei-
gen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bes
überhaupt, blos von einem bestimmten, vor

ßern Bedürfniß. Das Thier arbeitet, wenn ein
angel die Triebfeder ſeiner Thätigkeit iſt, und es
ielt, wenn der Reichthum der Kraft dieſe Trieb-
er iſt, wenn das überflüſſige Leben ſich ſelbſt zur
hätigkeit ſtachelt. Selbſt in der unbeſeelten Natur
gt ſich ein ſolcher Luxus der Kräfte und eine Lari-
t der Beſtimmung, die man in jenem materiellen
inn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum
ibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben,
d ſtreckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter
ch Nahrung aus, als zu Erhaltung ſeines Indivi-
ums und ſeiner Gattung verwendet werden. Was
von ſeiner verſchwenderiſchen Fülle ungebraucht und
genoſſen dem Elementarreich zurückgibt, das darf
s Lebendige in fröhlicher Bewegung verſchwelgen.
o gibt uns die Natur ſchon in ihrem materiellen
eich ein Vorſpiel des Unbegrenzten, und hebt hier ſchon
im Theil die Feſſeln auf, deren ſie ſich im Reich
r Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang
s Bedürfniſſes oder dem phyſiſchen Ernſte
mmt ſie durch den Zwang des Ueberfluſſes oder das
yſiſche Spiel den Uebergang zum äſthetiſchen
piele, und ehe ſie ſich in der hohen Freiheit des
chönen über die Feſſel jedes Zweckes erhebt, nähert
ſich dieſer Unabhängigkeit wenigſtens von Ferne
on in der freien Bewegung, die ſich ſelbſt Zweck
d Mittel iſt.

Wie die körperlichen Werkzeuge, ſo hat in dem
enſchen *auch die Einbildungskraft* ihre freie Bewe-

gung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, blos ihrer Eigenmacht und Fesselosigkeit sich freut. Insoferne sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, blos zu seinem animalischen Leben, und beweisen blos seine Befreiung von jedem äußern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen.*) Von diesem Spiel der freien Ideenfolge,

*) Die mehrsten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freien Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweist, und so gern sich gerade die schlaffsten Seelen diesem freien Bilderstrome zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äußern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eignen Gesetzen handeln kann, muß sie sich schon bei ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Gesetzen frei gemacht haben. Freilich ist von der bloßen Gesetzlosigkeit zu einer selbstständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegenwirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

welches noch ganz materieller Art ist, und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch einer freien Form den Sprung zum ästhetischen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum ersten Mal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlung eines blinden Instinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber so lange die rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unstäte Willkür jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegenstreben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten Versuchen noch kaum zu erkennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreiende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche blos, was ihn aufregt, was

ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff gibt für ein nützliches Walten, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seines Urtheils ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände, nicht weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm, nicht weil sie einem Bedürfniß begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen; er will selbst gefallen, Anfangs zwar nur durch das, was sein ist, endlich durch das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr blos die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, zu dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geist, der es wählte und aufstellte, widerscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr blos Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der

freiere Spieltrieb endlich ganz von den Feſſeln der Nothdurft los, und das Schöne wird für ſich allein ein Objekt ſeines Strebens. Er ſchmückt ſich. Die freie Luſt wird in die Zahl ſeiner Bedürfniſſe aufgenommen, und das Unnöthige iſt bald der beſte Theil ſeiner Freuden.

So wie ſich ihm von Außen her, in ſeiner Wohnung, ſeinem Hausgeräthe, ſeiner Bekleidung, allmälig die Form nähert, ſo fängt ſie endlich an, von ihm ſelbſt Beſitz zu nehmen, und Anfangs blos den äußern, zuletzt auch den innern Menſchen zu verwandeln. Der feſtloſe Sprung der Freude wird zum Tanz, die unfreie Geſte zu einer anmuthigen harmoniſchen Gebärdenſprache; die verworrenen Laute der Empfindung entfalten ſich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und ſich zum Geſange zu biegen. Wenn das troiſche Heer mit gellendem Geſchrei gleich einem Zug Kranichen ins Schlachtfeld heranſtürmt, ſo nähert ſich das griechiſche demſelben ſtill und mit edlem Schritt. Nicht ſehen wir blos den Uebermuth blinder Kräfte, ſondern den Sieg der Form und die ſimple Majeſtät des Geſetzes.

Eine ſchönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Gemüther zuſammen, und der Herzen Antheil hilft das Geſetz bewahren, das die Begierde nur launiſch und veränderlich knüpft. Aus ihren düſtern Feſſeln entgreift das ruhigere Auge die Geſtalt, die jetzt in die Seele, und aus einem eigennützigen

gen Tausche der Lust wird ein großmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstande aufgeht; und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehen; er muß Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des *Ueberwinders* verschont den entwaffneten Feind, und

in gaſtlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küſte, wo ihn ſonſt nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Geſetze baut der äſthetiſche Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menſchen die Feſſeln aller Verhältniſſe abnimmt, und ihn von Allem, was Zwang heißt, ſowohl im Phyſiſchen als im Moraliſchen entbindet.

Wenn in dem dynamiſchen Staat der Rechte der Menſch dem Menſchen als Kraft begegnet und ſein Wirken beſchränkt — wenn er ſich ihm in dem ethiſchen Staat der Pflichten mit der Majeſtät des Geſetzes entgegenſtellt, und ſein Wollen feſſelt, ſo darf er ihm im Kreiſe des ſchönen Umgangs, in dem äſthetiſchen Staat, nur als Geſtalt erſcheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüber ſtehen. Freiheit zu geben durch Freiheit iſt das Grundgeſetz dieſes Reichs.

Der dynamiſche Staat kann die Geſellſchaft blos möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethiſche Staat kann ſie blos (moraliſch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der äſthetiſche Staat allein kann ſie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn ſchon das Bedürfniß den Menſchen in die Geſellſchaft nöthigt, und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die Schönheit allein ihm einen

geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle anderen Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammenstimmen müssen. Alle anderen Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschließend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen, beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir blos als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir blos als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile Anderer nicht so, wie aus dem unsrigen, ausschließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentante der Gattung. Das sinnliche Gute kann

nur Einen Glücklichen machen, da es ſich auf Zueig
nung gründet, welche immer eine Ausſchließung mit
ſich führt; es kann dieſen Einen auch nur einſeitig
glücklich machen, weil die Perſönlichkeit nicht daran
Theil nimmt. Das abſolut Gute kann nur unter Be-
dingungen glücklich machen, die allgemein nicht vor-
auszuſetzen ſind; denn die Wahrheit iſt nur der Preis
der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt
nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt
alle Welt, und jedes Weſen vergißt ſeiner Schranken,
ſo lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrſchaft wird gedul-
det, ſo weit der Geſchmack regiert, und das Reich
des ſchönen Scheins ſich verbreitet. Dieſes Reich er-
ſtreckt ſich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbe-
dingter Nothwendigkeit herrſcht, und alle Materie
aufhebt; es erſtreckt ſich niederwärts, bis wo der Na-
turtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form
noch nicht anfängt; ja ſelbſt auf dieſen äußerſten Gren-
en, wo die geſetzgebende Macht ihm genommen iſt,
ßt ſich der Geſchmack doch die vollziehende nicht ent-
reißen. Die ungeſellige Begierde muß ihrer Selbſtſucht
entſagen, und das Angenehme, welches ſonſt nur die
Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Gei-
ter auswerfen. Der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme,
Abſicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern,
nur der Widerſtand rechtfertigt, und die willige
Kraft durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den My-

sterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kinderspiel vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staub, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Beistimmung fragen. Hier also in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte; und wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und am vollkommensten reift, so müßte man auch *hier die gütige* Schickung erkennen, die den Menschen

deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken
um ihn in eine idealische Welt zu treiben.
tirt aber auch ein solcher Staat des schönen
, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß
istirt er in jeder feingestimmten Seele; der
ach möchte man ihn wohl nur wie die reine
und die reine Republik, in einigen wenigen
senen Cirkeln finden, wo nicht die geistlose
mung fremder Sitten, sondern eigene schöne
das Betragen lenkt, und der Mensch durch
vickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und
Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde
t zu kränken, um die seinige zu behaupten,
ine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu

Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen.*)

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft da, wo ſie nur die ausübende Gewalt beſitzt, auch die geſetzgebende an ſich zu reißen, haben ſowohl im Leben als in der Wiſſenſchaft ſo vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit iſt, die Grenzen genau zu beſtimmen, die dem Gebrauch ſchöner Formen geſetzt ſind. Dieſe Grenzen liegen ſchon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns blos erinnern, wie der Geſchmack ſeinen Einfluß äußert, um beſtimmen zu können, wie weit er denſelben erſtrecken darf.

Die Wirkungen des Geſchmacks überhaupt genom-

*) *Anmerkung* des Herausgebers. In den Horen vom Jahr 1795 erſchien dieſer Aufſatz zuerſt.

men sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, sey es nun um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle gibt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beiden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden, und bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig, und unsere Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen, gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend, und unsere Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, *was keine bewußte* Handlung des Geistes ist)

iſt blos auf unſern Zuſtand gerichtet, in ſo fern derſelbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne blos empfinden und nicht erkennen, ſo merken wir dabei auf kein Verhältniß deſſelben zu andern Objekten, ſo beziehen wir die Vorſtellung deſſelben nicht auf andere Vorſtellungen, ſondern auf unſer empfindendes Selbſt. An dem ſchönen Gegenſtand erfahren wir nichts, aber von demſelben erfahren wir eine Veränderung unſers Zuſtandes, davon die Empfindung der Ausdruck iſt. Unſer Wiſſen wird alſo durch Urtheile des Geſchmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, ſelbſt nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo alſo Erkenntniß der Zweck iſt, da kann uns der Geſchmack, wenigſtens direkt und unmittelbar, keine Dienſte leiſten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade ſo lange ausgeſetzt, als uns die Schönheit beſchäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geſchmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer ſeyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben ſo wenig beitragen als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte, oder die äußere Eleganz eines Menſchen zur Beurtheilung ſeines innern Werths. Aber eben ſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung

der Tafel die Eßluſt gereizt, und hier durch das Empfehlende im Aeußern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reizende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſere Seele zu öffnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüth werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form zu der Einbildungskraft ſpricht, und ihr mit einem Scheine von Freiheit ſchmeichelt.

Aber ſelbſt dieſe unſchuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man ſich blos in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, iſt großen Einſchränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig ſeyn, je nachdem die Art der Erkenntniß und der Grad der Ueberzeugung iſt, die man bei Mittheilung ſeiner Gedanken beabſichtigt.

Es gibt eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche ſich auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle ſtützet. Was der letztern oft ſehr beförderlich iſt, iſt der erſtern geradezu widerſtreitend.

Da, wo man eine ſtrenge Ueberzeugung aus Prin-

knüpfung derſelben dem Bedürfniß des Verſtandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß ſchon der Vortrag darnach eingerichtet ſeyn, durch Ausſchließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Beſtreben der Einbildungskraft niederzuſchlagen, und ſowohl durch Beſtimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb als durch Geſetzmäßigkeit im Fortſchritt ihrer Willkür in Kombinationen Schranken zu ſetzen. Freilich wird ſie ſich nicht ohne Widerſtand dieſem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbſtverläugnung und auf einen ernſtlichen Entſchluß des Zuhörers oder Leſers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich ſind.

Wo ſich aber ein ſolcher Entſchluß *nicht* vorausſehen läßt, und wo man ſich keine Hoffnung machen kann, daß das Intereſſe an dem Inhalt ſtark genug ſeyn werde, um zu dieſer Anſtrengung Muth zu machen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müſſen, dafür aber in Anſehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verläßt in dieſem Falle die Form der Wiſſenſchaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt. Weil die *Sache die Form* nicht in Schutz nehmen will, ſo muß *die Form die Sache* vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt ſich mit dieſer Freiheit. Da der Volksredner oder Volksſchriftſteller (eine Benennung, unter der ich Jeden befaſſe, der nicht ausſchließend an den Gelehrten ſich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum ſpricht, und ſeine Leſer nicht wie der andere auswählt, ſondern ſie nehmen muß, wie er ſie findet, ſo kann er auch blos die allgemeinen Bedingungen des Denkens und blos die allgemeinen Antriebe zur Aufmerkſamkeit, aber noch keine beſondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntſchaft mit beſtimmten Begriffen, noch kein Intereſſe an beſtimmten Gegenſtänden bei denſelben vorausſetzen. Er kann es alſo auch nicht darauf ankommen laſſen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit ſeinen Abſtraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wiſſenſchaftliche Vortrag ſich einſchränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um ſicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anſchauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche ſich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verſtand ſeiner Leſer, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird alſo bei dem populären Vortrag ſchon weit mehr ins Spiel gemiſcht, aber immer reproduktiv, (empfangene Vorſtellungen erneuend), nicht aber produktiv (ihre ſelbſtbildende Kraft beweiſend). Jene einzelnen Fälle oder Anſchauungen ſind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau beſtimmt, und für den Gebrauch, der davon gemacht

werden ſoll, viel zu beſtimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergeſſen könnte, daß ſie blos im Dienſt des Verſtandes handelt. Der Vortrag hält ſich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt; aber er verliert ſich noch nicht in derſelben. Die Darſtellung iſt alſo noch immer blos didaktiſch; denn, um ſchön zu ſeyn, fehlen ihr noch die zwei vornehmſten Eigenſchaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.

Frei wird die Darſtellung, wenn der Verſtand den Zuſammenhang der Ideen zwar beſtimmt, aber mit ſo verſteckter Geſetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabei völlig willkürlich zu verfahren und blos dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen ſcheint. Sinnlich wird die Darſtellung, wenn ſie das Allgemeine in das Beſondere verſteckt, und der Phantaſie das lebendige Bild (die ganze Vorſtellung) hingibt, wo es blos um den Begriff (die Theilvorſtellung) zu thun iſt. Die ſinnliche Darſtellung iſt alſo, von der einen Seite betrachtet, reich, weil ſie da, wo nur eine Beſtimmung verlangt wird, ein vollſtändiges Bild, ein Ganzes von Beſtimmungen, ein Individuum gibt; ſie iſt aber, von einer andern Seite betrachtet, wieder eingeſchränkt und arm, weil ſie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verſtehen iſt. Sie verkürzt alſo den Verſtand gerade um ſo viel, als ſie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollſtändiger an Inhalt eine Vorſtellung iſt, deſto kleiner iſt ihr Umfang.

Das Intereſſe der Einbildungskraft iſt, ihre Gegen-
tände nach Willkür zu wechſeln; das Intereſſe des Ver-
tandes iſt, die ſeinigen mit ſtrenger Nothwendigkeit zu
verknüpfen. So ſehr dieſe beiden Intereſſen mit einander
u ſtreiten ſcheinen, ſo gibt es doch zwiſchen beiden ei-
nen Punkt der Vereinigung, und dieſen auszufinden
ſt das eigentliche Verdienſt der ſchönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die
Rede einen materiellen Theil oder Körper haben,
nd dieſen machen die Anſchauungen aus, von denen
er Verſtand die einzelnen Merkmale oder Begriffe
bſondert; denn ſo abſtrakt wir auch denken mögen,
o iſt es doch immer zuletzt etwas Sinnliches, was un-
rm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagi-
ation ungebunden und regellos von Anſchauung zu
nſchauung überſpringen, und ſich an keinen andern
ſammenhang als den der Zeitfolge binden. Ste-
n alſo die Anſchauungen, welche den körperlichen
eil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung
ereinander, ſcheinen ſie vielmehr als unabhängige
der und als eigene Ganze für ſich ſelbſt zu beſte-
verrathen ſie die ganze Unordnung einer ſpie-
n und blos ſich ſelbſt gehorchenden Einbildungs-
ſo hat die Einkleidung äſthetiſche Freiheit, und
edürfniß der Phantaſie iſt befriedigt. Eine ſolche
lung, könnte man ſagen, iſt ein organiſches
t, wo nicht blos das Ganze lebt, ſondern auch
einen Theile ihr eigenthümliches Leben haben;
wiſſenſchaftliche Darſtellung iſt ein mecha-

ſches Werk, wo die Theile leblos für ſich
Ganzen durch ihre Zuſammenſtimmung ei
Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verſta
zu thun und Erkenntniß hervorzubringe
Rede einen geiſtigen Theil, Bedeutu
und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, ver
cher jene Anſchauungen auf einander bezo
ein Ganzes verbunden werden. Findet
dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Thei
der genaueſte Zuſammenhang ſtatt, währ
die ihnen korreſpondirenden Anſchauunge
ſinnliche Theil der Rede, blos durch ein
Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden
iſt das Problem gelöst, und der Verſtand
Geſetzmäßigkeit befriedigt, indem der Pha
Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchö
ſo wird man allemal finden, daß ſie in ei
glücklichen Verhältniß zwiſchen äußerer
innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu
heit der Einbildungskraft trägt die Indi
rung der Gegenſtände, und der figürli
eigentliche Ausdruck das Meiſte be
die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſi
nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die G
ein Individuum repräſentiren, und einen
Begriff in einem einzelnen Falle darſtell
wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der

angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Bedingungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzugeſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen, und ſich als eine willkürliche Selbſtherrſcherinn betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daß ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freiheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenſte Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freiheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So erſchafft ſich der beredte Schriftſteller aus der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung, und errichtet auf einem immer wechſelnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein feſtes Gebäude.

Stellt man zwiſchen der wiſſenſchaftlichen, der populären und der ſchönen Diktion eine Vergleichung

an, ſo zeigt ſich, daß alle drei den Gedanken, um den es zu thun iſt, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns alſo alle drei zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieſer Erkenntniß bei einer jeden merklich verſchieden ſind. Der ſchöne Schriftſteller ſtellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünſchenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derſelben überzeugen könnte; denn ſein Gedanke kündigt ſich blos als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für ſich allein nie im Stand iſt, die Realität ihrer Vorſtellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftſteller erweckt uns den Glauben, daß es ſich wirklich ſo verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht abſolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was iſt, aber niemals was ſeyn muß. Der philoſophiſche Schriftſteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er beweist aus unbezweifelten Gründen, daß es ſich nothwendig ſo verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundſätzen ausgeht, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, einer jeden von dieſen drei verſchiedenen Formen der Diktion ihre ſchickliche Stelle anzuweiſen. Im Ganzen genommen wird ſich als Regel annehmen laſſen, daß da, wo es nicht blos an dem Reſultat, ſondern zugleich an den *Beweiſen* liegt, die wiſſenſchaftliche Schreibart, und *da, wo es* überhaupt nur um das Reſultat zu thun

iſt, die populäre und ſchöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den ſchönen übergehen darf, das entſcheidet der größere oder geringere Grad des Intereſſe, den man vorauszuſetzen und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder populärer iſt) in den Beſitz einer Erkenntniß; der ſchöne Ausdruck leiht uns dieſelbe blos zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erſte gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit ſammt der Wurzel, aber freilich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns blos die Blüthen und Früchte davon ab; aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn jene verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichthum verſchwunden. So widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten verpflanzt haben will, eben ſo ungereimt würde es ſeyn, dem, welchen gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergibt ſich von ſelbſt, und ich bemerke blos, daß der ſchöne Ausdruck eben ſo wenig für den Lehrſtuhl, als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt für ſpätere Zwecke und für den künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu ſorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer

der Kenntniſſe zu machen, die er ihm beibringt. Nichts aber iſt unſer, als was dem Verſtand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſchnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell, als er immer kann, praktiſch zu machen, und dieß erreicht er am ſicherſten, wenn er ſie dem Sinn übergibt und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum blos auf Bedingungen übernimmt und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, ſchon bei demſelben vorauszuſetzen, richtet ſich blos nach dem Objekt ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muß, ſich zugleich nach den Subjekten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war und wiederkommt, braucht blos Bruchſtücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß ſein Geſchäft bei jedem Vortrag vollenden; jede ſeiner Aufführungen muß ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluß enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Konverſation und *auf der Kanzel* kein Glück macht, und ein noch ſo geiſt-

voller

ler, ſchöner Vortrag auf dem Lehrſtuhl keine
üchte trägt, wenn die ſchöne Welt Schriften unge-
n läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und
Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der
eltleute ſind, und von allen Liebhabern des Schö-
mit Begierde verſchlungen werden. Jedes kann
dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung
dienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkom-
n gleich ſeyn, aber es hieße etwas Unmögliches ver-
gen, wenn ein Werk, das den Denker anſtrengt,
leich dem bloßen Schöngeiſt zum leichten Spiele
nen ſollte.

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn
den Unterricht der Jugend Schriften gewählt wer-
, worin wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form
gekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht
ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form *aufopfert* worden iſt, ſondern von wirklich vortreff-
en Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushal-
, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten.
iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den
ck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten
wichtigern Zweckes, warum man geleſen werden
. Der Verſtand wird bei dieſer Lektüre immer nur
ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungs-
t geübt, und lernt alſo nie die Form von dem
ffe ſcheiden und als ein reines Vermögen han-
. Und doch iſt ſchon die bloße Uebung des Ver-
des ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht.

und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtoßen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende ſoll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edleren Luſt ſtreben, welche der Preis der Anſtrengung iſt. Bei dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bei dem Schönen werden ſie ins Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſeyn? Man verſchlingt eine ſolche Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Antheil, aber wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum im Stande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er thut.

Dieß gilt übrigens blos von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art, das Schöne zu *empfinden*. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die

strengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muß dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäßigkeit muß da ſeyn, aber ſie muß als Natur erſcheinen. Ein ſolches Produkt wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudirt wird, aber eben weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo dringt es ſeine Geſetzmäßigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand insbeſondere, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menſchen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade dasjenige, worin der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn, weil er nur zu unterſcheiden verſteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar ſoll bei philoſophiſchen Darſtellungen der Verſtand, als Unterſcheidungsvermögen, befriedigt werden, es ſollen einzelne Reſultate für ihn durchaus hervorgehen: dieß iſt der Zweck, der auf keine Weiſe hintangeſetzt werden darf. Wenn aber der Schriftſteller durch die ſtrengſte innere Beſtimmtheit dafür geſorgt hat, daß der Verſtand dieſe Reſultate nothwendig finden muß, ſobald er ſich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch ſeine Natur (die immer als harmoniſche Einheit wirkt, und, wo ſie durch das Geſchäft der Abſtraktion dieſe Einheit *verloren, ſolche* ſchnell wieder herſtellt), wenn er

das Getrennte wieder verbindet und durch die
einigte Aufforderung der sinnlichen und geistigen Kr
immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt
hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter gesch
ben, als er dem Höchsten näher gekommen ist.
gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für
Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt,
in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen n
de, welche dieses künstliche Firmament unterstüt
dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er
eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher
ihn freilich erst übersetzen, wenn er ihn ve
hen will, so wie der bloße nackte Verstand, entb
von allem Darstellungsvermögen, das Schöne
Harmonische in der Natur und in der Kunst erst
seine Sprache umsetzen und auseinander legen, k
so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabiren m
Aber von der Beschränktheit und Bedürftigkeit se
Leser empfängt der darstellende Schriftsteller nien
das Gesetz. Dem Ideal, das er in sich selbst tr
geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa fo
oder wer zurückbleibt. Es werden viel zurückbleib
denn so selten es schon ist, auch nur denkende Lese
finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche a
treffen, welche darstellend denken können. Ein sol
Schriftsteller wird es also der Natur der Sache
sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anscha
und nur empfinden — denn er legt ihnen
saure Arbeit des Denkens auf — als mit demjenig

welche nur denken, denn er fordert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beide nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geschäfte fordert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beide billigen also, was sie fassen, und vermischen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstand, den er behandelt, bekannt zu machen, oder, im eigentlichsten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu ist er glücklicherweise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus; da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fordert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, blos todte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig *befunden* wurde, bei dem eigentlichen Lehr-

ſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deswegen das ſchöne Geſchlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und was nicht zu dieſer ſpricht oder ſie gar beleidigt, iſt für daſſelbe verloren. Freilich kann ihm in dieſem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich iſt. Aber glücklicherweiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daß ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht blos nachließ, ſondern verbot, muß der Mann doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraktion, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen ſuchen, wo das Weib zugleich Muſter und Richterinn iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Blüthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eignen Felde zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder

verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und läßt das reizende Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmack ist also unter den Einschränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eigenen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung zu versetzen; aber in Allem dem, was die Sache betrifft, soll er sich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das Letztere thut — wenn er sein Gesetz, welches kein anderes ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn und in der Betrachtung zu vergnügen, **zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht blos auf die Behandlung, sondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht blos ordnet, sondern wählt, so überschreitet** er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Konsequenz der Gedanken, welche blos hätte verborgen werden sollen, wird als

ſitzes, und alle Kunſtfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn alſo die ſchöne Kultur nicht auf dieſen Abweg führen ſoll, ſo muß der Geſchmack nur die äußere Geſtalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Weſen beſtimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie, ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſte, kurz, ſo verliert er eben ſo viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zu viel verſtattet.

Das Schöne thut ſeine Wirkung ſchon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer alſo blos ſeinen Schönheitsſinn übte, der begnügt ſich auch da, wo ſchlechterdings Studium nöthig iſt, mit der ſuperficiellen Betrachtung, und will auch da blos verſtändig ſpielen, wo Anſtrengung und Ernſt erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leiſten will, muß tief eindringen, ſcharf unterſcheiden, vielſeitig verbinden und ſtandhaft beharren. Selbſt der Künſtler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns ſpielend ergetzen.

Dieſes ſcheint mir auch der untrügliche Probirſtein zu ſeyn, woran man den bloßen Dilettanten von

dem wahrhaften Kunſtgenie unterſcheiden kann. Der verführeriſche Reiz des Großen und Schönen; das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leier zu ergreifen, und auszugießen in Geſtalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeiſtert ſey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Ueberſinnliche— und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieſes Zeugniß der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört er das Gaukelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, ſo wird zwar Anfangs ſeine Beſcheidenheit ſtutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern. Er ſtudirt, wenn die Natur ihn zum plaſtiſchen Künſtler ausſtaffirte, den menſchlichen Bau unter dem Meſſer des Anatomikers, ſteigt in die unterſte Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu ſeyn, und frägt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum ſein Recht zu erobern. Er beherrſcht.

wenn er zum Dichter geboren iſt, die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen, unterwirft die üppige Phantaſie der Disciplin des Geſchmacks, und läßt den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll. Ihm iſt es wohlbekannt, daß nur aus dem unſcheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zuſammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt ſchwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur blos zum Dilettanten geſtempelt, ſo erkältet die Schwierigkeit ſeinen kraftloſen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er beſcheiden iſt, eine Bahn, die ihm Selbſtbetrug anwies, oder, wenn er es nicht iſt, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmeſſer ſeiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande iſt, ſeine Fähigkeit nach dem großen Maßſtab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunſtgenie iſt alſo immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendſten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühſeligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es ſelbſt beim Hervorbringen ſo bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher iſt von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das

Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten äſthetiſchen Forderungen für das Denken und für die Einſicht erwachſen. Von weit größerer Bedeutung aber ſind eben dieſe Anmaßungen des Geſchmackes, wenn ſie den Willen zu ihrem Gegenſtand haben; denn es iſt doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unſeres Wiſſens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt und uns Pflichten verletzen macht. Belletriſtiſche Willkürlichkeit im Denken iſt freilich etwas ſehr Uebles und muß den Verſtand verfinſtern: aber eben dieſe Willkürlichkeit, auf Maximen des Willens angewandt, iſt etwas Böſes und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu dieſem gefahrvollen Extrem neigt die äſthetiſche Verfeinerung den Menſchen, ſobald er ſich dem Schönheitsgefühle ausſchließend anvertraut und den Geſchmack zum unumſchränkten Geſetzgeber ſeines Willens macht.

Die moraliſche Beſtimmung des Menſchen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß ſinnlicher Antriebe, und der Geſchmack, wie wir wiſſen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwiſchen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden ſich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinſtimmender werden; aber ſelbſt daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entſtehen.

Dafür nämlich, daß bei dem äſthetiſch verfeinerten Menſchen die Einbildungskraft auch in ihrem

freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich, als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in diese Verderbniß gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe blos auf materielle Gegenstände gehen, und ein Egoism von der gröbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrieen. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen

Züg-

Zügel der Vernunft noch zu mächtig ſind. Er iſt ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn ſelbſt der Naturtrieb noch thieriſch beherrſcht.

Vertauſcht er aber dieſen wilden Naturſtand mit dem Zuſtande der Verfeinerung, veredelt der Geſchmack ſeine Triebe, weiſt er denſelben würdigere Objekte in der moraliſchen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, ſo kann es geſchehen, daß eben dieſe Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anſchein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unſchuld, Adel und Reinigkeit eine weit ſchlimmere Tyrannei gegen den Wilden ausüben.

Der Menſch von Geſchmack entzieht ſich freiwillig dem groben Joche des Inſtinkts. Er unterwirft ſeinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und verſteht ſich dazu, die Objekte ſeiner Begierden ſich von dem denkenden Geiſte beſtimmen zu laſſen. Je öfter nun der Fall ſich erneuert, daß das moraliſche und äſthetiſche Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demſelben Objekt zuſammentreffen und in demſelben Anſpruche ſich begegnen, deſto mehr wird die Vernunft geneigt, einen ſo ſehr vergeiſtigten Trieb für einen der ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeſchränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden iſt, daß Neigung und Pflicht in demſelben Objekt des Begehrens zuſammentreffen, ſo kann dieſe Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen poſitiven Schaden anrichten, obgleich, ſtreng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert ſich gar ſehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verſchiedenes Intereſſe haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geſchmack empört, oder wenn ſich dieſer zu einem Objekt hingezogen ſieht, das die Vernunft als moraliſche Richterinn zu verwerfen gezwungen iſt.

Jetzt nämlich tritt auf Einmal die Nothwendigkeit ein, die Anſprüche des moraliſchen und äſthetiſchen Sinnes, die ein ſo langes Einverſtändniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu ſetzen, ihre gegenſeitigen Befugniſſe zu beſtimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine ſo ununterbrochene Repräſentation hat ihn in Vergeſſenheit gebracht, und die lange Obſervanz, den Eingebungen des Geſchmacks unmittelbar zu gehorchen, und ſich dabei wohl zu befinden, mußte dieſem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geſchmack ſeine Aufſicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man ſeinen Anſprüchen nicht eine gewiſſe Achtung zugeſtand, und dieſe Achtung iſt es eben,

die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Ge- und was demselben entspricht, kann empfunden den. Was Achtung fordern kann, macht auf un- ngte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, he sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie ihr beigeordnet seyn. Sie will für keinen brüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen rherrn auflehnt; sie will als eine Majestät ange- n seyn und mit der Vernunft als sittliche Gesetz- rinn, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Wag- len stehen also, wie sie vorgibt, dem Rechte nach ch, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das eresse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheits- hl abstammen und das Eigenthum feiner Seelen , empfiehlt sich keine dem moralischen Gefühle so , als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie t die menschliche Natur, und was für göttliche Fun- weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu igen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigen- ige Neigung verzehrt, und reiner können Grund- selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, die Liebe des Herzens Adel bewacht. Ist, wo jene

noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefordert haben. Wer sollte wohl einem Affekt mißtrauen, der das Vortreffliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unsertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahingegebene, über seinen Gegenstand sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen, als es durch die Vorwürfe unseres Gewissens selbst seyn wollen?" So sophistisch weiß dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen,

und unſere ſittliche Würde als ein Beſtandſtück unſerer Glückſeligkeit vorzuſtellen, welche zu veräußern in unſerer Willkür ſteht. Iſt unſer Charakter nicht durch gute Grundſätze feſt verwahrt, ſo werden wir ſchändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unſere Selbſtliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer ſind. In dem bekannten franzöſiſchen Roman, Liaisons dangereuses, findet man ein ſehr treffendes Beiſpiel dieſes Betruges, den die Liebe einer ſonſt reinen und ſchönen Seele ſpielt. Die Präſidentinn von Tourvel iſt aus Ueberraſchung gefallen, und nun ſucht ſie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß ſie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Die ſogenannten unvollkommenen Pflichten ſind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht ſelten gegen die vollkommenen behauptet. Da ſie der Willkür des Subjekts weit mehr anheim ſtellen und zugleich einen Glanz von Verdienſtlichkeit von ſich werfen, ſo empfehlen ſie ſich dem Geſchmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit ſtrenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menſchen erlauben ſich nicht, ungerecht zu ſeyn, um großmüthig ſeyn zu können! Wie viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die ſich eher eine Unwahrheit als eine Indelikateſſe, eher eine Verletzung

der Menſchlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geiſtes zu beſchleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verſtand auszuſchmücken, ihren Charakter erniedrigen. Wie viele gibt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Geſetze in den Staub treten, um für beſſere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächſtfolgenden dadurch zu befeſtigen. Die ſcheinbare Uneigennützigkeit gewiſſer Tugenden gibt ihnen einen Anſtrich von Reinigkeit, der ſie dreiſt genug macht, der Pflicht ins Angeſicht zu trotzen, und Manchem ſpielt ſeine Phantaſie den ſeltſamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft ſeyn will.

Der Menſch von verfeinertem Geſchmack iſt in dieſem Stück einer ſittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Naturſohn, eben durch ſeine Rohheit, geſichert iſt. Bei dem letztern iſt der Abſtand zwiſchen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, ſo abſtechend und ſo grell, und ſeine Begierden haben ſo wenig Geiſtiges, daß ſie ſich, auch wenn ſie ihn noch ſo deſpotiſch beherrſchen, doch nie bei ihm in Anſehen ſetzen können. Reizt ihn alſo die Ver-

viegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, o kann er der Verſuchung zwar unterliegen, aber er virb ſich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft ſogar in demſelben Augenblick huldigen, wo r ihrer Vorſchrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunſt hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um ſein Gewiſſen zu beruhigen, be- ügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in ſeiner eigenen Achtung zu ſinken. Wie bewerkſtelligt er nun dieſes? Er ſtürzt die höhere Autorität vorher um, die ſeiner Neigung ent- gegenſteht, und ehe er das Geſetz übertritt, zieht er die Befugniß des Geſetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verſtand ſo verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Nei- gung Anſpruch machen kann, hat ſie blos ihrer Ueber- einſtimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun iſt ſie ſo verblendet als dreiſt, auch bei ihrem Widerſtreit mit der Vernunft, ſich dieſer Würde an- zumaßen, ja ſich derſelben ſogar gegen das Anſehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Cha- rs ausſchlagen, wenn zwiſchen den ſinnlichen und hen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in Wirklichkeit vollkommen einig ſeyn können, eine nige Gemeinſchaft herrſcht. Zwar die Sinnlich- gt bei dieſer Gemeinſchaft nichts, da ſie nichts *was ſie nicht* hingeben müßte, ſobald die Pflicht

ſpricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als ſittliche Geſetzgeberinn, wird deſto mehr gewagt, wenn ſie ſich von der Neigung ſchenken läßt, was ſie ihr abfordern könnte; denn unter dem Scheine von Freiwilligkeit kann ſich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geſchenk läßt ſich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leiſtung beſchwerlich fallen ſollte. Ungleich ſicherer iſt es alſo für die Moralität des Charakters, wenn die Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigſtens momentweiſe aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, und dem Willen ſeinen wahren Beherrſcher zeigt.

Man ſagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität ſich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückſeligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückſelig nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht alſo die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, *den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert*, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſei-

ner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

Ueber
naive und sentimentalische Dichtung *).

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil statt finden), sondern blos weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeit verweilt, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der ein-

*) Anmerkung des Herausgebers. Zuerst war dieser Aufsatz in die Jahrgänge 1795 und 1796 des Horen eingerückt worden.

fältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfniß erhöhte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen statt. Fürs Erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens daß er (in weitester Bedeutung des Worts) **naiv**, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste he und sie beschäme. Sobald das Letzte zu dem Erhinzukommt, und nicht eher, wird die Natur Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts eres als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der e durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und inderlichen Gesetzen.

iese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn n dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen Könnte man einer gemachten Blume den der Natur mit der vollkommensten Täuschung könnte man die Nachahmung des Naiven in ten bis zur höchsten Illusion treiben: so würde ung, daß es Nachahmung sey, das Gefühl,

von dem die Rede iſt, gänzlich vernichten. *) Daraus erhellet, daß dieſe Art des Wohlgefallens an der Natur kein äſthetiſches, ſondern ein moraliſches iſt; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es ſich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unſcheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooſter Stein, das Gezwitſcher der Vögel, das Summen der Bienen u. ſ. w. für ſich ſelbſt ſo Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anſpruch auf unſere Liebe geben? Es ſind nicht dieſe Gegenſtände, es iſt eine durch ſie dargeſtellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das ſtille ſchaffende Leben, das ruhige Wirken aus ſich ſelbſt, das Daſeyn nach eigenen Geſetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit ſich ſelbſt.

Sie ſind, was wir waren; ſie ſind, was wir

*) Kant, meines Wiſſens der Erſte, der über dieſes Phänomen eigens zu reflektiren angefangen, erinnert, daß, wenn wir von einem Menſchen den Schlag der Nachtigal bis zur höchſten Täuſchung nachgeahmt fänden und uns dem Eindruck deſſelben mit ganzer Rührung überließen, mit der Zerſtörung dieſer Illuſion alle unſere Luſt verſchwinden würde. Man ſehe das Kapitel vom intellektuellen Intereſſe am Schönen in der Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Wen den Verfaſſer nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird ſich freuen, hier auf eine Spur ſeines Herzens zu treffen, und ſich durch dieſe Entdeckung von dieſes [illegible] hohem [illegible] Berufe, (welcher ſchlechterdings beide Eigenſchaften verbunden fordert,) zu überzeugen.

eder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie
d unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Ver-
nft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie
d also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kind-
t, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns
t einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind
Darstellungen unserer höchsten Vollendung im
eale, daher sie uns in eine erhabene Rührung ver-
en.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst,
il sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewäh-
n uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns
beschämen, unsere Muster sind. Eine beständige
tterersheinung, umgeben sie uns, aber mehr er-
ickend als blendend. Was ihren Charakter aus-
cht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner
lendung mangelt; was uns von ihnen unterschei-
ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit
. Wir sind frei, und sie sind nothwendig; wir wech-
sie bleiben Eins. Aber nur, wenn Beides sich
inander verbindet — wenn der Wille das Gesetz
othwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wech-
Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet,
s Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken
e n also ewig das, was uns abgeht, aber wor-
: aufgefordert sind, zu ringen, und dem wir
nn wir es gleich niemals erreichen, doch in ei-
ndlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen.
ken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt,

aber deſſen ſie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftloſe, oder nicht anders, als indem ſie unſern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verſchaffen uns daher den ſüßeſten Genuß unſerer Menſchheit als Idee, ob ſie uns gleich in Rückſicht auf jeden beſtimmten Zuſtand unſerer Menſchheit nothwendig demüthigen müſſen.

Da ſich dieſes Intereſſe für Natur auf eine Idee gründet, ſo kann es ſich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich ſind, d. h. in moraliſchen. Bei Weitem die mehrſten Menſchen affektiren es blos, und die Allgemeinheit dieſes ſentimentaliſchen Geſchmacks zu unſern Zeiten, welcher ſich beſonders ſeit der Erſcheinung gewiſſer Schriften, in empfindſamen Reiſen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieſer Art äußert, iſt noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieſer Empfindungsweiſe. Doch wird die Natur auch auf den Gefühlloſeſten immer etwas von dieſer Wirkung äußern, weil ſchon die allen Menſchen gemeine Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend iſt, und wir alle ohne Unterſchied, bei noch ſo großer Entfernung unſerer Thaten von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Beſonders ſtark und am allgemeinſten äußert ſich dieſe Empfindſamkeit für Natur auf Veranlaſſung ſolcher Gegenſtände, welche in einer engern Verbindung mit uns ſtehen, und uns den Rückblick auf uns ſelbſt und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei

ind kindiſchen Völkern. Man irrt, wenn
t, daß es blos die Vorſtellung der Hülf-
, welche macht, daß wir in gewiſſen Au-
mit ſo viel Rührung bei Kindern verwei-
mag bei denjenigen vielleicht der Fall ſeyn,
Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als
: Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber
il, von dem ich rede (es findet nur in
en moraliſchen Stimmungen ſtatt, und iſt
demjenigen zu verwechſeln, welches die fröh-
igkeit der Kinder in uns erregt), iſt eher
nd als begünſtigend für die Eigenliebe; und
in Vorzug dabei in Betrachtung kommt, ſo
wenigſtens nicht auf unſerer Seite. Nicht
von der Höhe unſerer Kraft und Voll-
it auf das Kind herabſehen, ſondern weil wir
Beſchränktheit unſers Zuſtands, welche
Beſtimmung, die wir einmal erlangt ha-
ctrennlich iſt, zu der grenzenloſen Beſtimm-
in dem Kinde und zu ſeiner reinen Unſchuld
ſehen, gerathen wir in Rührung, und
ühl in einem ſolchen Augenblick iſt zu ſicht-
einer gewiſſen Wehmuth gemiſcht, als daß
Quelle deſſelben verkennen ließe. In dem
die Anlage und Beſtimmung, in uns
erfüllung dargeſtellt, welche immer unend-
hinter jener zurückbleibt. Das Kind iſt uns
ne Vergegenwärtigung des Ideals, nicht
erfüllten, aber des aufgegebenen, und es

iſt alſo keinesweges die Vorſtellung ſeiner Beſchränktheit und Schranken, es iſt ganz im Gegentheil die Vorſtellung ſeiner reinen und freien Kraft, ſeiner Integrität, ſeiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menſchen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenſtand ſeyn, ein Gegenſtand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verſtandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.

Eben aus dieſem Widerſpruche zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und des Verſtandes geht die ganz eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die letztere gibt es dem Verſtand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſere (theoretiſche) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſache haben, zu glauben, daß die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſey, daß folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere (praktiſche) Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit, die Quelle davon ſey, welches die Hülfe der Kunſt aus innerer Größe verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben,

und

und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daß wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigene Erſcheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen.*) Zum Naiven wird

*) Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. S. 225 der erſten Auflage) unterſcheidet gleichfalls dieſe dreierlei Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er gibt davon eine andere Erklärung. „Etwas aus Beidem (dem animaliſchen Gefühl des Vergnügens und dem geiſtigen Gefühl der Achtung) Zuſammengeſetztes findet ſich in der Naivetät, die der Ausbruch „der der Menſchheit urſprünglich natürlichen Aufrichtigkeit „wider die zur andern Natur gewordene Verſtellungskunſt iſt. „Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht verſteht, ſich „zu verſtellen, und erfreut ſich doch auch über die Einfalt „der Natur, die jener Kunſt hier einen Querſtrich ſpielt. „Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünſtelten und „auf den ſchönen Schein vorſichtig angelegten Aeußerung, „und ſiehe, es iſt die unverdorbene ſchuldloſe Natur, die man „anzutreffen gar nicht gewärtig und der, ſo ſie blicken ließ, „zu entblößen auch nicht gemeint war. Daß der ſchöne, aber „falſche Schein, der gewöhnlich in unſerem Urtheile ſehr viel „bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß gleichſam „der Schalk in uns ſelbſt bloßgeſtellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach zwei entgegengeſetzten Richtungen „nach einander hervor, die zugleich den Körper heilſam ſchüttelt. Daß aber etwas, was unendlich beſſer als alle angenommene Sitte iſt, die Lauterkeit der Denkungsart (wenigſtens die Anlage dazu), noch nicht ganz in der menſchlichen „Natur erloſchen iſt, miſcht Ernſt und Hochſchätzung in dieſes Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze „Zeit Erſcheinung iſt, und die Decke der Verſtellungskraft

erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davontrage*), es geschehe dieß nun über Wissen und

„bald wieder vorgezogen wird, so mengt sich zugleich ein Jammern darunter, welches eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die sich als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt, und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit dessen, der sich dazu hergiebt, darüber, daß er noch nicht nach Menschenmaß gewitzigt ist, zu vergüten pflegt." — Ich gestehe, daß mir Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar deßhalb nicht, weil sie von dem Weinen überhaupt etwas behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem Naiven der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden werde, wahr ist. Allerdings erregt es Lachen, wenn sich Jemand durch Naivetät bloßgibt, und in manchen Fällen mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöst wird, fließen. Aber auch das Naive der edelsten Art, das Naive der Gesinnung, erregt immer ein Lächeln, welches doch schwerlich eine in Nichts aufgelöste Erwartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewissen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch zweifle ich, ob die Wehmuth, welche sich bei dem Naiven der letztern Art in unsere Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bei einem solchen Anlaß erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedroht wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit.

*) Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit

Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Falle ist es das Naive der Ueberraschung, und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung, und rührt.

Bei dem Naiven der Ueberraschung muß die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bei dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, doch dürfen wir sie uns nicht als physisch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns eher auch nur so lange den reinen Eindruck des Naiven, s wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erin- rn, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Na- lichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht neh- . Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie t mehr erwartet wird, und kann eben des- n der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung zugeschrieben werden.

beiden Fällen aber, beim Naiven der Ueber- ng, wie bei dem der Gesinnung, muß die Na- cht, die Kunst aber Unrecht haben. durch diese letztere Bestimmung wird der Be- Naiven vollendet. Der Affekt ist auch Natur

---

die Verstellung, aber der Begriff des Naiven nte noch etwas mehr einzuschließen, indem die Ein- t überhaupt, welche über die Künstelei, und die natür- reiheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein- Gefühl in uns erregen.

und die Regel der Anständigkeit ist etwas Künst
dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anst
keit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen d
Affekt über die Künsteiei, über die falsche Anst
keit, über die Verstellung, so tragen wir kein
ken, es naiv zu nennen *). Es wird also erf
daß die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt
namische, sondern daß sie durch ihre Form
ralische Größe, kurz daß sie nicht als Noth
sondern als innere Nothwendigkeit
Kunst triumphire. Nicht die Unzulänglichkeit, f
die Unstatthaftigkeit der letztern muß
stern den Sieg verschafft haben; denn jene ist
und nichts, was aus Mangel entspringt, kan
tung erzeugen. Zwar ist es bei dem Naiven

*) Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, L
Ungestüm den Vorschriften einer guten Erziehung
handelt, aber es ist naiv, wenn es sich von dem
ten einer unvernünftigen Erziehung, von den steifen
gen des Tanzmeisters u. dergl. aus freier und gesun
tur dispensirt. Dasselbe findet auch bei dem Naiven
uneigentlicher Bedeutung statt, welches durch Ueber
von dem Menschen auf das Vernunftlose entsteht.
wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Gar
schlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimm
es hat allerdings etwas Naives, wenn der freie
hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Scheer
nem französischen Garten vernichtet. So ist es
gar nicht naiv, wenn ein geschultes Pferd aus na
Plumpheit seine Lektion schlecht macht, aber es hat ein
Naiven, wenn es dieselbe aus natürlicher Freiheit

berraſchung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Beſinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieſer Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, ſondern geben blos Gelegenheit, daß die Natur ihrer moraliſchen Beſchaffenheit, d. h. dem Geſetze der Uebereinſtimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Ueberraſchung kann nur dem Menſchen und zwar dem Menſchen nur, inſofern er in dieſem Augenblicke nicht mehr reine und unſchuldige Natur iſt, zukommen. Es ſetzt einen Willen voraus, der mit dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinſtimmt. Eine ſolche Perſon wird, wenn man ſie zur Beſinnung bringt, über ſich ſelbſt erſchrecken; die naiv geſinnte hingegen wird ſich über die Menſchen und über ihr Erſtaunen verwundern. Da alſo hier nicht der perſönliche und moraliſche Charakter, ſondern blos der durch den Affekt freigelaſſene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, ſo machen wir dem Menſchen aus dieſer Aufrichtigkeit kein Verdienſt, und unſer Lachen iſt verdienter Spott, der durch keine perſönliche Hochſchätzung deſſelben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur iſt, die durch den Schleier der Falſchheit hindurchbricht, ſo verbindet ſich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menſchen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegenſatze gegen die Künſtelei, und die Wahrheit im Gegenſatze gegen den Betrug, muß jederzeit Achtung

erregen. Wir empfinden alſo auch über das Naive de Ueberraſchung ein wirklich moraliſches Vergnügen, o gleich nicht durch einen moraliſchen Charakter.*)

Bei dem Naiven der Ueberraſchung achten wi zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit a ten müſſen; bei dem Naiven der Geſinnung achte wir hingegen die Perſon, und genießen alſo nic blos ein moraliſches Vergnügen, ſondern auch übere nen moraliſchen Gegenſtand. In dem einen wie i dem andern Falle hat die Natur Recht, daß ſie d Wahrheit ſagt; aber in dem letztern Falle hat die Na tur nicht blos Recht, ſondern die Perſon hat au Ehre. In dem erſten Falle gereicht die Aufrichtig keit der Natur der Perſon immer zur Schande, we ſie unfreiwillig iſt; in dem zweiten gereicht ſie ihrem

*) Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas geſag oder geſagt wird, ſo verſchwindet uns dieſe Eigenſchaf aus den Augen, ſobald die Sache ſelbſt entweder durch ih Urſachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden od gar widerſprechenden Eindruck macht. Durch eine Naiv tät dieſer Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, ab dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unſere Au merkſamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, un der Abſcheu über den perſönlichen Charakter verſchlingt da Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empfin Gefühl die moraliſche Freude an der Aufrichtigkeit der Na tur raubt, ſobald wir durch eine Naivetät ein Verbrechen erfahren; eben ſo erſtickt das erregte Mitleiden unſere Sch denfreude, ſobald wir Jemand durch ſeine Naivetät in Gefa gefetzt ſehen.

mer zum Verdienst gesetzt auch, daß dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältnisse übersieht und sich blos an die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder jener Mann vor Armuth verschmachte, und das Kind hingeht und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist die Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelt aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht blos auf das Bedürfniß und auf das nächste Mittel, es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniß, sonst aber von gutem Verstande, einem Andern, der ihn betrügt, sich aber *geschickt zu verstellen* weiß, seine Geheimnisse

beichtet, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leiht, ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur in sofern naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünstelten Verhältnissen der großen Welt naiv; sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderblichen Welt zu thun haben, und betragen sich selbst an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äußersten Grenze zwischen beiden schweben, und bei denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Papstes Adrian des Sechsten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifi-

kat in einem kritiſchen Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Blößen der römiſchen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartei im höchſten Grade intereſſirt war, ſie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein ſolcher ſich auf den heiligen Stuhl Peters verirrte, in dieſem Falle zu thun hatte, iſt keine Frage; wohl aber, wie weit eine ſolche Naivetät der Geſinnung mit der Rolle eines Papſtes verträglich ſeyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringſte Verlegenheit ſetzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten ſie das einmal angenommene römiſche Syſtem, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter ſeiner Nation, und die Unſchuld ſeines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu ſeinem erhabenen Poſten emporgeſtiegen, und ſelbſt auf der Höhe ſeiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht ungetreu geworden. Die Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu diſſimuliren, was er im Stillen ſich eingeſtand. Dieſer Denkart gemäß ließ er ſich in der Inſtruktion, die er ſeinen Legaten nach Deutſchland mitgab, zu Geſtändniſſen verleiten, die noch bei keinem Papſte erhört geweſen waren, und den Grundſätzen dieſes Hofes ſchnurgerade zuwiderliefen. „Wir wiſſen es wohl,“ hieß es unter Anderm, „daß an dieſem heiligen Stuhl ſchon ſeit mehreren Jahren viel Abſcheuliches vorgegangen; kein Wunder,

„wenn ſich der kranke Zuſtand von dem Haupt auf „die Glieder, von dem Papſt auf die Prälaten fortge„erbt hat. Wir alle ſind abgewichen, und ſchon lange „iſt keiner unter uns geweſen, der etwas Gutes ge„than hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten, in ſeinem Namen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen deſſen, was vor ihm von „den Päpſten geſchehen, nicht dürfe getadelt werden, „und daß dergleichen Ausſchweifungen, auch da er „noch in einem geringen Stande gelebt, ihm immer „mißfallen hätten u. ſ. f.“ Man kann leicht denken, wie eine ſolche Naivetät des Papſtes von der römiſchen Kleriſei mag aufgenommen worden ſeyn; das Wenigſte, was man ihm Schuld gab, war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieſer höchſt unkluge Schritt des Papſtes würde indeſſen unſerer ganzen Achtung und Bewunderung werth ſeyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv geweſen, d. h. daß er ihm blos durch die natürliche Wahrheit ſeines Charakters ohne alle Rückſicht auf die möglichen Folgen abgenöthigt worden ſey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unſchicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingeſehen hätte. Aber wir haben einige Urſache zu glauben, daß er dieſen Schritt für gar nicht ſo politiſch hielt, und in ſeiner Unſchuld ſo weit gieng zu hoffen, durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Geiſtlichkeit etwas ſehr Wichtiges für den Vortheil ſeiner Familie *gewonnen zu haben.* Er bildete ſich nicht blos

dieſen Schritt als redlicher Mann thun zu müſſen,
ſondern ihn auch als Papſt verantworten zu können,
und indem er vergaß, daß das künſtlichſte aller Ge-
bäude ſchlechterdings nur durch eine fortgeſetzte Ver-
läugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, be-
ging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungsregeln,
die in natürlichen Verhältniſſen ſich bewährt haben
mochten, in einer ganz entgegengeſetzten Lage zu befol-
gen. Dieß verändert allerdings unſer Urtheil ſehr; und
ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene
Handlung floß, unſere Achtung nicht verſagen können,
ſo wird dieſe letztere nicht wenig durch die Betrachtung
geſchwächt, daß die Natur an der Kunſt und das
Herz an dem Kopf einen zu ſchwachen Gegner gehabt
habe.

Naiv muß jedes wahre Genie ſeyn, oder es iſt kei-
nes. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und
ob es im Intellektuellen und Aeſthetiſchen iſt, kann
es im Moraliſchen nicht verläugnen. Unbekannt mit
Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zucht-
metern der Verkehrtheit, blos von der Natur oder
einem Inſtinkt, ſeinem ſchützenden Engel, geleitet, geht
es ruhig und ſicher durch alle Schlingen des falſchen
Geſchmackes, in welchem, wenn es nicht ſo klug iſt,
es in Weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unaus-
bleiblich verſtrickt wird. Nur dem Genie iſt es gege-
ben außerhalb des Bekannten noch immer zu Hauſe
zu ſeyn und die Natur zu *erweitern*, ohne über ſie
hinauszugehen. Zwar begegnet Letzteres zuwei-

len auch den größten Genie's, aber nur, weil auch d
ihre phantaſtiſchen Augenblicke haben, wo die ſchütze
Natur ſie verläßt, weil die Macht des Beiſpiels
hinreißt, oder der verderbte Geſchmack ihrer Zeit
verleitet.

Die verwickeltſten Aufgaben muß das Genie
anſpruchsloſer Simplicität und Leichtigkeit löſen;
Ei des Columbus gilt von jeder genialiſchen Entſc
dung. Dadurch allein legitimirt es ſich als Ge
daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunſt tri
phirt. Es verfährt nicht nach erkannten Princip
ſondern nach Einfällen und Gefühlen; aber ſeine E
fälle ſind Eingebungen eines Gottes (Alles, was
geſunde Natur thut, iſt göttlich), ſeine Gefühle
Geſetze für alle Zeiten und für alle Geſchlechter
Menſchen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in
nen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Pri
leben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchamha
weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht
cent, weil nur die Verderbniß decent iſt. Es
verſtändig, denn die Natur kann nie das Geg
theil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das k
nur die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und
nen Neigungen treu, aber nicht ſowohl, weil
Grundſätze hat, als weil die Natur bei allem Schw
ken immer wieder in die vorige Stelle rückt, imm
das alte Bedürfniß zurückbringt. Es iſt beſcheid

ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt, aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wiſſen wenig von dem Privatleben der größten Genie's, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neuern Zeiten von Arioſt, Dante und Taſſo, von Raphael, von Albrecht Dürer, Cervantes, Shakeſpeare, von Fielding, Sterne u. A. aufbewahrt worden iſt, beſtätigt dieſe Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben ſcheint, ſelbſt der große Staatsmann und Feldherr werden, ſobald ſie durch ihr Genie groß ſind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäſar, unter den Neuern nur an Heinrich den Vierten von Frankreich, Guſtav Adolph von Schweden und den Czaar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Türenne, Vendome zeigen uns alle dieſen Charakter. Dem andern Geſchlecht hat die Natur in dem naiven Charakter ſeine höchſte Vollkommenheit angewieſen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallſucht ſo ſehr als nach dem Scheine des Naiven: Beweis genug, wenn man auch ſonſt keinen hätte, daß die größte Macht des Geſchlechts auf dieſer Eigenſchaft beruhet. Weil aber die herrſchenden Grundſätze bei der weiblichen Erziehung *mit dieſem Charakter* in ewigem Streit liegen, ſo iſt

den Sitten, doch wird man ſich immer im Herzen geſtehen, daß das Kind Recht habe.

Das Naive der Geſinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menſchen als einem der Natur nicht ſchlechterdings unterworfenen Weſen beigelegt werden, obgleich nur inſofern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetiſirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftloſe übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landſchaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegenſatz gegen die Willkür und die phantaſtiſchen Begriffe des Menſchen, einen naiven Charakter bei. Dieß erfordert aber immer, daß wir dem Willenloſen in unſern Gedanken einen Willen leihen, und auf die ſtrenge Richtung deſſelben nach dem Geſetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unſere eigene ſchlecht gebrauchte moraliſche Freiheit und über die in unſerm Handeln vermißte ſittliche Harmonie führt leicht eine ſolche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftloſe wie eine Perſon anreden, und demſelben, als wenn es wirklich mit einer Verſuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, ſeine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienſt machen, ſeine ruhige Haltung beneiden. Es ſteht uns in einem ſolchen Augenblicke wohl an, daß wir die Prärogativ unſerer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unſeres wirklichen Zuſtandes die

Gerechtigkeit gegen unsere Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. So lange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden, und haben Beides verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur, eine Sehnsucht nach ihrer Glückseligkeit, eine Sehnsucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauern.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich ekelt und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freuden stürzen, und *dein Ersatz muß* die Freiheit selbst seyn, aus der

ſie ſließen. Wohl darfſt du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufſtecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit iſt. Alſo nichts von Klagen über die Erſchwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freier Reſignation dich unterwerfen, mußt ſie als die Naturbedingungen des Einzigguten reſpektiren; nur das Böſe derſelben mußt du, aber nicht blos mit ſchlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du ſelbſt unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtſchaft frei, unter jenem launiſchen Wechſel beſtändig, unter jener Anarchie geſetzmäßig handelſt. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; ſtrebe nach Einheit, aber ſuche ſie nicht in der Einförmigkeit; ſtrebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillſtand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftloſen beneideſt, iſt keiner Achtung, keiner Sehnſucht werth. Sie liegt hinter dir, ſie muß ewig hinter dir liegen. Verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtſeyn und Willen das Geſetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröſtet biſt, ſo laſſ' ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muſter dienen. Tritſt du her-

aus zu ihr aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt; dann verweile bei dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl, es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. Laſſ' dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauſchen zu wollen, aber nimm ſie in dich auf, und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich ſelbſt immer wieder findeſt aus den Verirrungen der Kunſt, bei der du Muth und neues Vertrauen ſammelſt zum Laufe, und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von Neuem entzündeſt.

Wenn man ſich der ſchönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke ſind, ſo muß die Bemerkung befremden, daß man ſo wenige Spuren von dem ſentimentaliſchen Intereſſe, mit welchem wir Neuere an Naturſcenen und an Naturcharakteren hangen können, bei demſelben antrifft. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, *aber doch gerade nicht* mehr und mit keinem vorzug-

lichern Herzensantheil, als er es auch in Beschr
eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstun
nes Hausgeräthes oder irgend eines mechanische
dukes ist. Er scheint in seiner Liebe für das
keinen Unterschied zwischen demjenigen zu n
was durch sich selbst und dem, was durch die
und durch den menschlichen Willen ist. Die
scheint mehr seinen Verstand und seine Wißb
als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er
nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mi
Wehmuth an derselben, wie wir Neuere. Ja,
er sie in ihren einzelnen Erscheinungen perso
und vergöttert, und ihre Wirkungen als Hand
freier Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nc
digkeit in ihr auf, durch welche sie für uns ge
anziehend ist. Seine ungeduldige Phantasie fü
über sie hinweg zum Drama des menschlichen
Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere,
lungen, Schicksale und Sitten befriedigen ih
wenn wir in gewissen moralischen Stimmung
Gemüths wünschen können, den Vorzug unser
lensfreiheit, der uns so vielem Streite mit un
so vielen Unruhen und Verirrungen aussetzt,
die wahllose, aber ruhige Nothwendigkeit de
nunftlosen hinzugeben, so ist gerade umgekeh
Phantasie des Griechen geschäftig, die menschli
tur schon in der unbeseelten Welt anzufange
da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, de
len Einfluß zu geben.

Woher wohl dieſer verſchiedene Geiſt? Wie kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur iſt, von den Alten ſo unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und ſelbſt die lebloſe Welt mit der wärmſten Empfindung umfaſſen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menſchheit verſchwunden iſt, und wir ſie nur außerhalb dieſer, in der unbeſeelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unſere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unſerer Verhältniſſe, Zuſtände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moraliſche Anlage, aus welcher er fließt, unbeſtechlich und unauslöſchbar in allen menſchlichen Herzen liegt, in der phyſiſchen Welt eine Befriedigung zu verſchaffen, die in der moraliſchen nicht zu hoffen iſt. Deswegen iſt das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle ſo nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unſchuld beklagen. Unſere Kindheit iſt die einzige unverſtümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menſchheit noch antreffen; daher es kein Wunder iſt, wenn uns jede Fußſtapfe der Natur außer uns auf unſere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen.*)

*) Aber auch nur bei den Griechen; denn es gehörte gerade

Bei diesem gerete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Umfang ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines meinen Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht begrübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also den Griechen die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er innerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden, und so, kein dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit mußte er bei dieser als seinem Maximum stille stehen.

---

eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Lebloſe zu legen, und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. Ossians Menschenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her war groß, kolossalisch, mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte. In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch bei seinem Volk der Kreis der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moralischen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuscheuchen und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

und alles Andere derſelben zu nähern bemüht ſeyn, wenn wir uneinig mit uns ſelbſt und unglücklich in unſern Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Intereſſe haben, als aus derſelben herauszuflüchten, und eine ſo mißlungene Form aus unſern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede iſt, iſt alſo nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirten den Ulyſſes bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer läſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las. Unſer Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit.

So wie nach und nach die Natur anfing, aus dem menſchlichen Leben als Erfahrung und als das handelnde und empfindende) Subjekt zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenſtand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weiteſten gebracht hatte, mußte zuerſt von dem Phänomen des Naiven am ſtärkſten gerührt werden, und demſelben einen Namen geben. Dieſe Nation waren, ſo viel ich weiß, die Franzoſen. Aber die Empfindung des Naiven und das Intereſſe an demſelben iſt natürlicherweiſe viel älter, und datirt ſich

ſchon von dem Anfang der moraliſchen und äſthetiſchen Verderbniß. Dieſe Veränderung in der Empfindungsweiſe iſt zum Beiſpiel ſchon äußerſt auffallend im Euripides, wenn man dieſen mit ſeinen Vorgängern, beſonders dem Aeſchylus, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günſtling ſeiner Zeit. Die nämliche Revolution läßt ſich auch unter den alten Hiſtorikern nachweiſen. Horaz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters, preißt die ruhige Glückſeligkeit in ſeinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieſer ſentimentaliſchen Dichtungsart nennen, ſo wie er auch in derſelben ein noch nie übertroffenes Muſter iſt. Auch im Properz, Virgil u. A. findet man Spuren dieſer Empfindungsweiſe, weniger beim Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in ſeinem Exil zu Tomi die Glückſeligkeit ſchmerzlich vermißt, die Horaz in ſeinem Tibur ſo gern entbehrte.

Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie dieſes nicht ganz mehr ſeyn können, und ſchon in ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkürlicher und künſtlicher Formen erfahren oder doch mit demſelben zu kämpfen gehabt haben, da werden ſie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur ſeyn, oder ſie werden die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwei ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der *Poeſie* erſchöpft und ausgemeſſen wird. Alle Dichter,

die es wirklich ſind, werden, je nachdem die Zeit beſchaffen iſt, in der ſie blühen, oder zufällige Umſtände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsſtimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den ſentimentaliſchen gehören.

Der Dichter einer naiven und geiſtreichen Jugendwelt, ſo wie derjenige, der in den Zeitaltern künſtlicher Kultur ihm am nächſten kommt, iſt ſtreng und ſpröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern; ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn ſucht, dem Verlangen, das ihn umfaſſen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenſtand behandelt, erſcheint nicht ſelten als Unempfindlichkeit. Das Objekt beſitzt ihn gänzlich, ſein Herz liegt nicht, wie ein ſchlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, ſondern will, wie das Gold, in der Tiefe geſucht ſeyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, ſo ſteht er hinter ſeinem Werke; Er iſt das Werk und das Werk iſt Er; man muß des erſtern ſchon nicht werth, oder nicht mächtig, oder ſchon ſatt ſeyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt ſich z. B. Homer unter den Alten und Shakeſpeare unter den Neuern; zwei höchſt verſchiedene, durch den unermeßlichen Abſtand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in dieſem Charakterzuge völlig Eins. Als ich in einem ſehr frühen Alter den letztern Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im *höchſten Pathos* zu ſcherzen, die herzzerſchneiden-

den Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung fortteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke der Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren; kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ, und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im sechsten Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander stoßen und, nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke ge-

ben. Dieſem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Geſetze des Gaſtrechts ſelbſt im Krieg beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Arioſt an die Seite geſtellt werden, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, Ferrau und Rinald, dieſer ein Chriſt, jener ein Sarazene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und, um die flüchtige Angelika einzuholen, das nämliche Pferd beſteigen. Beide Beiſpiele, ſo verſchieden ſie übrigens ſeyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unſer Herz beinahe gleich, weil beide den ſchönen Sieg der Sitten über die Leidenſchaft mahlen, und uns durch Naivetät der Geſinnungen rühren. Aber wie ganz verſchieden nehmen ſich die Dichter bei Beſchreibung dieſer ähnlichen Handlung! Arioſt, der Bürger einer ſpätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bei der Erzählung dieſes Vorfalls ſeine eigene Verwunderung, ſeine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abſtandes jener Sitten von denjenigen, die ſein Zeitalter charakteriſiren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemählde des Gegenſtandes und erſcheint in eigener Perſon. Man kennt die ſchöne Stanze und hat ſie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,

Frei von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des trummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg sich in zwei Straßen theilte. *)

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus, seines Gegners, Erzählung, daß dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer selbst:

„Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unsern Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die Andern
Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Also redeten jene; herab von den Wagen sich schwingend,
Faßten sie beid' einander die Hand und gelobten sich Freundschaft."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Beden-

*) Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanz. 22.

tung dieſes Wortes iſt) auch nur bis hieher gewartet haben, um ſeine Freude an dieſer Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um ſo leichter verzeihen, da auch unſer Herz beim Leſen einen Stillſtand macht, und ſich von dem Objekte gern entfernt, um in ſich ſelbſt zu ſchauen. Aber von Allem dieſem keine Spur im Homer; als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, ja als ob er ſelbſt kein Herz im Buſen trüge, fährt er in ſeiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zevs, daß er ohne Beſinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüſtungen, goldne mit ehrnen,
Wechſelte, hundert Farren werth, neun Farren die andern.“ *)

Dichter von dieſer naiven Gattung ſind in einem künſtlichen Weltalter nicht ſo recht mehr an ihrer Stelle. Auch ſind ſie in demſelben kaum mehr möglich, wenigſtens auf keine andere Weiſe möglich, als daß ſie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günſtiges Geſchick vor dem verſtümmelnden Einfluß deſſelben geborgen werden. Aus der Societät ſelbſt können ſie nie und nimmer hervorgehen; aber außerhalb derſelben erſcheinen ſie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anſtaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man ſich ärgert. So wohlthätige Erſcheinungen ſie für den Künſtler

*) Ilias, Voß'ſche Ueberſetzung, I. Band. Seite 183.

ſind, der ſie ſtudirt, und für den Sch
der ſie zu würdigen verſteht, ſo wenig
ſie im Ganzen und bei ihrem Jahrhunder
gel des Herrſchers ruht auf ihrer Stirn
gen wollen von den Muſen gewiegt und
den. Von den Kritikern, den eigentli
tern des Geſchmacks, werden ſie als Ur
gehaßt, die man lieber unterdrücken m
klöſt Homer dürfte es blos der Kraft ei
tauſendjährigen Zeugniſſes zu verdanken
ihn dieſe Geſchmacksrichter gelten laſſen
es ihnen ſauer genug, ihre Regeln gege
ſpiel, und ſein Anſehen gegen ihre Re
haupten.

Der Dichter, ſagte ich, iſt entweder
er wird ſie ſuchen. Jenes macht den n
den ſentimentaliſchen Dichter.

Der dichteriſche Geiſt iſt unſterblich un
bar in der Menſchheit; er kann nicht an
gleich mit derſelben und mit der Anlage
verlieren. Denn entfernt ſich gleich der
die Freiheit ſeiner Phantaſie und ſeines
von der Einfalt, Wahrheit und Nothwe
Natur, ſo ſteht ihm doch nicht nur der
ſelben immer offen, ſondern ein mächti
vertilgbarer Trieb, der moraliſche, tre
unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit d
ſteht das Dichtungsvermögen in der engſte
ſchaft. Dieſes verliert ſich alſo nicht nach

der natürlichen Einfalt, ſondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt iſt die Natur noch die einzige Flamme, an der ſich der Dichtergeiſt nährt; aus ihr allein ſchöpft er ſeine ganze Macht, zu ihr allein ſpricht er auch in dem künſtlichen, in der Kultur begriffenen Menſchen. Jede andere Art zu wirken iſt dem poetiſchen Geiſte fremd; daher, beiläufig zu ſagen, alle ſogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetiſch heißen, ob wir ſie gleich lange Zeit, durch das Anſehen der franzöſiſchen Literatur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, ſage ich, iſt es auch noch jetzt, in dem künſtlichen Zuſtande der Kultur, wodurch der Dichtergeiſt mächtig iſt; nur ſteht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derſelben.

So lange der Menſch noch reine, es verſteht ſich, nicht rohe Natur iſt, wirkt er als ungetheilte ſinnliche Einheit und als ein harmonirendes Ganzes. Sinne und Vernunft, empfangendes und ſelbſtthätiges Vermögen, haben ſich in ihrem Geſchäfte noch nicht getrennt, vielweniger ſtehen ſie im Widerſpruch miteinander. Seine Empfindungen ſind nicht das formloſe Spiel des Zufalls, ſeine Gedanken nicht das gehaltloſe Spiel der Vorſtellungskraft; aus dem Geſetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen dieſe hervor. Iſt der Menſch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunſt ihre Hand an ihn gelegt, ſo iſt jene ſinnliche Harmonie *in ihm aufgehoben*, und er kann nur noch als ma-

ralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustand wirklich stattfand, existirt jetzt blos idealisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm, als ein Gedanke, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, daß dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen — daß hingegen hier in dem Zustand der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur blos eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, was auf Eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dieß sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden, aber es gibt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentrifft.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den

nur eine eigene Ausführung in ſein volles Licht ſetzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiſte nach, und nicht blos nach zufälligen Formen, eine Vergleichung zwiſchen alten und modernen Dichtern *), anzuſtellen verſteht, wird ſich leicht von der Wahrheit deſſelben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; dieſe rühren uns durch Ideen.

Dieſer Weg, den die neuern Dichter gehen, iſt übrigens derſelbe, den der Menſch überhaupt ſowohl im Einzelnen als im Ganzen einſchlagen muß. Die Natur macht ihn mit ſich Eins, die Kunſt trennt und entzweiet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches iſt, das er niemals erreicht, ſo kann der kultivirte Menſch in ſeiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Menſch es in der ſeinigen zu wer-

*) Es iſt vielleicht nicht überflüſſig zu erinnern, daß, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengeſetzt werden, nicht ſowohl der Unterſchied der Zeit als der Unterſchied der Manier zu verſtehen iſt. Wir haben auch in neuern, ja ſogar in den neueſten Zeiten, naive Dichtungen in allen Klaſſen, wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten lateiniſchen, ja ſelbſt griechiſchen Dichtern fehlt es nicht an ſentimentaliſchen. Nicht nur in demſelben Dichter, auch in demſelben Werke trifft man häufig beide Gattungen vereint an, wie zum Beiſpiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effekt machen.

den vermag. Er müßte also dem letztern
kommenheit unendlich nachstehen, wenn bi
Verhältniß, in welchem beide zu ihrer A
ihrem Maximum stehen, geachtet wird.
man hingegen die Arten selbst mit einander
sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch
hin strebt, demjenigen, welches er durch
reicht, unendlich vorzuziehen ist. Der
also seinen Werth durch absolute Erreich
endlichen, der andere erlangt ihn durch A
zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur
Grade und einen Fortschritt hat, so i
tive Werth des Menschen, der in der Kul
fen ist, im Ganzen genommen, niemals
bar, obgleich derselbe, im Einzelnen betr
in einem nothwendigen Nachtheil gegen
befindet, in welchem die Natur in ihrer g
kommenheit wirkt. Insofern aber das letz
Menschheit nicht anders als durch jene Fortsc
erreichen ist, und der letztere nicht anders fi
kann, als indem er sich kultivirt und folg
erstern übergeht, so ist keine Frage, w
beiden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel d
gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwei ve
Formen der Menschheit gesagt wird, läß
auf jene beiden, ihnen entsprechenden Die
anwenden.

Man hätte deswegen alte und moder

und ſentimentaliſche — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinſchaftlichen höhern Begriff (einen ſolchen gibt es wirklich) mit einander vergleichen ſollen. Denn freilich, wenn man den Gattungsbegriff der Poeſie zuvor einſeitig aus den alten Poeten abſtrahirt hat, ſo iſt nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen ſie herabzuſetzen. Wenn man nur das Poeſie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigenſten und erhabenſten Schönheit den Namen der Dichter wird ſtreitig machen müſſen, weil ſie gerade hier nur zu dem Zöglinge der Kunſt ſprechen, und der einfältigen Natur nichts zu ſagen haben *). Weſſen Gemüth nicht ſchon zuberei-

*) Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Komödien ſtehen bleiben und wegfallen ſollte; auch wäre zu wünſchen geweſen, daß die Meiſter des franzöſiſchen Kothurns mit ihren Trauerſpielen zuweilen dieſe Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopſtock'ſchen Oden, mit den ſchönſten Stellen im Meſſias, im verlornen Paradies, in Nathan dem Weiſen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angeſtellt würde. Doch was ſage ich? Dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die Moliere'ſche Magd raiſonnirt ja Langes und Breites in unſern kritiſchen Bibliothekeln, philoſophiſchen und literariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie, Kunſt und dergleichen, nur wie billig, auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem, und wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Literatur gezieme.

tet iſt, über die Wirklichkeit hinaus, ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichſte Gehalt leerer Schein und der höchſte Dichterſchwung Ueberſpannung ſeyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin Homer groß iſt, irgend einen Neuern ihm an die Seite ſtellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopſtock mit dem Namen eines neuern Homer beehrt ſieht. Eben ſo wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigſten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteriſtiſch auszeichnet, die Vergleichung mit demſelben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, iſt mächtig durch die Kunſt der Begrenzung; dieſer iſt es durch die Kunſt des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künſtlers (denn was hier von dem Dichter geſagt worden, kann unter den Einſchränkungen, die ſich von ſelbſt ergeben, auch auf den ſchönen Künſtler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung beſteht, erklärt ſich der hohe Vorzug, den die bildende Kunſt des Alterthums über die neuern Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunſt und moderne bildende Kunſt zu beiden Kunſtgattungen im Alterthume ſtehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung ſeine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann ſie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plaſtiſchen Werken hilft daher dem

Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild der Einbildungskraft auf das Genaueste im Raum zu bestimmen, und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worin dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders; und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen, und in dem, was sinnlich darstellbar und körperlich ist, so kann der neuere sie wieder in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem, was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen.

Da der naive Dichter blos der einfachen Natur und Empfindung folgt, und sich blos auf Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es gibt, in dieser Rücksicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, daß man Alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht, sage ich, blos auf dem verschiedenen Grad einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend, wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald vor

diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres
ist ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es sich mit dem senti
lischen Dichter. Dieser reflektirt über de
druck, den die Gegenstände auf ihn machen, u
auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, i
selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Geg
wird hier auf eine Idee bezogen, und nur au
Beziehung beruht seine dichterische Kraft. De
mentalische Dichter hat es daher immer m
streitenden Vorstellungen und Empfindunge
der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner I
dem Unendlichen zu thun, und das gemischte
das er erregt, wird immer von dieser de
Quelle zeugen. *) Da hier also eine Mehrh

*) Wer bei sich auf den Eindruck merkt, den naive
gen auf ihn machen, und den Antheil, der dem

Principien ſtattfindet, ſo kommt es darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters und in ſeiner Darſtellung überwiegen wird, und es iſt folglich eine Verſchiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun entſteht die Frage, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenſtand der Abneigung, ob er dieſes als einen Gegenſtand der Zuneigung ausführen will. Seine Darſtellung wird alſo entweder ſatyriſch, (oder ſie wird in einer weitern Bedeutung dieſes Worts, die ſich nachher erklären wird) elegiſch ſeyn; an eine von dieſen beiden Empfindungsarten wird jener ſentimentaliſche Dichter ſich halten.

Satyriſch iſt der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt Beides auf Eins hinaus) zu ſeinem Gegenſtande macht. Dieß kann er aber ſowohl ernſthaft und mit Affekt als ſcherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verſtandes verweilt. Jenes geſchieht durch die ſtrafende oder pathetiſche, dieſes durch die ſcherzhafte Satyre.

Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als dieſe ſuchen, bei ſentimentaliſchen hingegen die Vorſtellung der Einbildungskraft mit einer Vernunft-Idee zu vereinigen haben und alſo immer zwiſchen zwei verſchiedenen Zuſtänden in Schwanken gerathen.

Streng genommen verträgt zwar der Ge
Dichters weder den Ton der Strafe noch den
luſtigung. Jener iſt zu ernſt für das Spiel,
Poeſie immer ſeyn ſoll; dieſer iſt zu frivol
Ernſt, der allem poetiſchen Spiele zum Grund
ſoll. Moraliſche Widerſprüche intereſſiren noth
unſer Herz und rauben alſo dem Gemüth ſeine F
und doch ſoll aus poetiſchen Rührungen alles eig
Intereſſe, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürf
bannt ſeyn. Verſtandes-Widerſprüche hingege
das Herz gleichgültig, und doch hat es der
mit dem höchſten Anliegen des Herzens, mit d
tur und dem Ideal, zu thun. Es iſt daher ke
ringe Aufgabe für ihn, in der pathetiſchen
nicht die poetiſche Form zu verletzen, welche
Freiheit des Spiels beſteht, in der ſcherzhaft
tyre nicht den poetiſchen Gehalt zu verfehlen,
immer das Unendliche ſeyn muß. Dieſe Aufga
nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die ſ
Satyre erlangt poetiſche Freiheit, indem ſie
habene übergeht; die lachende Satyre erhäl
ſchen Gehalt, indem ſie ihren Gegenſtand mit
heit behandelt.

Wirklichkeit iſt alſo hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber, worauf hier alles ankommt, dieſe Abneigung ſelbſt muß wieder nothwendig aus dem entgegenſtehenden Ideal entſpringen. Sie könnten nämlich auch eine blos ſinnliche Quelle haben, und lediglich in Bedürfniß gegründet ſeyn, mit welchem die Wirklichkeit ſtreitet; und häufig genug glauben wir einen moraliſchen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns blos der Widerſtreit derſelben mit unſerer Neigung erbittert. Dieſes materielle Intereſſe iſt es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf dieſem Wege gar nicht fehlſchlägt, uns in Affekt zu verſetzen, ſo glaubt er unſer Herz in ſeiner Gewalt zu haben, und im Pathetiſchen Meiſter zu ſeyn. Aber jedes Pathos aus dieſer Quelle iſt der Dichtkunſt unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren, und nur durch die Vernunft zu unſerm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird ſich dieſes unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetiſche Pathos an einem Uebergewicht der Selbſtthätigkeit und an einer auch im Affekte noch beſtehenden, Gemüthsfreiheit zu erkennen iſt. Entſpringt nämlich die Rührung aus dem der Wirklichkeit gegenüberſtehenden Ideale, ſo verliert ſich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl, und die Größe der Idee, von der wir erfüllt ſind, erhebt uns über alle Schranken der Er-

Widerstand der Sinne, nur in genissen
des Schwunges und einer augendlicklich
gung und thun; in der schönen Seele hi
das Ideal als Natur, also gleichförmig
mithin auch in einem Zustand der Ruh
Das tiefe Meer erscheint am erhabensi
Bewegung, der klare Bach am schönste
ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten wo
von beiden, die Tragödie oder Komödie,
dern den Rang verdiene. Wird damit b
welche von beiden das wichtigere Objekt
ist kein Zweifel, daß die erstere den Vo
tet; will man aber wissen, welche von
wichtigere Subjekt erfordere, so möchte d
eher für die letztere ausfallen. — In d
geschieht schon durch den Gegenstand sehr
Komödie geschieht durch den Gegenst
und Alles durch den Dichter. Da nun
des Geschmacks der Stoff nie in Betracht
so muß natürlicherweise der ästhetische W
beiden Kunstgattungen in umgekehrtem
zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen.
schen Dichter trägt sein Objekt, der komi
muß durch sein Subjekt das seinige in de
Höhe erhalten. Jener darf einen Schw
wozu so viel eben nicht gehört; der and
gleich bleiben, er muß also schon dort se
zu Hause seyn, wohin der andere gar

auf gelangt. Und gerade das iſt es, worin
ſchöne Charakter von dem erhabenen unter-
In dem erſten iſt jede Größe ſchon enthal-
fließt ungezwungen und mühelos aus ſeiner
er iſt dem Vermögen nach ein Unendliches
punkte ſeiner Bahn; der andere kann ſich zu
größe anſpannen und erheben, er kann durch
ſt ſeines Willens aus jedem Zuſtand der Be-
ng ſich reißen. Dieſer, iſt alſo nur ruckweiſe
mit Anſtrengung frei, jener iſt es mit Leich-
und immer.
ſefreiheit des Gemüths in uns hervorzubrin-
zu nähren iſt die ſchöne Aufgabe der Ku-
ſo wie die Tragödie beſtimmt iſt, die Ge-
eiheit, wenn ſie durch einen Affekt gewaltſam
ben worden, auf äſthetiſchem Wege wieder her-
u helfen. In der Tragödie muß daher die Ge-
eiheit künſtlicherweiſe und als Experiment auf-
werden; weil ſie in Herſtellung derſelben ihre
Kraft beweist; in der Komödie hingegen
hütet werden, daß es niemals zu jener Auf-
der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt
ödiendichter ſeinen Gegenſtand immer prak-
er Komödiendichter den ſeinigen immer theore-
uch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Na-
ie Grille hätte, einen theoretiſchen, dieſer
raktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Ge-
is welchem der Gegenſtand genommen, ſon-
is Forum, vor welches der Dichter ihn bringt.

macht denſelben tragiſch oder komiſch. De
muß ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in
men, und immer das Herz intereſſiren;
ker muß ſich vor dem Pathos hüten, und
Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo du
dige Erregung, dieſer durch beſtändige Abw
Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſ
auf beiden Seiten um ſo größer, je mehr
ſtand des Einen abſtrakter Natur iſt, u
Andern ſich zum Pathetiſchen neigt*). We
Tragödie von einem wichtigern Punkte ausge
man auf der andern Seite geſtehen, daß di
einem wichtigen Ziel entgegengeht, und
wenn ſie es erreichte, alle Tragödie über
unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerlei mit

*) In Nathan dem Weiſen iſt dieſes nicht geſchei
die ſpröſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtw
Aber Leſſing wußte ſelbſt, daß er kein Traue
und vergaß nur, menſchlicherweiſe, in ſeiner
gelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte
der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche For
andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohn
liche Veränderungen würde es kaum möglich geye
ſes dramatiſche Gedicht in eine gute Tragödie u
aber mit blos zufälligen Veränderungen möchte
Komödie abgehoben haben. Dem letztern Zu
hätte das Pathetiſche, dem erſtern das Raiſonn
opfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Fra
chem von beiden die Schönheit dieſes Gedichts
beruht.

ſten, wornach der Menſch zu ringen hat, frei von Leidenſchaft zu ſeyn, immer klar, immer ruhig, um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben, ſo begegnet es auch oft bei dichteriſchen Darſtellungen, den blos leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechſeln, und da ſich der gemeine Geſchmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, ſo iſt es ſolchen niedlichen Geiſtern ein leichtes, jenen Ruhm zu uſurpiren, der ſo ſchwer zu verdienen iſt. Aber es gibt eine untrügliche Probe, vermittelſt deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, ſo wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters, unterſcheiden kann, und dieſe iſt, wenn beide ſich an einem ſchwierigen und großen Objekte verſuchen. In einem ſolchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, ſo wie die Temperamentstugend in das Materielle: die wahrhaft ſchöne Seele hingegen geht eben ſo gewiß in die erhabene über.

So lange Lucian blos die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünſchen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a., bleibt er Spötter, und ergetzt uns mit ſeinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen ſeines Nigrinus, ſeines Timons, ſeines Alexanders,

wo seine Satyre auch die moralische Verderbniß trift. „Unglükseliger", so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, „warum verließest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit, und kamst hieher in dieses Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmählern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w." Bei solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grunde liegen muß. Selbst durch den boshaften Scherz, womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln, blikt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophisten rächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beiden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern — welchen großen und schönen Charakter drükt nicht Cervantes bei jedem würdigen Anlaß in seinem Don Quixote aus! Welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf! Wie kann der Lacher Yorik, sobald er will, unser Gemüth so groß und so mächtig bewegen! Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Dschinnistan sei-

Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer
ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu
höchsten empor zu tragen.
on der Voltaire'schen Satyre läßt sich kein
Urtheil fällen. Zwar ist es auch bei diesem
ftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplici-
er Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch
; es sey nun, daß er sie in einem naiven Charak-
rklich erreiche, wie mehrmals in seinem Ingenu,
daß er sie, wie in seinem Candide u. a., suche
äche. Wo keines von beiden der Fall ist, da kann
zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß
ls Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt
zu wenig Ernst zum Grunde, und dieses
seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir
en immer nur seinem Verstande, nicht seinem
. Es zeigt sich kein Ideal unter jener luftigen
und kaum etwas absolut Festes in jener ewi-
ewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit
ern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle
Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein
liches Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet al-
er Formen hat er auch nicht Eine gefunden,
er ein Herz hätte abdrucken können. Beinahe
nan also fürchten, es war in diesem reichen Ge-
ur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf
ıtyre bestimmte. Wäre es anders, so hätte er
gend auf seinem weiten Weg aus diesem engen
treten müssen. Aber bei allem noch so großen

Wechsel des Stoffes und der äußern Form
dieſe innere Form in ewigem, dürftigen
wiederkehren, und troz ſeiner voluminöſen
hat er doch den Kreis der Menſchheit in
nicht erfüllt, den man in den obenerwähnte
tern mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur den Kunſt
Ideal der Wirklichkeit ſo entgegen, daß di
lung des erſten überwiegt, und das Wohl
denſelben herrſchende Empfindung wird,
man ihn elegiſch. Auch dieſe Gattung hat
Satyre, zwei Klaſſen unter ſich. Entwed
Natur und das Ideal ein Gegenſtand de
wenn jene als verlohren, dieſes als unerre
ſtellt wird; oder beide ſind ein Gegenſtand d
indem ſie als wirklich vorgeſtellt werden.
gibt die Elegie in engerer, das andere die
in weiteſter Bedeutung. *)

*) Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie un
einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnli
werde ich bei Leſern, die tiefer in die Sache di
zu verantworten brauchen. Meine Abſicht dabe
wegs, die Grenzen zu verrücken, welche die bil
vanz ſowohl der Satyre und Elegie als der Id
tem Grunde geſteckt hat; ich ſehe blos auf d
Dichtungsarten herrſchende Empfindungsw
es iſt ja bekannt genug, daß dieſe ſich keineswegs
gen Grenzen einſchließen läßt. Elegiſch rufen
blos die Elegie, welche ausſchließlich ſo genannt

Wie der Unwille bei der pathetiſchen und wie der Spott bei der ſcherzhaften Satyre, ſo darf bei der Elegie die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten,

---

der dramatiſche und epiſche Dichter können uns auf elegiſche Weiſe bewegen. In der Meſſiade, in Thomſons Jahrszeiten, im verlornen Paradies, im befreiten Jeruſalem finden wir mehrere Gemählde, die ſonſt nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen ſind. Eben ſo, mehr oder weniger, faſt in jedem pathetiſchen Gedichte. Daß ich aber die Idylle ſelbſt zur elegiſchen Gattung rechne, ſcheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere ſich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede iſt, welche eine Species der ſentimentaliſchen Dichtung iſt, zu deren Weſen es gehört, daß die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit entgegengeſetzt werde. Geſchieht dieſes auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und ſtellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideals rein und ſelbſtſtändig vor unſere Augen, ſo iſt jener Gegenſatz doch in ſeinem Herzen, und wird ſich auch ohne ſeinen Willen in jedem Pinſelſtrich verrathen. Ja, wäre dieſes nicht, ſo würde ſchon die Sprache, deren er ſich bedienen muß, weil ſie den Geiſt der Zeit an ſich trägt, auch den Einfluß der Kunſt erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künſtelei in Erinnerung bringen; ja, uns er eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber ſtellen, und ſo die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angeigt hätte, in uns elegiſch machen. Dieß Letztere iſt ſo unrmeidlich, daß ſelbſt der höchſte Genuß, den die ſchönſten ierke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem ktivirten Menſchen gewähren, nicht lange rein bleibt, ſons n früher oder ſpäter von einer elegiſchen Empfindung be- et ſeyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß hier

Begeisterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht blos in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht blos in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt entschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deswegen die Klaggesänge des Ovid, die er aus seinem Verbannungsorte am Euxin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeisterung, stieß jene Klagen aus; es athmet darin, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines

versuchte Eintheilung, eben deswegen, weil sie sich blos auf den Unterschied der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gedichte selbst und der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn der Dichter, auch in demselben Werke, keineswegs an Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

lern Geiſtes, den ſein Schickſal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Auguſtus iſt, um das er trauert, ſo verzeihen wir dem Sohn der Freude ſeinen Schmerz; aber ſelbſt das herrliche Rom mit allen ſeinen Glückſeligkeiten iſt, wenn nicht die Einbildungskraft es erſt veredelt, blos eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunſt, die, erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichteriſchen Klage kann alſo niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealiſcher Gegenſtand ſeyn; ſelbſt wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muß ſie ihn erſt zu einem idealiſchen umſchaffen. In dieſer Reduktion des Beſchränkten auf ein Unendliches beſteht eigentlich die poetiſche Behandlung. Der äußere Stoff iſt daher an ſich ſelbſt immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunſt niemals ſo brauchen kann, wie ſie ihn findet, ſondern nur durch das, was ſie ſelbſt daraus macht, ihm die poetiſche Würde gibt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der ſie nie exiſtirt hat, wenn er ſie gleich als was da Geweſenes und nun Verlorenes beweint. Wenn uns Oſſian von den Tagen erzählt, die nicht mehr ſind, ſo hat ſeine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längſt in Ideale, jene Helden in Götter umgeſtaltet. Die Erfahrungen eines beſtimmten

gänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *)

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. Rousseau, als Dichter wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz, als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bei der einen oder bei der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln: nur weiß er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrscht, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt, und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth

*) Man lese z. B. das treffliche Gedicht Cartheon betitelt.

Gemähldes vernichtet. Beide Eigenſchaften, deren
ge Wechſelwirkung und Vereinigung den Poeten
ntlich ausmacht, finden ſich bei dieſem Schrift-
er in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt,
daß ſie ſich auch wirklich mit einander vereinigt
ierten, daß ſeine Selbſtthätigkeit ſich mehr in ſein
pfinden, daß ſeine Empfänglichkeit ſich mehr in ſein
nken miſchte. Daher iſt auch in dem Ideale, das er
der Menſchheit aufſtellt, auf die Schranken derſel-
zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rückſicht ge-
nmen, und überall mehr ein Bedürfniß nach phy-
her Ruhe als nach moraliſcher Uebereinſtim-
ung darin ſichtbar. Seine leidenſchaftliche Empfind-
keit iſt Schuld, daß er die Menſchheit, um nur
Streits in derſelben recht bald los zu werden, lie-
zu der geiſtloſen Einförmigkeit des erſten Stan-
zurückgeführt, als jenen Streit in der geiſtreichen
rmonie einer völlig durchgeführten Bildung geen-
t ſehen, daß er die Kunſt lieber gar nicht anfan-
laſſen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz,
er das Ziel lieber niedriger ſteckt, und das Ideal
her herabſetzt, um es nur deſto ſchneller, um es nur
to ſicherer zu erreichen.

Unter Deutſchlands Dichtern in dieſer Gattung
l ich hier nur Hallers, Kleiſts und Klop-
cks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung iſt
timentaliſch; durch Ideen rühren ſie uns, nicht
rch ſinnliche Wahrheit, nicht ſowohl, weil ſie ſelbſt
tur ſind, als weil ſie uns für Natur zu begeiſtern

wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen wahr ist, schließt natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch reine Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigen und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschließt Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und, was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektirende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand macht, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektirt, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattinn betrauert (man kennt das schöne Lied), und folgendermaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode singen,
O Mariane, welch ein Lied!

Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht u. ſ. f.

o finden wir dieſe Beſchreibung genau wahr, aber
vir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich
eine Empfindungen, ſondern ſeine Gedanken darüber
nittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit ſchwä-
her, weil er ſelbſt ſchon ſehr viel erkältet ſeyn mußte,
im ein Zuſchauer ſeiner Rührung zu ſeyn.

Schon der größtentheils überſinnliche Stoff der
Haller'ſchen und zum Theil auch der Klopſtock'-
chen Dichtungen ſchließt ſie von der naiven Gattung
us; ſobald daher jener Stoff überhaupt nur poetiſch
earbeitet werden ſollte, ſo mußte er, da er keine
örperliche Natur annehmen und folglich kein Gegen-
tand der ſinnlichen Anſchauung werden konnte, ins
Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenſtand
er geiſtigen Anſchauung erhoben werden. Ueberhaupt
äßt ſich nur in dieſem Sinne eine didaktiſche Poeſie
hne innern Widerſpruch denken; denn, um es noch
inmal zu wiederholen, nur dieſe zwei Felder beſitzt die
Dichtkunſt; entweder ſie muß ſich in der Sinnenwelt
der ſie muß ſich in der Ideenwelt aufhalten, da ſie
n Reich der Begriffe oder in der Verſtandeswelt
lechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich geſtehe es,
enne ich kein Gedicht in dieſer Gattung, weder aus älte-
er noch neuerer Literatur, welches den Begriff, den es
earbeitet, rein und vollſtändig entweder bis zur In-
ividualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt

hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich geht, daß zwischen beiden abgewechselt wird, während daß der abstrakte Begriff herrscht, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, blos verstattet wird, den Vorrath zu bedienen. Dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den Haller'schen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemählden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist diesem Dichter um Vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schweigt am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräusch der Gesellschaft, und findet im Schoß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! *) Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt, du bist des wahren Lebens Grab,
Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beispiel siegt und du, o Feu'r der Jugend,
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern vom Menschen seyn."

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm; was er suchet, ist ewig außer ihm: nie kann er den üblen Einfluß seines Jahrhunderts verwinden.

*) Man sehe das Gedicht dieses Namens in seinen Werken.

Iſt ſein Herz gleich feurig, ſeine Phantaſie gleich energiſch genug, die todten Gebilde des Verſtandes durch die Darſtellung zu beſeelen, ſo entſeelt der kalte Gedanke eben ſo oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion ſtört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er beſang, iſt ſeine Dichtung, ſeine Phantaſie iſt rege und thätig, doch möchte man ſie eher veränderlich als reich, eher ſpielend als ſchaffend, eher unruhig fortſchreitend als ſammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechſeln Züge auf Züge, aber ohne ſich zum Individuellen zu koncentriren, ohne ſich zum Leben zu füllen und zur Geſtalt zu runden. So lange er blos lyriſch dichtet und blos bei landſchaftlichen Gemählden verweilt, läßt uns theils die größere Freiheit der lyriſchen Form, theils die willkürlichere Beſchaffenheit ſeines Stoffs dieſen Mangel überſehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenſtand ſelbſt dargeſtellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er ſich, wie in ſeinem Eiſſides und Paches, und in ſeinem Seneca, herausnimmt, Menſchen und menſchliche Handlungen darzuſtellen, weil hier die Einbildungskraft ſich zwiſchen feſten und nothwendigen Grenzen eingeſchloſſen ſieht, und der poetiſche Effekt nur aus dem Gegenſtand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen froſtig: ein warnendes Beiſpiel für Alle, die ohne innern Beruf aus

dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nämliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neueren und noch wenigere aus ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb der Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiet der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. *) Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert,

*) Ich sage musikalischen, um hier an die doppelte Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, blos einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht blos auf dasjenige, was in der Poesie wirklich und der Materie nach Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beherrschen; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht nach der oben gegebenen Bestimmung ist, so Vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frei gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Cha-

teren ſage, gilt von Allem, was in dieſem Gedichte Leben und Handlung iſt oder ſeyn ſoll; und nicht blos in dieſer Epopöe, auch in den dramatiſchen Poeſien unſers Dichters. Für den Verſtand iſt Alles trefflich beſtimmt und begrenzt (ich will hier nur an ſeinen Judas, ſeinen Pilatus, ſeinen Philo, ſeinen Salomo, im Trauerſpiel dieſes Namens, erinnern), aber es iſt viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich geſtehe es frei heraus, finde ich dieſen Dichter ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre.

Seine Sphäre iſt immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte ſagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen, ſo wie andere Dichter alles Geiſtige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den ſeine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar ſo innig und ſo mächtig in uns zu erregen weiß, ſtrömen aus überſinnlichen Quellen hervor. Daher dieſer Ernſt, dieſe Kraft, dieſer Schwung, dieſe Tiefe, die Alles charakteriſiren, was von ihm kommt; daher auch dieſe immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Leſung deſſelben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte ſich weniger zum

gerade Klopſtock, der uns immer nur a
Leben herausführt, immer nur den Geiſt m
Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen
wart eines Objekts zu erquicken. Keuſch, übe
unkörperlich, heilig, wie ſeine Religion, i
dichteriſche Muſe, und man muß mit Bewu
geſtehen, daß er, wiewohl zuweilen in dieſen
verirrt, doch niemals davon herabgeſunken. i
bekenne daher unverholen, daß mir für de
desjenigen etwas bang iſt, der wirklich und o
fektation dieſen Dichter zu ſeinem Lieblingsbu
chen kann: zu einem Buche nämlich, bei de
zu jeder Lage ſich ſtimmen, zu dem man a
Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hä
in Deutſchland Früchte genug von ſeiner gefä
Herrſchaft geſehen. Nur in gewiſſen exaltirten
mungen des Gemüths kann er geſucht und e
den werden; deswegen iſt er auch der Abgott
gend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichſte
Die Jugend, die immer über das Leben hinau
die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge
ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſe
men, die ihr von dieſem Dichter aufgethan
Wenn dann der Jüngling Mann wird, u
dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erf
zurückkehrt, ſo verliert ſich Vieles, ſehr Viel
jener enthuſiaſtiſchen Liebe, aber nichts von d
tung, die man einer ſo einzigen Erſcheinung,
ſo außerordentlichen Genius, einem ſo ſehr

die der Deutsche besonders einem so he-
e schuldig ist.

diesen Dichter vorzugsweise in der ele-
ng groß, und kaum wird es nöthig seyn,
noch besonders zu rechtfertigen. Fähig-
zie und Meister auf dem ganzen Felde
er Dichtung kann er uns bald durch das
k erschüttern, bald in himmlisch süße
wiegen; aber zu einer hohen geistreich
h neigt sich doch überwiegend sein Herz,
en auch seine Harfe, seine Lyra tönt,
schmelzenden Töne seiner Leute doch im-
nd tiefer und beweglicher klingen. Ich
uf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es
ühne und Starke, alle Fiktionen, alle
eschreibungen, alle Muster oratorischer
im Messias, alle schimmernden Gleich-
unser Dichter so vorzüglich glücklich ist,
Empfindungen hingeben würde, welche
an Ebert, in dem herrlichen Gedicht
n frühen Gräbern, der Sommernacht,
See und mehreren andern aus dieser
ien. So ist mir die Messiade als ein
r Gefühle und idealischer Schilderungen
wenig sie mich auch als Darstellung einer
als ein episches Werk befriedigt.

ollte ich, ehe ich dieses Gedicht verlasse,
ie Verdienste eines Uz, Denis, Ge-
n Tod Abels), eines Jacobi, Ger-

ſtenberg, Hölty, Göckingk, und meh
dern in dieſer Gattung erinnern, welche
durch Ideen rühren, und, in der oben feſtge
deutung des Worts, ſentimentaliſch gedich
Aber mein Zweck iſt nicht, eine Geſchichte
ſchen Dichtkunſt zu ſchreiben, ſondern das
ſagte durch einige Beiſpiele aus unſerer Lite
zu machen. Die Verſchiedenheit des We
ich zeigen, auf welchem alte und moderne,
ſentimentaliſche Dichter zu dem nämlichen
hen — daß, wenn uns jene durch Natur,
dualität und lebendige Sinnlichkeit rüh
durch Ideen und hohe Geiſtigkeit eine eben
wenn gleich keine ſo ausgebreitete Macht
Gemüth beweiſen.

An den bisherigen Beiſpielen hat ma
wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen n
Stoff behandelt; man könnte aber auch inter
zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit e
timentalen Stoff verfährt. Völlig neu un
ner ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe A
ſeyn, da in der alten und naiven Welt
Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen
Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch ha
Genie auch dieſe Aufgabe gemacht, und a
wunderswürdig glückliche Weiſe aufgelöst.
rakter, der mit glühender Empfindung ein
faßt und die Wirklichkeit flieht, um nach e
ſenloſen Unendlichen zu ringen, der, was

selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt Alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstere, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von Außen her Alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemein-

ſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjektive Vorſtellungsweiſe der objektiven — — aber mit welcher Verſchiedenheit! entgegen: ſogar im Ganzen treffen wir den nämlichen Gegenſatz, freilich, wie auch den Stoff dieß erfordert, auf beiden Seiten ſehr verwandelt und materialiſirt wieder an. Es verlohnte wohl der Mühe, eine philoſophiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Gegenſatzes zu verſuchen.

Es iſt oben bemerkt worden, daß die blos heitre und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine andre Ideenfülle zum Grunde liegt, noch gar keinen Beruf zur ſcherzhaften Satyre abgebe, ſo freigebig ſie auch im gewöhnlichen Urtheil deſſen genommen wird, eben ſo wenig Beruf gibt die blos zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegiſchen Dichtung. Bei den fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energiſche Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. Produkte dieſer zärtlichen Gattung können uns daher blos ſchmelzen und, ohne das Herz zu erquicken und den Geiſt zu beſchäftigen, blos der Sinnlichkeit ſchmeicheln. Ein fortgeſetzter Hang zu dieſer Empfindungsweiſe muß zuletzt nothwendig den Charakter entnervend und in einen Zuſtand der Paſſivität verſenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher ſehr recht gethan, jenes Ideal der Empfin-

delei *) und wesnerliche Wesen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel bessere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, gegen das spaßhafte Wesen, gegen die herzlose Satyre und die gestaltlose Laune **) zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ächten Geschmacks kann das Eine so wenig als das Andere etwas gelten, weil Beiden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produk-

*) „Der Hang, wie Herr Adelung sie definirt, zu rührenden sanften Empfindungen, ohne vernünftige Absicht und über das gehörige Maß." — Herr Adelung ist sehr glücklich, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet.

**) Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Kritik an, wenn es Leute gibt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und belustigen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Zwar ist weder Talent noch Laune darin zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, daß Beides nicht mehr gereinigt ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Komödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

gen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgl
ſpannte, Empfindung macht den erſtern Ro
leichter Humor und ein aufgeweckter feiner
macht den zweiten ſchätzbar: aber ſo wie es
durchaus an der gehörigen Nüchternheit des
des fehlt, ſo fehlt es dem andern an
Würde. Der erſte wird der Erfahrung gege
wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale
beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaf
einerſeits mit der Natur und andererſeits
Ideale übereinſtimmend ſeyn muß, ſo kann
ſo wenig als der andere auf den Namen eine
Werks Anſpruch machen. Indeſſen iſt es
und billig, und ich weiß es aus eigener E
daß der Thümmel'ſche Roman mit gro
anfangen gelesen wird. Da er nur ſolche Le

wird mit Recht ein Lieblingsbuch unſerer und aller der Zeiten bleiben, wo man äſthetiſche Werke blos ſchreibt, um zu gefallen, und blos lieſt, um ſich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetiſche Literatur nicht ſogar klaſſiſche Werke aufzuweiſen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weiſe zu beleidigen, und ſich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geiſtigkeit, die hier von jedem äſthetiſchen Kunſtwerk verlangt wird, ſehr weit zu entfernen ſcheinen? Was ſelbſt der Dichter, der keuſche Jünger der Muſe, ſich erlauben darf, ſollte das dem Romanſchreiber, der nur ſein Halbbruder iſt, und die Erde noch ſo ſehr berührt, nicht geſtattet ſeyn? Ich darf dieſer Frage hier um ſo weniger ausweichen, da ſowohl im elegiſchen als im ſatyriſchen Fache Meiſterſtücke vorhanden ſind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige iſt, von der dieſer Aufſatz ſpricht, zu ſuchen, zu empfehlen, und dieſelbe nicht ſowohl gegen die ſchlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Anſehen haben. Entweder müßten alſo jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgeſtellte Begriff elegiſcher Dichtung viel zu willkürlich angenommen ſeyn.

Was der Dichter ſich erlauben darf, hieß es, ſollte dem proſaiſchen Erzähler nicht nachgeſehen werden dürfen? Die Antwort iſt in der Frage ſchon enthalten: was dem Dichter verſtattet iſt, kann für den, der es nicht iſt, nichts beweiſen. In dem Begriffe des Dichters ſelbſt und nur in dieſem liegt der Grund jener

Freiheit, die eine blos verächtliche Licenz ist; [illegible] sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der [illegible] Natur fremd; nur die Erfahrung des Verbotenen hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sinnen die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht [illegible] darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit denselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht sie den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verfahrtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liesest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück, und nicht das seinige; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Absicht auf Freiheiten dieser Art, Folgendes festsetzen:

Fürs Erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn; denn dem Willen

der immer nach moraliſchen Geſetzen gerichtet wird, können wir eine Begünſtigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müſſen alſo Naivetät ſeyn. Um uns überzeugen zu können, daß ſie dieſes wirklich ſind, müſſen wir ſie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet iſt, unterſtützt und begleitet ſehen, weil die Natur nur an der ſtrengen Konſequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen iſt. Nur einem Herzen, welches alle Künſtelei überhaupt, und mithin auch da, wo ſie nützt, verabſcheut, erlauben wir, ſich da, wo ſie drückt und einſchränkt, davon loszuſprechen; nur einem Herzen, welches ſich allen Feſſeln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derſelben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines ſolchen Menſchen müſſen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an ſich tragen; er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade ſeyn; alle Verſtellung, alle Liſt, alle Willkür, alle kleinliche Selbſtſucht muß aus ſeinem Charakter, alle Spuren davon aus ſeinem Werke verbannt ſeyn.

Fürs Zweite; nur die ſchöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einſeitiger Ausbruch der Begierde ſeyn; denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entſpringt, iſt verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menſchlicher Natur müſſen auch dieſe ſinnlichen Energien hervorgehen. Sie müſſen Humanität ſeyn. Um

Gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur da
nem Menſchen, weil ſie thieriſch iſt, und
Mangel wahrer vollkommener Menſchhei
zeugt: ſie beleidigt uns nur darum an eine
werk, weil ein ſolches Werk Anſpruch mac
gefallen, mithin auch uns eines ſolchen W
hig hält. Sehen wir aber in dem Menſche
dabei überraſchen läßt, die Menſchheit in
zen übrigen Umfange wirken; finden w
Werke, worin man ſich Freiheiten dieſer
men, alle Realitäten der Menſchheit ausg
iſt jener Grund unſeres Mißfallens weggera
wir können uns mit unvergällter Freude a
ven Ausdruck wahrer und ſchöner Natu
Derſelbe Dichter alſo, der ſich erlauben da
Theilnehmern ſo niedrig menſchlicher Gefü
chen, muß uns auf der andern Seite wieder
mal groß und ſchön und erhaben menſchlich

niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, ſobald es kalt und ſobald es leer iſt, weil dieſes einen Urſprung aus Abſicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heilloſen Anſchlag auf unſere Begierden beweist. Es iſt hingegen ſchön, edel, und ohne Rückſicht auf alle Einwendungen einer froſtigen Decenz beifallswürdig, ſobald es naiv iſt, und den Geiſt mit Herz verbindet. *)

Wenn man mir ſagt, daß unter dem hier gegebenen Maßſtab die meiſten franzöſiſchen Erzählungen in dieſer Gattung, und die glücklichſten Nachahmungen derſelben in Deutſchland nicht zum Beſten beſtehen möchten — daß dieſes zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unſers anmuthigſten und geiſtreichſten Dichters ſeyn dürfte, ſeine Meiſterſtücke ſogar nicht ausgenommen, ſo habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausſpruch ſelbſt iſt nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längſt ſchon von jedem feinern Gefühle über dieſe Gegenſtände gefällt worden iſt. Eben dieſe Principien aber, welche in Rückſicht auf jene

*) Mit Herz; denn die blos ſinnliche Gluth des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Arbinghello bei aller ſinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine ſinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne äſthetiſche Würde. Doch wird dieſe ſeltſame Produktion immer als ein Beiſpiel des beinahe poetiſchen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daß die nämlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemählde des römischen und deutschen Ovids, so wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontel (der sich einen moralischen Erzähler nennt), Laclos und vieler Andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römischen und deutschen Properz, ja selbst mit manchem verschrienen Produkt des Diderot versöhnen; denn jene sind nur witzig, nur prosaisch, nur lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv. *)

---

*) Wenn ich den unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon ꝛc. in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonnener Kritiker vor Kurzem zu sagen erlaubte); der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern naiven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Ver-

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über dieſe dritte Species ſentimentaliſcher Dichtung zu ſagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwickelung derſelben, deren ſie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. *)

---

theilung ſchädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen äſthetiſch ſowohl als moraliſch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt iſt, ſich bei Entwerfung des Plans einer ſolchen Gefahr in der Ausführung auszuſetzen, und ob überhaupt ein Plan poetiſch heißen kann, der, ich will dieſes einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keuſche Empfindung des Dichters ſowohl als ſeines Leſers zu empören, und ohne beide bei Gegenſtänden verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl ſich ſo gern entfernt — dieß iſt es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verſtändiges Urtheil hören möchte.

*) Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, ſo wie ſie hier als die drei einzig möglichen Arten ſentimentaliſcher Poeſie aufgeſtellt werden, mit den drei beſondern Gedichtarten, welche man unter dieſem Namen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungsweiſe, welche ſowohl jenen als dieſen eigen iſt. Daß es aber, außerhalb der Grenzen naiver Dichtung, nur dieſe dreifache Empfindungsweiſe und Dichtungsweiſe geben könne, folglich das Feld ſentimentaliſcher Poeſie durch dieſe Eintheilung vollſtändig ausgemeſſen ſey, läßt ſich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduciren.

Die ſentimentaliſche Dichtung nämlich unterſcheidet ſich dadurch von der naiven, daß ſie den wirklichen Zuſtand, bei dem die letztere ſtehen bleibt, auf Ideen bezieht,

Die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit iſt der allgemeine Begriff dieſer Dichtungsart. Weil dieſe Unſchuld und dieſes Glück

---

und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt, mit zwei ſtreitenden Objekten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwiſchen welchen ſie weder mehr noch weniger als gerade die durch ſeligenden Bedürfniſſe denken laſſen. Entweder iſt es der Widerſpruch des wirklichen Zuſtandes, oder es iſt die Uebereinſtimmung deſſelben mit dem Ideal, welche vorzugsweiſe das Gemüth beſchäftigt; oder dieſes iſt zwiſchen beiden getheilt. In dem erſten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energiſche Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Friedens, durch die energiſche Ruhe, befriedigt; in dem letzten wechſelt Streit mit Harmonie, wechſelt Ruhe mit Bewegung. Dieſer dreifache Empfindungszuſtand giebt den verſchiedenen Dichtungsarten die Entſtehung, denen die gebrauchten Benennungen Satyre, Idylle, Elegie vollkommen entſprechend ſind, ſobald man ſich nur an die Stimmung erinnert, in welche die unter dieſen Namen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth verſetzen, und von den Mitteln abſtrahirt, wodurch ſie dieſelbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drei Gattungen ich die Epopöe, den Roman, das Trauerſpiel u. a. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verſtanden haben. Denn der Begriff dieſer letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht, oder doch nicht allein durch die Empfindungsweiſe, beſtimmt; viel mehr weiß man, daß ſolche in mehr als einer Empfindungsweiſe, folglich auch in mehreren der von mir aufgeſtellten Dichtungsarten, können ausgeführt werden.

mit den künſtlichen Verhältniſſen der größern Socie-
ät und mit einem gewiſſen Grad von Ausbildung und
Verfeinerung unverträglich ſcheinen, ſo haben die
Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge
es bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hir-
nſtand verlegt, und derſelben ihre Stelle vor dem
nfange der Kultur in dem kindlichen Alter
Menſchheit angewieſen. Man begreift aber wohl,
ſ dieſe Beſtimmungen blos zufällig ſind, daß ſie
ot als der Zweck der Idylle, blos als das natür-
ſte Mittel zu demſelben, in Betrachtung kommen.
Zweck ſelbſt iſt überall nur der, den Menſchen

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die
ſentimentaliſche Poeſie, wie billig, für eine ächte Art (nicht
blos für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren
Dichtkunſt zu halten geneigt iſt, in der Beſtimmung der
poetiſchen Arten, ſo wie überhaupt in der ganzen poetiſchen
Geſetzgebung, welche noch immer einſeitig auf die Obſervanz
r alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf ſie
nige Rückſicht muß genommen werden. Der ſentimenta-
he Dichter geht in zu weſentlichen Stücken von dem nai-
ab, als daß ihm die Formen, welche dieſer eingeführt,
rall ungezwungen anpaſſen könnten. Freilich iſt es hier
er, die Ausnahmen, welche die Verſchiedenheit der Art
dert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen ſich
bt, immer richtig zu unterſcheiden; aber ſoviel lehrt doch
Erfahrung, daß unter den Händen ſentimentaliſcher Dich-
uch der vorzüglichſten) keine einzige Gedichtart ganz das
en iſt, was ſie bei den Alten geweſen, und daß un-
r alten Namen öfters ſehr neue Gattungen ſind aufs
worden.

im Stand der Unschuld, d. h. in einem G
Harmonie und des Friedens mit sich selb
Aussen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht
Anfange der Kultur statt, sondern er
den die Kultur, wenn sie absolut nur eine
Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel
Die Idee dieses Zustandes allein und
die mögliche Realität derselben kann dem
mit allen den Uebeln verfahren, denen
Weg der Kultur unterworfen ist, und zu
Chimäre, so würden die Klagen derer
größere Societät und die Anbauung des
blos als ein Uebel verschreien und jenen
Stand der Natur für den wahren Zweck des
ausgeben, vollkommen gegründet seyn.
schen, der in der Kultur begriffen ist, lieg
endlich viel daran, von der Ausführbarkeit
in der Sinnenwelt, von der möglichen Rea
Zustandes, eine sinnliche Bekräftigung zu
und da die wirkliche Erfahrung, weit entf
Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig
so kommt auch hier, wie in so vielen ande
das Dichtungsvermögen der Vernunft zu
jene Idee zur Anschauung zu bringen und
einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenst
poetische Vorstellung, und die Einbildungsk
sich mithin auch dort schon schöpferisch

, daß die Aufgabe dort ungleich einfacher
r zu lösen war, ſo fanden ſich in der Erfah-
t ſchon die einzelnen Züge vor, die ſie nur
en und in ein Ganzes zu verbinden brauchte.
m glücklichen Himmel, in den einfachen
ſen des erſten Standes, bei einem beſchränk-
t, wird die Natur leicht befriedigt, und
) verwildert nicht eher, als bis das Bedürf-
ngſtiget. Alle Völker, die eine Geſchichte
ben ein Paradies, einen Stand der Un-
goldenes Alter; ja, jeder einzelne Menſch
radies, ſein goldenes Alter, deſſen er ſich,
r er mehr oder weniger Poetiſches in ſei-
hat, mit mehr oder weniger Begeiſterung
Die Erfahrung ſelbſt bietet alſo Züge genug
mählde dar, welches die Hirten-Idylle be-
deswegen bleibt aber dieſe immer eine ſchöne,
nde Fiktion, und die Dichtungskraft hat in
z derſelben wirklich für das Ideal gearbeitet.
den Menſchen, der von der Einfalt der Na-
abgewichen und der gefährlichen Führung
unſt überliefert worden iſt, iſt es von un-
Richtigkeit, die Geſetzgebung der Natur in
m Exemplar wieder anzuſchauen, und ſich
Verderbniſſen der Kunſt in dieſem treuen
eder reinigen zu können. Aber ein Um-
t ſich dabei, der den äſthetiſchen Werth ſol-
ngen um ſehr viel vermindert. Vor dem
der Kultur gepflanzt ſchließen ſie mit

b Empfindung verkennt zwar den Werth sol-
tungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu den-
zogen und früher davon gesättigt. In dem
Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür
htiger; aber auf einen solchen Moment soll
e Schöne niemals zu warten brauchen, son-
vielmehr erzeugen.

ich hier an der Schäfer-Idylle tadle, gilt
nur von der sentimentalischen; denn der nai-
es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der
elbst schon enthalten ist. Jede Poesie näm-
einen unendlichen Gehalt haben, dadurch al-
e Poesie; aber sie kann diese Forderung auf
chiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Un-
seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegen-
t allen seinen Grenzen darstellt, wenn
dividualisirt; sie kann ein Unendliches seyn,
erie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand
enzen entfernt, wenn sie ihn idealisirt,
veder durch eine absolute Darstellung oder
rstellung eines Absoluten. Den ersten Weg
naive, den zweiten der sentimentalische Dich-
er kann also seinen Gehalt nicht verfehlen,
sich nur treu an die Natur hält, welche im-
hgängig begrenzt, d. h. der Form nach unend-
Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer
gigen Begrenzung im Wege, da er einen ab-
ehalt in den Gegenstand legen soll. Der sen-
sche Dichter versteht sich also nicht gut auf

ſeinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter ſeine Gegenſtände abborgt, welche an ſich ſelbſt völlig gleichgültig ſind, und nur durch die Behandlung poetiſch werden. Er ſetzt ſich dadurch ganz unmöglicherweiſe einerlei Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der abſoluten Beſtimmtheit der Darſtellung mit demſelben wetteifern zu können; er ſollte ſich alſo vielmehr gerade in dem Gegenſtand von dem naiven Dichter entfernen, weil er dieſem, was derſelbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenſtand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer-Idylle der ſentimentaliſchen Dichter zu machen, ſo erklärt es ſich nun, warum dieſe Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunſt weder für das Herz noch für den Geiſt völlig befriedigend ſind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andere Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daß die Darſtellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und ſind wieder gerade um ſo viel individuell, daß der idealiſche Gehalt darunter leidet. Ein Geßner'ſcher Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein *zu ideales* Weſen; eben ſo wenig kann er uns als ein *Ideal* durch das Unendliche des Gedankens befriedigen.

denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar bis auf einen gewiſſen Punkt allen Klaſſen von Leſern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt, und folglich den zwei entgegengeſetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, keinem von Beiden ſein volles Recht erweiſt, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt, ſo kann er eben deswegen vor einem ſtrengen Geſchmack nicht ganz beſtehen, der in äſthetiſchen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es iſt ſonderbar, daß dieſe Halbheit ſich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erſtreckt, die zwiſchen Poeſie und Proſa unentſchieden ſchwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede ſich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener Rede den poetiſchen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darſtellung des erſten Menſchenpaares und des Standes der Unſchuld im Paradieſe; die ſchönſte, mir bekannte Idylle in der ſentimentaliſchen Gattung. Hier iſt die Natur edel, geiſtreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe; der höchſte Gehalt der Menſchheit iſt in die anmuthigſte Form eingekleidet.

Alſo auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetiſchen Gattungen, muß man einmal für allemal zwiſchen der Individualität und der Idealität eine

Wahl treffen; denn beiden Forderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, so lange man nicht auf der Höhe der Vollkommenheit steht, der sicherste Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bei aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, so thue er es ganz, und thue es ausschließend, und setze sich über jede Forderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen*). Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideal, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bei dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch

*) Mit einem solchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsre deutsche Literatur nicht blos bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedichte aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verſchmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verſchlechtern, um es der menſchlichen Bedürftigkeit anzupaſſen, und den Geiſt auszuſchließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unſere Kindheit, um uns mit den koſtbarſten Erwerbungen des Verſtandes eine Ruhe erkaufen zu laſſen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unſerer Geiſteskräfte; ſondern führe uns vorwärts zu unſerer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache ſich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunſchuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüſtigſten feurigſten Lebens, des ausgebreitetſten Denkens, der raffinirteſten Kunſt, der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung ausführt, welche, mit Einem Wort, den Menſchen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Elyſium führt.

Der Begriff dieſer Idylle iſt der Begriff eines völlig aufgelöſten Kampfes ſowohl in dem einzelnen Menſchen, als in der Geſellſchaft einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Geſetze, einer zur höchſten ſittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er iſt kein anderer, als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter beſteht alſo darin, daß aller Gegenſatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff

zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Lehrheit fließt, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läßt. Die höchste Einheit muß seyn, aber sie darf der Mannigfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetischen Ideale ist Folgendes festgesetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden,

aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, die Menſchheit in ſich vollſtändig zu machen, und aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unendlichen überzugehen.*) Der menſchlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, iſt aber die gemeinſchaftliche Aufgabe Beider, und ohne das würden ſie gar nicht Dichter heißen können; aber der naive Dichter hat vor dem ſentimentaliſchen immer die ſinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatſache ausführt, was der andere nur zu erreichen ſtrebt. Und das iſt es auch, was Jeder bei ſich erfährt, wenn er ſich beim Genuſſe naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte ſeiner Menſchheit in einem ſolchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er iſt ein Ganzes in ſich

*) Für den wiſſenſchaftlich prüfenden Leſer bemerke ich, daß beide Empfindungsweiſen, in ihrem höchſten Begriff gedacht, ſich wie die erſte und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entſteht, daß man die erſtere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung iſt nämlich der reflektirende Verſtand, und die ſentimentaliſche Stimmung iſt das Reſultat des Beſtrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wieder herzuſtellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geſchehen, in welchem die Natur der Kunſt wieder begegnet. Geht man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, ſo wird man die Natur und die ihr entſprechende naive Stimmung immer in der erſten, die Kunſt als Aufhebung der Natur durch den frei wirkenden Verſtand immer in der zweiten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunſt zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

selbst; ohne etwas in seinem Gefühl zu unterscheid… über
freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit … ren.
seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimm… Leich…
ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter verse… senti…
Hier fühlt er blos einen lebendigen Trieb, die H… für d…
monie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich … ser …
pfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Men… gleich…
heit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bring… dehn…
Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist … füll…
gespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühl… selb…
da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit sich selbst … wel…
vollkommen befriedigt ist. …

Aber wenn es der naive Dichter dem sentimen… …
lischen auf der einen Seite an Realität abgewin… …
und dasjenige zur wirklichen Existenz bringt, wor… …
dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, … …
hat letzterer wieder den großen Vortheil über den … …
stern, daß er dem Trieb einen größern Gegen… …
stand zu geben im Stande ist, als jener geleistet h… …
und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen wir, … …
bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Existirende … …
hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. …
Durch diese Einschränkung, der alles Sinnliche unter… …
worfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hin… …
gegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens … …
dem sentimentalischen zu Statten kommt. Jener er… …
füllt also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist … …
etwas Begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht … …
ganz, aber die Aufgabe ist ein Unendliches. Auch hier …

ber kann einen Jeden ſeine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man ſich mit Richtigkeit und Luſt zu der lebendigen Gegenwart; der ſentimentaliſche wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verſtimmen. Das macht, unſer Gemüth iſt hier durch das Unendliche der Idee gleichſam über ſeinen natürlichen Durchmeſſer ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir verſinken lieber betrachtend in uns ſelbſt, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anſtatt daß wir dort aus uns heraus nach ſinnlichen Gegenſtänden ſtreben. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet ſie auch ein: die naive iſt das Kind des Lebens, und in das Leben führt ſie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunſt der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf iſt ſie; keiner Verbeſſerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. Zu der Empfindung iſt das ganze Werk des naiven Genie's abſolvirt; hier liegt ſeine Stärke und ſeine Grenze. Hat er alſo nicht gleich dichteriſch, d. h. nicht gleich vollkommen menſchlich empfunden, ſo kann dieſer Mangel durch keine Kunſt mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einſicht des Fehlers verhelfen, aber ſie kann keine Schönheit an

durch Natur geſchieht, und das iſt auch jed
verunglückte Produkt des naiven Genie's, w
nichts mehr entfernt iſt als Willkürlichkeit;
Anderes iſt die Nöthigung des Augenblicke
deres die innere Nothwendigkeit des Ga
ein Ganzes betrachtet iſt die Natur ſelbſtſt
unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hi
ſie bedürftig und beſchränkt. Dieſes gilt
von der Natur des Dichters. Auch der
Moment, in welchem ſich derſelbe befinde
von einem vorhergehenden abhängig; es
daher auch nur eine bedingte Nothwendig
legt werden. Nun ergeht aber die Aufga
Dichter, einen einzelnen Zuſtand dem m
Ganzen gleich zu machen, folglich ihn a
nothwendig auf ſich ſelbſt zu gründen. Aus
ment der Begeiſterung muß alſo jede Spur
lichen Bedürfniſſes entfernt bleiben und

kann er aber nur durch die Welt erhalten, in
r lebt, und von der er unmittelbar berührt wird.
naive Genie ſteht alſo in einer Abhängigkeit von
Erfahrung, welche das ſentimentaliſche nicht ken-
Dieſes wiſſen wir, fängt ſeine Operation erſt da
wo jenes die ſeinige beſchließt; ſeine Stärke be-
darin, einen mangelhaften Gegenſtand aus ſich
ſt heraus zu ergänzen, und ſich durch eigene
ſt aus einem begrenzten Zuſtand in einen Zuſtand
reiheit zu verſetzen. Das naive Dichtergenie bedarf
ines Beiſtandes von Außen, da das ſentimentali-
ich aus ſich ſelbſt nährt und reinigt; es muß eine
reiche Natur, eine dichteriſche Welt, eine naive
ſchheit um ſich her erblicken, da es ſchon in der
nenempfindung ſein Werk zu vollenden hat. Fehlt
nun dieſer Beiſtand von Außen, ſieht es ſich von
n geiſtloſen Stoff umgeben, ſo kann nur zweier-
erſcheben. Es tritt entweder, wenn die Gattung
hm überwiegend iſt, aus ſeiner Art, und wird
mentaliſch, um nur dichteriſch zu ſeyn, oder,
i der Artcharakter die Oberhand behält, es tritt
ſeiner Gattung, und wird gemeine Natur,
nur zu bleiben. Das erſte dürfte der Fall mit
vornehmſten ſentimentaliſchen Dichtern in der al-
römiſchen Welt und in neuern Zeiten ſeyn. In
n andern Weltalter geboren, unter einen an-
Himmel verpflanzt, würden ſie, die uns jetzt
) Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und
e Schönheit bezaubert haben. Vor dem zwei-

Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unte
werden. Wirkliche Natur existirt überall, ab
Natur ist desto seltener, denn dazu gehört
neue Nothwendigkeit des Daseyns. Wirklich
ist jeder noch so gemeine Ausdruck der Leiden
mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre
l i c h e ist er nicht; denn diese erfordert einen
des selbstständigen Vermögens an jeder Na
dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirklich
liche Natur ist jede moralische Niederträchtigk
wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nic
diese kann nie anders als edel seyn. Es ist
übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten di
wechselung wirklicher Natur mit wahrer me
Natur in der Kritik wie in der Ausübung
hat, welche Trivialitäten man in der Poesie g
ja lobpreist, weil sie leider wirkliche Natu

b e r t r a g e n, und der gemeine Stoff den
nicht mit ſich zu Boden ziehen. Iſt nur
dem Moment wenigſtens, wo er ſchildert,
ſchliche Natur, ſo hat es nichts zu ſagen,
s ſchildert: aber auch ſchlechterdings nur
ſolchen können wir ein treues Gemählde
keit vertragen. Weh uns Leſern, wenn
ch in der Fratze ſpiegelt; wenn die Geißel
in die Hände desjenigen fällt, den die Na-
l ernſtlichere Peitſche zu zähmen beſtimmte;
ſchen, die, entblößt von Allem, was man
Geiſt nennt, nur das Affentalent gemeiner
g beſitzen, es auf Koſten unſeres Geſchmacks
d ſchrecklich üben!

bſt dem wahrhaft naiven Dichter, ſage ich,
meine Natur gefährlich werden; denn end-
chöne Zuſammenſtimmung zwiſchen Empfin-
nken, welche den Charakter deſſelben aus-
nur eine Idee, die in der Wirklichkeit
eicht wird, und auch bei den glücklichſten
s dieſer Klaſſe wird die Empfänglichkeit die
gkeit immer um etwas überwiegen. Die
hkeit aber iſt immer mehr oder weniger
ißern Eindruck abhängig, und nur eine an-
egſamkeit des produktiven Vermögens, wel-
menſchlichen Natur nicht zu erwarten iſt,
indern können, daß der Stoff nicht zuwei-
nde Gewalt über die Empfänglichkeit und

übte. So oft aber dieß der Fall iſt, wird aus einem dichteriſchen Gefühl ein gemeines.*)

Kein

*) Wie ſehr der naive Dichter von ſeinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie Alles auf ſein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunſt die beſten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen ſchön iſt, ſind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, ſo iſt auch der Geiſt aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leſer von ſeinem Gefühl muß z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältniſſes zwiſchen beiden Geſchlechtern und der Liebe insbeſondere, eine gewiſſe Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darſtellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerei das Wort zu reden, welche freilich die Natur nicht veredelt, ſondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rückſicht auf jenes Verhältniß der Geſchlechter und den Affekt der Liebe eines edlern Charakters fähig iſt, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die zufälligen Umſtände, welche der Veredlung jener Empfindungen bei ihnen im Wege ſtanden. Daß es Beſchränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigen Stufe feſthielt, lehrt das Beiſpiel neuerer Poeten, welche ſo viel weiter gegangen ſind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede iſt hier nicht von dem, was ſentimentaliſche Dichter aus dieſem Gegenſtande zu machen gewußt haben, denn dieſe gehen über die Natur hinaus in das Idealiſche, und ihr Beiſpiel kann alſo gegen die Alten nichts beweiſen; blos davon iſt die Rede, wie der nämliche Gegenſtand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Sakontala, in den Minneſängern, in manchen Ritterromanen und Ritterepopöen, wie er von Shakeſpeare, von Fielding und mehrern andern, ſelbſt deutſchen Poeten, behandelt iſt. Hier wäre nun für

Kein Genie aus der naiven Klaſſe, von Homer bis auf Bodmer herab, hat dieſe Klippe ganz vermieden; aber freilich iſt ſie denen am gefährlichſten, die ſich einer gemeinen Natur von Außen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Diſciplin von Innen verwildert ſind. Jenes iſt Schuld, daß ſelbſt gebildete Schriftſteller nicht immer von Plattheiten frei bleiben, und dieſes verhinderte ſchon manches herrliche Talent, ſich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, deſſen Genie ſich am meiſten von dem wirklichen Leben nährt, iſt eben daher auch am meiſten der Plattheit ausgeſetzt, wie auch das Beiſpiel des Ariſtophanes und Plautus, und faſt aller der ſpätern Dichter lehrt, die in die Fußſtapfen derſelben getreten ſind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakeſpeare zuweilen ſinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab? Schlegel, einer der geiſtreichſten

---

die Alten der Fall geweſen, einen von Außen zu rohen Stoff von Innen heraus durch das Subjekt zu vergeiſtigen, den poetiſchen Gehalt, der der äußern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit Einem Wort, durch eine ſentimentaliſche Operation aus einem beſchränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht ſentimentaliſche Dichtergenies; ihr Werk war alſo mit der äußern Empfindung geendigt.

Dichter unſers Vaterlands, an deſſen Geni
lag, daß er nicht unter den erſten in dieſer
glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver D
wie auch Rabener, Leſſing ſelbſt, wen
anders hier nennen darf, Leſſing, der gebi
ling der Kritik, und ein ſo wachſamer Rich
ſelbſt — wie büßen ſie nicht Alle, mehr oder
den geiſtloſen Charakter der Natur, die ſie
ihrer Satyre erwählten. Von den neueſte
ſtellern in dieſer Gattung nenne ich keine
keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichterg
fahr iſt, ſich einer gemeinen Wirklichkeit al
nähern — durch die Leichtigkeit, mit der e
ßert, und durch eben dieſe größere Annäh
das wirkliche Leben macht er noch dem gemei
ahmer Muth, ſich im poetiſchen Felde zu
Die ſentimentaliſche Poeſie, wiewohl von ein
Seite gefährlich genug, wie ich hernach ze
de, hält wenigſtens dieſes Volk in Entfer
es nicht Jedermanns Sache iſt, ſich zu Id
heben, die naive Poeſie aber bringt es auf
ben, als wenn ſchon die bloße Empfindung,
Humor, die bloße Nachahmung wirklicher
Dichter ausmache. Nichts aber iſt wider
als wenn der platte Charakter ſich einfallen
benswürdig und naiv ſeyn zu wollen; er,
alle Hüllen der Kunſt ſtecken ſollte, um ſein
Natur zu verbergen. Daher denn auch d

Platitüden, welche ſich die Deutſchen unter dem
l von naiven und ſcherzhaften Liedern vorſingen
n, und an denen ſie ſich bei einer wohlbeſetzten
l ganz unendlich zu beluſtigen pflegen. Unter
Freibrief der Laune, der Empfindung, duldet man
Armſeligkeiten — aber einer Laune, einer Empfin-
, die man nicht ſorgfältig genug verbannen kann.
Muſen an der Pleiße bilden hier beſonders einen
ien kläglichen Chor, und ihnen wird von den Ka-
en an der Leine und Elbe in nicht beſſern
rden geantwortet.*) So inſipid dieſe Scherze ſind,
äglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen
nen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur
nahmen, nur den geiſtloſen und unedeln Aus-

Die guten Freunde haben es ſehr übel genommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigene Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und mußte man unter den höchſten Maßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben, ſobald es ernſtlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen.

druck der wirklichen erreicht; so daß es uns nach e
nem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, al
wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt ob
Salzmanns menschliches Elend gelesen hätten.
Noch viel schlimmer steht es um die satyrische Dich
kunst, und um den komischen Roman insbesondere, die
schon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben so nah
liegen, und daher billig, wie jeder Grenzposten, g
rade in den besten Händen seyn sollten. Derjenig
hat wahrlich den wenigsten Beruf, der Mahler seiner
Zeit zu werden, der das Geschöpf und die Karrik
tur derselben ist; aber da es etwas so Leichtes ist, i
gend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur
nen dicken Mann, unter seiner Bekanntschaft a
zujagen, und die Fratze mit einer groben Feder
dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch
geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den K
in diesem Fache zu stümpern, und einen Cirkel
würdigen Freunden mit der schönen Geburt
getzen. Ein rein gestimmtes Gefühl freilich
nie in Gefahr seyn, diese Erzeugnisse einer ge
Natur mit den geistreichen Früchten des naive
nie's zu verwechseln; aber an dieser reinen Stim
des Gefühls fehlt es eben, und in den meiste
will man blos ein Bedürfniß befriedigt habe
daß der Geist eine Forderung machte. Der
verstandene, wiewohl an sich wahre Begriff,
sich bei Werken des schönen Geistes erhol
das Seinige redlich zu dieser Nachsicht bei

chsicht nennen kann, wo nichts Höheres
und der Leser wie der Schriftsteller auf
ne Rechnung finden. Die gemeine Na-
wenn sie angespannt worden, kann sich
erheit erholen, und selbst ein hoher
rstand, wenn er nicht von einer gleich-
ur der Empfindungen unterstützt ist, ruht
eschäfte nur in einem geistlosen Sinnen-
Wenn sich das dichtende Genie über alle
Schranken, welche von jedem *bestimm-*
unzertrennlich sind, mit freier Selbst-
ß erheben können, um die menschliche
em absoluten Vermögen zu erreichen, so
och auf der andern Seite nicht über die
gen Schranken hinwegsetzen, welche
ner menschlichen Natur mit sich bringt;
olute, aber nur innerhalb der Mensch-
Aufgabe und seine Sphäre. Wir ha-
daß das naive Genie zwar nicht in Ge-
e Sphäre zu überschreiten, wohl aber,
nz zu erfüllen, wenn es einer äußern
it oder dem zufälligen Bedürfniß des
u sehr auf Unkosten der innern Nothwen-
gibt. Das sentimentalische Genie hin-
Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben,
n von ihr zu entfernen, die menschliche
und gar aufzuheben, und sich nicht blos,
und soll, über jede bestimmte und be-
lichkeit hinweg zu der absoluten Möglich-

Schlaffheit in der eigenthümlichen H
weiſe des Naiven gegründet. Das naive G
lich läßt die Natur in ſich unumſchränkt w
da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Ae
immer abhängig und bedürftig iſt, ſo wird
Gefühl nicht immer eraltirt genug blei
den zufälligen Beſtimmungen des Augenbli
ſtehen zu können. Das ſentimentaliſche G
gegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ide
ſteigen und mit freier Selbſtthätigkeit ſein
zu beherrſchen; da aber die Vernunft ihre
nach immer zum Unbedingten ſtrebt, ſo
ſentimentaliſche Genie nicht immer nüchte
bleiben, um ſich ununterbrochen und gleichf
nerhalb der Bedingungen zu halten, welche
griff einer menſchlichen Natur mit ſich fü
an welche die Vernunft auch in ihrem freie
ken hier immer gebunden bleiben muß. Die

it, ſo wird man bei den Geburten des ſentimen-
ſchen oft vergebens nach dem Gegenſtande fra-
. Beide werden alſo, wiewohl auf ganz entgegen-
ßte Weiſe, in den Fehler der Leerheit verfal-
; denn ein Gegenſtand ohne Geiſt und ein Geiſtes-
l ohne Gegenſtand ſind beide ein Nichts in dem
etiſchen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einſeitig aus
Gedankenwelt ſchöpfen, und mehr durch eine in-
: Ideenfülle, als durch den Drang der Empfindung,
i poetiſchen Bilden getrieben werden, ſind mehr
: weniger in Gefahr, auf dieſen Abweg zu gera-
t. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die
nzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath, und
Gedanke wird immer weiter getrieben, als die
ahrung ihm folgen kann. Wird er aber ſo weit
ieben, daß ihm nicht nur keine beſtimmte Erfah-
g mehr entſprechen kann (denn bis dahin darf und
ſ das Idealſchöne gehen), ſondern daß er den Be-
jungen aller möglichen Erfahrung überhaupt wi-
treitet, und daß folglich, um ihn wirklich zu ma-
, die menſchliche Natur ganz und gar verlaſſen
den müßte, dann iſt es nicht mehr ein poetiſcher,
ern ein überſpannter Gedanke: vorausgeſetzt näm-
, daß er ſich als darſtellbar und dichteriſch ange-
digt habe; denn hat er dieſes nicht, ſo iſt es ſchon
ig, wenn er ſich nur nicht ſelbſt widerſpricht. Wi-
pricht er ſich ſelbſt, ſo iſt es nicht mehr Ueberſpan-
g, ſondern Unſinn; denn was überhaupt nicht

was zwar nicht die logische, aber die [illegible]heit verletzt, und auf dieſe doch Anſpruch macht. daher ein Dichter den unglücklichen Einfall h turen, die ſchlechthin übermenſchlich ſind nicht anders vorgeſtellt werden dürfen, zu ſeiner Schilderung zu erwählen, ſo kann er dem Ueberſpannten nur dadurch ſicher ſtellen, das Poetiſche aufgibt, und es gar nicht einm nimmt, ſeinen Gegenſtand durch die Einbildu ausführen zu laſſen. Denn thäte er dieſes, ſ entweder dieſe ihre Grenzen auf den Gegenſta tragen, und aus einem abſoluten Objekt ein b tes menſchliches machen (was z. B. alle ſchen Gottheiten ſind und auch ſeyn ſollen); Gegenſtand würde der Einbildungskraft ihre nehmen, d. h. er würde ſie aufheben, worin Ueberſpannte beſteht.

Man muß die überſpannte Empfindung

dung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichteriſchen Anlage fließen kann, ſo zeugt das Ueberſpannte in der Darſtellung jederzeit von einem kalten Herzen und ſehr oft von einem poetiſchen Vermögen. Es iſt alſo kein Fehler, vor welchem das ſentimentaliſche Dichtergenie gewarnt werden müßte, ſondern der blos dem unberufenen Nachahmer deſſelben droht; daher er auch die Begleitung des Platten, Geiſtloſen, ja des Niedrigen keineswegs verſchmäht. Die überſpannte Empfindung iſt gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß ſie auch nothwendig einen realen Gegenſtand haben. Sie läßt daher auch, weil ſie Natur iſt, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenſtand nicht aus der Natur geſchöpft, ſondern durch den Verſtand einſeitig und künſtlich hervorgebracht iſt, ſo hat er auch blos logiſche Realität, und die Empfindung iſt alſo nicht rein menſchlich. Es iſt keine Täuſchung, was Heloiſe für Abelard, was Petrarch für ſeine Laura, was St. Preux für ſeine Julie, was Werther für ſeine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandiſchen meine ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung iſt wahr, nur der Gegenſtand iſt ein gemachter und liegt außerhalb der menſchlichen Natur. Hätte ſich ihr Gefühl blos an die ſinnliche Wahrheit der Gegenſtände gehalten, ſo würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein blos willkürliches Spiel der

Phantaſie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande geweſen ſeyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Dieſe Ueberſpannung verdient alſo Zurechtweiſung, nicht Verachtung, und wer darüber ſpottet, mag ſich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzloſigkeit ſo klug, aus Vernunftmangel ſo verſtändig iſt. So iſt auch die überſpannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, beſonders die ſpaniſchen, charakteriſirt; ſo iſt die ſkrupuloſe, bis zur Koſtbarkeit getriebene Delikateſſe in den franzöſiſchen und engliſchen ſentimentaliſchen Romanen (von der beſten Gattung) nicht nur ſubjektiv wahr, ſondern auch in objektiver Rückſicht nicht gehaltlos; es ſind ächte Empfindungen, die wirklich eine moraliſche Quelle haben, und die nur darum verwerflich ſind, weil ſie die Grenzen menſchlicher Wahrheit überſchreiten. Ohne jene moraliſche Realität — wie wäre es möglich, daß ſie mit ſolcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Daſſelbe gilt auch von der moraliſchen und religiöſen Schwärmerey, und von der exaltirten Freiheit- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenſtände dieſer Empfindungen immer Ideen ſind, und in der äußern Erfahrung nicht erſcheinen (denn was z. B. den politiſchen Enthuſiaſten bewegt, iſt nicht, was er ſieht, ſondern was er denkt), ſo hat die ſelbſtthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freiheit, und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die ſinnliche Gegenwart ihres Objekts

ihre Grenzen zurückgewieſen werden. Aber weder
r Menſch überhaupt noch der Dichter insbeſondere
rf ſich der Geſetzgebung der Natur anders entziehen,
s um ſich unter die entgegengeſetzte der Vernunft zu
geben: nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit
rlaſſen, denn an einem von dieſen beiden Ankern
uß die Freiheit befeſtigt ſeyn. Aber der Weg von
r Erfahrung zum Ideale iſt ſo weit, und dazwi-
en liegt die Phantaſie mit ihrer zügelloſen Will-
r. Es iſt daher unvermeidlich, daß der Menſch
erhaupt, wie der Dichter insbeſondere, wenn er
h durch die Freiheit ſeines Verſtandes aus der Herr-
aft der Gefühle begibt, ohne durch Geſetze der Ver-
unft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die
atur aus bloßer Freiheit verläßt, ſo lang ohne
eſetz iſt, mithin der Phantaſterei zum Raube da-
ngegeben wird.

Daß ſowohl ganze Völker als einzelne Menſchen,
elche der ſichern Führung der Natur ſich entzogen
ben, ſich wirklich in dieſem Falle befinden, lehrt die
rfahrung, und eben dieſe ſtellt auch Beiſpiele ge-
ug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunſt
f. Weil der ächte ſentimentaliſche Dichtungstrieb,
n ſich zum Idealen zu erheben, über die Grenzen
irklicher Natur hinausgehen muß, ſo geht der un-
hte über jede Grenze überhaupt hinaus, und über-
det ſich, als wenn ſchon das wilde Spiel der Ima-
ination die poetiſche Begeiſterung ausmache. Dem
ahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur

um der Idee willen verläßt, kann dieſes nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es ſich ſelbſt verloren hat; da es hingegen durch ſeine Natur ſelbſt zu einer überſpannten Empfindungsweiſe verführet werden kann. Es kann aber durch ſein Beiſpiel Andere zur Phantaſterei verführen, weil Leſer von reger Phantaſie und ſchwachem Verſtand ihm nur die Freiheiten abſehen, die es ſich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu ſeiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem ſentimentaliſchen Genie hier, wie wir bei dem naiven geſehen haben. Weil dieſes durch ſeine Natur Alles ausführte, was es thut, ſo will der gemeine Nachahmer an ſeiner eigenen Natur keine ſchlechtere Führerinn haben. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die platteſten und ſchmutzigſten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der ſentimentaliſchen ein zahlreiches Heer phantaſtiſcher Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Literatur eines jeden Volks leichtlich nachzuweiſen iſt.

Es ſind in Rückſicht auf Poeſie zwei Grundſätze im Gebrauch, die an ſich völlig richtig ſind, aber in der Bedeutung, worin man ſie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erſten, daß die „Dichtkunſt zum Vergnügen und zur Erholung diene,“ iſt ſchon oben geſagt worden, daß er der Leerheit und Platitude in poetiſchen Darſtellungen nicht wenig günſtig ſey; durch den andern Grundſatz, „daß ſie *zur moraliſchen* Veredlung des Menſchen diene,“ wird

das Ueberſpannte in Schutz genommen. Es iſt nicht überflüſſig beide Principien, welche man ſo häufig im Munde führt, oft ſo ganz unrichtig auslegt und ſo ungeſchickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltſamen Zuſtand zu demjenigen, der uns natürlich iſt. Es kommt mithin hier Alles darauf an, worein wir unſern natürlichen Zuſtand ſetzen, und was wir unter einem gewaltſamen verſtehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unſrer phyſiſchen Kräfte und in eine Befreiung von jedem Zwang, ſo iſt jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerſtand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geſchieht, und Geiſtesruhe, mit ſinnlicher Bewegung verbunden, iſt das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unſern natürlichen Zuſtand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menſchlichen Aeußerung und in die Fähigkeit, über alle unſere Kräfte mit gleicher Freiheit disponiren zu können, ſo iſt jede Trennung und Vereinzelung dieſer Kräfte ein gewaltſamer Zuſtand, und das Ideal der Erholung iſt die Wiederherſtellung unſers Naturganzen nach einſeitigen Spannungen. Das erſte Ideal wird alſo lediglich durch das Bedürfniß der ſinnlichen Natur, das zweite wird durch die Selbſtthätigkeit der menſchlichen aufgegeben. Welche von dieſen beiden Arten der Erholung die Dichtkunſt gewähren dürfe und müſſe, möchte in der Theorie wohl keine Frage ſeyn; denn Niemand wird gern das Anſehen

nach dieſem — zwar nicht die Achtung beſtim
man dieſen Werken erweist, aber doch die N
entſchieden, und der Liebling gewählt. D
ſteszuſtand der mehrſten Menſchen iſt auf ein
anſpannende und erſchöpfende Arbeit, auf
dern erſchlaffender Genuß. Jene aber, wi
macht das ſinnliche Bedürfniß nach Geiſtesr
nach einem Stillſtand des Wirkens ungleich
der als das moraliſche Bedürfniß nach Harm
nach einer abſoluten Freiheit des Wirkens,
allen Dingen erſt die Natur befriedigt ſe
ehe der Geiſt eine Forderung machen ka
ſer bindet und lähmt die moraliſchen Trie
welche jene Forderung aufwerfen mußten. D
daher der Empfänglichkeit für das wahre Sch
theiliger, als dieſe beiden nur allzugewöhnli
müthsſtimmungen unter den Menſchen, und e
ſich daraus, warum ſo gar Wenige ſelbſt

ſtändigen und freien Gebrauchs aller ſeiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen friſchen und ungeſchwächten Geiſt muß man dazu mitbringen, ſeine ganze Natur muß man beiſammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen iſt, die durch abſtraktes Denken in ſich ſelbſt getheilt, durch kleinliche Geſchäftsformeln eingeengt, durch anſtrengendes Aufmerken ermattet ſind. Dieſe verlangen zwar nach einem ſinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzuſetzen, ſondern um es einzuſtellen. Sie wollen frei ſeyn, aber nur von einer Laſt, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man ſich alſo noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen, und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten ſie bei dieſem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken ſie, daß ihnen jetzt erſt eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen ſind ſie willkommen, wie ſie ſind, denn ſo wenig Kraft ſie auch mitbringen, ſo brauchen ſie doch noch viel weniger, um den Geiſt ihres Schriftſtellers auszuſchöpfen. Der Laſt des Denkens ſind ſie hier auf Einmal entledigt, und die losgeſpannte Na-

ſtarrten Sinne erwärmt, und die Einbildung
einer ſüßen Bewegung ſchaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Lö
nachſehen, was ſelbſt den beſten oft genug
nen pflegt. Der Nachlaß, welchen die Natu
der anhaltenden Spannung fordert und ſich
gefordert nimmt, (und nur für ſolche Momen
man den Genuß ſchöner Werke aufzuſparen
äſthetiſchen Urtheilskraft ſo wenig günſtig, d
den eigentlich beſchäftigten Klaſſen nur äußer
ſeyn werden, die in Sachen des Geſchmakes
cherheit und, worauf hier ſo viel ankommt, un
förmigkeit urtheilen können. Nichts iſt gewi
als daß ſich die Gelehrten, den gebildeten W
gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit d
lichſten Blößen geben, und daß beſonders d
richter von Handwerk der Spott aller Ken

elche immer das Ganze umfaſſen müſſen, und bei nen alſo die Empfindung entſcheiden muß. Wenn endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht lei- n und es bei dem erſtern bewenden laſſen wollten, möchten ſie immer noch Nutzen genug ſtiften, da r Dichter in ſeiner Begeiſterung und der empfin- nde Leſer im Moment des Genuſſes das Einzelne r leicht vernachläſſigen. Ein deſto lächerlicheres hauſpiel iſt es aber, wenn dieſe rohen Naturen, die mit aller peinlichen Arbeit an ſich ſelbſt höchſtens Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr rfertiges Individuum zum Repräſentanten des allge- einen Gefühls aufſtellen, und im Schweiß ihres ngeſichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poeſie gewähren habe, werden, wie wir geſehen, ge- öhnlich viel zu enge Grenzen geſetzt, weil man ihn einſeitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff r Veredlung, welche der Dichter beabſichtigen ſoll, öhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil an ihn zu einſeitig nach der bloßen Idee beſtimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Veredlung immer s Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderun- n ſich an die nothwendigen Schranken der Sinnen- elt nicht bindet, und nicht eher als bei dem ab- lut Vollkommenen ſtille ſteht. Nichts, worüber h noch etwas Höheres denken läßt, kann ihr Ge- ge leiſten; vor ihrem ſtrengen Gerichte entſchuldigt

kein Bedürfniß der endlichen Natur: sie erkennt keine anderen Grenzen an, als des Gedankens, und von diesem wissen wir, daß er sich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, wo er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur allzuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das Schlimme ist, daß er sich selbst zu dem wahren Ideal menschlicher Veredlung nicht wird erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer blos die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Gefahr seyn, allen Gehalt zu ver-

4. Die Vernunft wird ihr Geschäft viel zu ab-
dert von der Erfahrung treiben, und was der
mplative Geist auf dem ruhigen Wege des Den-
aufgefunden, wird der handelnde Mensch auf
drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung
jen können. So bringt gewöhnlich eben das den
värmer hervor, was allein im Stande war, den
en zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte
weniger darin bestehen, daß er das erste nicht
rden, als darin, daß er es nicht geblieben ist.
Da es also weder dem arbeitenden Theile der
schen überlassen werden darf, den Begriff der Er-
ig nach seinem Bedürfniß, noch dem kontempla-
Theile, den Begriff der Veredlung nach seinen
ulationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht
hysisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht
perphysisch und der Poesie überschwänglich ausfallen
— diese beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung
, das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische
te regieren, so müssen wir uns, um sie auslegen
ssen, nach einer Klasse von Menschen umsehen,
e ohne zu arbeiten thätig ist, und idealisiren kann,
zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens
den wenigstmöglichen Schranken desselben in sich
nigt, und vom Strome der Begebenheiten getra-
wird, ohne der Raub desselben zu werden. Nur
solche Klasse kann das schöne Ganze menschlicher
ur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und
ein arbeitendes Leben unhaltbar zerstört wird.

aufbewahren, und in Allem, was rein menſchlich iſt,
durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geſetze
geben. Ob eine ſolche Klaſſe wirklich exiſtire, oder
vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äußern
Verhältniſſen wirklich exiſtirt, dieſem Begriffe aus
im Innern entſpreche, iſt eine andere Frage, mit der
ich hier nichts zu ſchaffen habe. Entſpricht ſie demſel-
ben nicht, ſo hat ſie blos ſich ſelbſt anzuklagen, da
entgegengeſetzte arbeitende Klaſſe wenigſtens die
nugthuung hat, ſich als ein Opfer ihres Berufs
betrachten. In einer ſolchen Volksklaſſe (die ich
hier blos als Idee aufſtelle, und keineswegs als
Factum bezeichnet haben will) würde ſich der
Charakter mit dem ſentimentaliſchen alſo vere
daß jeder den andern vor ſeinem Extreme ber
und indem der erſte das Gemüth vor Ueberſp
ſchützte, der andere es vor Erſchlaffung ſiche
Denn endlich müſſen wir es doch geſtehen, d
der naive noch der ſentimentaliſche Charakter
allein betrachtet, das Ideal ſchöner Menſch
erſchöpfen, das nur aus der innigen Verbi
der hervorgehen kann.

Zwar ſo lange man beide Charakter
dichteriſchen eraltirt, wie wir ſie auc
trachtet haben, verliert ſich Vieles von de
härirenden Schranken, und auch ihr G
immer weniger merklich, in einem je
ſie poetiſch werden; denn die poetiſche
ein ſelbſtſtändiges Ganzes, in welchem a

ie Mängel verschwinden. Aber eben darum,
s nur der Begriff des Poetischen ist, in welchem
Empfindungsarten zusammentreffen können, so
ihre gegenseitige Verschiedenheit und Bedürf-
in demselben Grade merklicher, als sie den poe-
Charakter ablegen; und dieß ist der Fall im
nen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen,
mehr verlieren sie von ihrem generischen Cha-
, der sie einander näher bringt; bis zuletzt in
Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt,
einander entgegensetzt.

ieses führt mich auf einen sehr merkwürdigen
logischen Antagonism unter den Menschen in ei-
ch kultivirenden Jahrhundert: einen Antagonism,
eil er radikal und in der innern Gemüthsform
ndet ist, eine schlimmere Trennung unter den
chen anrichtet, als der zufällige Streit der In-
n je hervorbringen könnte, der dem Künstler
Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu
n und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist;
dem Philosophen, auch wenn er Alles gethan
unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was
er Begriff einer Philosophie mit sich bringt; der
lich dem Menschen im praktischen Leben niemals
nen wird, seine Handlungsweise allgemein ge-
zu sehen: kurz einen Gegensatz, welcher Schuld
aß kein Werk des Geistes und keine Handlung
rezens bei Einer Klasse ein entscheidendes Glück
kann, ohne eben dadurch bei der andern sich

einen Verdammungsſpruch zuzuziehen. Dieſer Gegenſatz iſt ohne Zweifel ſo alt, als der Anfang der Kultur, und dürfte vor dem Ende derſelben ſchwerlich anders, als in einzelnen ſeltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beigelegt werden; aber obgleich zu ſeinen Wirkungen auch dieſe gehört, daß er jeden Verſuch zu ſeiner Belegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen iſt, einen Mangel auf ſeiner Seite und eine Realität auf der andern einzugeſtehen, ſo iſt es doch immer Gewinn genug, eine ſo wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigſtens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am beſten zu dem wahren Begriff dieſes Gegenſatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Charakter abſondert, was beide Poetiſches haben. Es bleibt alsdann von dem erſtern nichts übrig, als, in Rückſicht auf das Theoretiſche, ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rückſicht auf das Praktiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt und was ſeyn muß. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als (im Theoretiſchen) ein unruhiger Spekulationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im Praktiſchen

den ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbeugten in Willenshandlungen beſtehet. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und wer zu andern, ein Idealiſt genannt werden; bei welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf.*)

Da der Realiſt durch die Nothwendigkeit der Natur ſich beſtimmen läßt, der Idealiſt durch die Nothwendigkeit der Vernunft ſich beſtimmt, ſo muß zwiſchen beiden daſſelbe Verhältniß ſtattfinden, welches zwiſchen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur,

*) Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es bei dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beiden, folglich eine Begünſtigung des Einen mit Ausſchließung des Andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchließung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis ſeyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einſchließung Beider dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Genüge geleiſtet werden. Uebrigens nehme ich Beide in ihrem würdigſten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit beſtehen, und mit Beibehaltung ihrer ſpecifiſchen Unterſchiede beſtehen kann. Auch wird es ſich zeigen, daß ein hoher Grad menſchlicher Wahrheit ſich mit Beiden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form, aber nicht dem Gehalt nach, eine Veränderung nothwendig machen.

wissen wir, obgleich eine unendliche Größe in
gen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung d
und bedürftig: nur in dem All ihrer Erschei
drückt sie einen selbstständigen, großen Charak
Alles Individuelle in ihr ist nur deswegen
etwas Anderes ist; nichts springt aus sich se
nur aus dem vorhergehenden Moment hervo
einem folgenden zu führen. Aber eben d
seitige Beziehung der Erscheinungen au
sichert einer jeden das Daseyn durch das
andern, und von der Abhängigkeit ihrer
ist die Stätigkeit und Nothwendigkeit der
trennlich. Nichts ist frei in der Natu
nichts ist willkürlich in derselben.

Und gerade so zeigt sich der Realist,
nem Wissen als in seinem Thun.
bedingungsweise existirt, erstreckt sich
Wissens und Wirkens; aber nie bri
weiter als zu bedingten Erkenntnisse
geln, die er sich aus einzelnen Erf
gelten, in ihrer ganzen Strenge
nur Einmal; erhebt er die Regel b
einem allgemeinen Gesetz, so wird
lich in Irrthum stürzen. Will da
seinem Wissen zu etwas Unbedin
muß er es auf dem nämlichen W
dem die Natur ein Unendliches
dem Wege des Ganzen und in
rung. Da aber die Summe de

geſchloſſen wird, ſo iſt eine komparative Allgemeinheit das Höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er eine Einſicht, und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung iſt; in Allem hingegen, was zum Erſtenmal ſich darſtellt, kehrt ſeine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wiſſen des Realiſten gilt, das gilt auch von ſeinem (moraliſchen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber dieſe liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe ſeines Lebens. In jedem beſondern Fall wird er durch äußere Urſachen und durch äußere Zwecke beſtimmt werden; nur daß jene Urſachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich ſind, ſondern aus dem Naturganzen ſubjektiv fließen, und auf daſſelbe ſich objektiv beziehen. Die Antriebe ſeines Willens ſind alſo zwar in rigoriſtiſchem Sinne weder frei genug, noch moraliſch lauter genug, weil ſie etwas Anderes als den bloßen Willen zu ihrer Urſache und etwas Anderes als das bloße Geſetz zu ihrem Gegenſtand haben; aber es ſind eben ſo wenig blinde und materialiſtiſche Antriebe, weil dieſes Andere das abſolute Ganze der Natur, folglich etwas Selbſtſtändiges und Nothwendiges iſt. So zeigt ſich der gemeine Menſchenverſtand, der vorzügliche Antheil des Realiſten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle ſchöpft er die Regel ſeines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel ſeines Thuns.

aber mit glücklichem Instinkt weiß er vom Wahren alles Momentane und Zufällige zu scheiden. Mit der Methode fährt er im Ganzen vortrefflich, und nie schwerlich einen bedeutenden Fehler sich vorgenommen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in einem besondern Falle Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis der Selbstständigkeit und Freiheit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Charakter, der aus sich selbst und aus der bloßen Vernunft die Erkenntnisse und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer schlechterdings beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus sich selbst schöpft sie Alles, und auf sich selbst bezieht sie Alles. Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihretwillen; eine absolute Größe ist jeder Begriff, den sie aufstellt, und jeder Entschluß, den sie bestimmt. Und eben so zeigt sich auch der Idealist, so weit er diesen Namen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die blos unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem Andern sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist

Erfahrung befeſtiget; die Dinge, denen der Rea-
ſein Denken unterwirft, muß er ſich, ſeinem
nkvermögen, unterwerfen. Und er verfährt hierin
: völliger Befugniß, denn wenn die Geſetze des
ſchlichen Geiſtes nicht auch zugleich die Weltge-
: wären, wenn die Vernunft endlich ſelbſt unter
Erfahrung ſtände, ſo würde auch keine Erfahrung
zlich ſeyn.

Aber er kann es bis zu abſoluten Wahrheiten ge-
cht haben, und dennoch in ſeinen Kenntniſſen da-
ch nicht viel gefördert ſeyn. Denn Alles freilich
t zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Ge-
n, aber nach zufälligen und beſondern Regeln wird
s Einzelne regiert; und in der Natur iſt Alles
zeln. Er kann alſo mit ſeinem philoſophiſchen Wiſ-
das Ganze beherrſchen, und für das Beſondere,
die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben;
indem er überall auf die oberſten Gründe dringt,
ch die Alles möglich wird, kann er die nächſten
nde, durch die Alles wirklich wird, leicht verfeh-
; indem er überall auf das Allgemeine ſein Au-
merk richtet, welches die verſchiedenſten Fälle ein-
er gleich macht, kann er leicht das Beſondere ver-
läſſigen, wodurch ſie ſich von einander unterſchei-
. Er wird alſo ſehr viel mit ſeinem Wiſſen um-
ſen können, und vielleicht eben deswegen wenig
ſen, und oft an Einſicht verlieren, was er an
erſicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn
ſpekulative Verſtand den gemeinen um ſeiner Be-

mer Partei ergreifen, und zwischen Verwerfung und Bewunderung sich theilen, weil in dem Einzelnen sein Mangel und seine Stärke liegt.

Es ist nicht zu vermeiden, daß bei einer so großen Abweichung in den Principien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn, und, wenn sie selbst in den Objekten und Resultaten übereintrafen, nicht in den Gründen auseinander seyn sollten. Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sey? und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen: der Idealist wird fragen, ob sie gut sey? und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind. Von dem, was seinen Werth und Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen), weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er diese gleich nicht zur Bedingung des sittlichen Handelns macht; auch in seiner Religion vergißt er seinen Vortheil nicht gern, nur daß er denselben in dem Ideale des höchsten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt, wird er zu beglücken, der Idealist wird es zu veredeln suchen. Wenn daher der Realist in seinen politischen Tendenzen den Wohlstand bezweckt, gesetzt, daß es auch von der moralischen Selbstständigkeit des Volks etwas kosten sollte, so wird der Idealist, selbst auf Gefahr des Wohlstandes, die Freiheit zu seinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zustan-

ı, Unabhängigkeit von dem Zustan-
das höchste Ziel, und dieser charakteri-
hird läßt sich durch ihr beiderseitiges
handeln verfolgen. Daher wird der Rea-
igung immer dadurch beweisen, daß er
dealist dadurch, daß er empfängt;
as er in seiner Großmuth aufopfert,
, was er am höchsten schätzt. Der Idea-
Mängel seines Systems mit seinem In-
) seinem zeitlichen Zustand bezahlen,
dieses Opfer nicht; der Realist büßt die
inigen mit seiner persönlichen Würde,
t nichts von diesem Opfer. Sein Sy-
sich an Allem, wovon er Kundschaft hat,
r ein Bedürfniß empfindet — was be-
Güter, von denen er keine Ahnung und
en Glauben hat? Genug für ihn, er ist
e Erde ist sein, und es ist Licht in sei-
e, und Zufriedenheit wohnt in seiner
Idealist hat lange kein so gutes Schick-
nug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt,
nte, den Moment zu seinem Freunde
zerfällt auch mit sich selbst; weder sein
sein Handeln kann ihm Genüge thun.
ich fordert, ist ein Unendliches, aber be-
les, was er leistet. Diese Strenge, die
elbst beweist, verläugnet er auch nicht
ragen gegen Andere. Er ist zwar groß-
er sich, Andern gegenüber, seines Ge-

weniger erinnert, aber er ist öfters unbil-
er das Individuum eben so leicht in Andern
Der Realist hingegen ist weniger grosmü-
er ist billiger, da er alle Dinge mehr in
Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine,
das Niedrige im Denken und Handeln, kann
der Idealist hingegen ist ein geschworner Fe-
Kleinlichen und Platten, und wird sich selbst
Extravaganten und Ungeheuren versöhnen,
es nur von einem großen Vermögen zeugt.
beweist sich als Menschenfreund, ohne eben ein
hohen Begriff von den Menschen und der Me
zu haben; dieser denkt von der Menschheit
daß er darüber in Gefahr kommt, die Men
verachten.

Der Realist für sich allein würde den
Menschheit nie über die Grenzen der Sinn
aus erweitert, nie den menschlichen Geist
selbstständigen Größe und Freiheit beta
haben; alles Absolute in der Menschheit
eine schöne Chimäre und der Glaube d
besser als Schwärmerei, weil er den
mals in seinem reinen Vermögen, im
nem bestimmten und eben darum beg
erblickt. Aber der Idealist für sich a
so wenig die sinnlichen Kräfte kultivi
chen als Naturwesen ausgebildet hat
ein gleich wesentlicher Theil seiner

[illegible] Verehrung ist. Das
[illegible] geht viel zu [illegible]
[illegible] über die Gegenwart hinaus; für das
[illegible] die Ewigkeit will er [illegible]
ist darüber, daß das Ganze nur der
[illegible] des Individuellen, daß die Ewig-
[illegible] von Augenblicken ist. [illegible]
[illegible] sie um sich herum bilden möchte und
, ist ein wohlangelegter Garten, worin
[illegible] seine Stelle verdient, und, was
trägt, verbannt ist; die Welt unter
es Idealisten ist eine weniger benutzte,
größern Charakter ausgeführte, Natur.
nicht ein, daß der Mensch noch zu et-
[illegible] seyn könne, als wohl und zufrieden
daß er nur deswegen Wurzeln schlagen
[illegible] Stamm in die Höhe zu treiben. Die-
daran, daß er vor allen Dingen wohl
[illegible] gleichförmig gut und edel zu denken,
[illegible] um den Stamm gethan ist, wenn
[illegible]hlen.

einem System etwas ausgelassen ist,
in dringendes und nicht zu umgehen-
in der Natur sich vorfindet, so ist die
[illegible] eine Inkonsequenz gegen das Sy-
[illegible]igen. Einer solchen Inkonsequenz ma-
beide Theile sich schuldig, und sie be-
[illegible] bis jetzt noch zweifelhaft geblieben seyn
[illegible] die Einseitigkeit beider Systeme und

den reichen Gehalt der menſchlichen Natur. Idealiſten brauch' ich es nicht erſt insbeſondere zuthun, daß er nothwendig aus ſeinem Syſtem ten muß, ſobald er eine beſtimmte Wirkung begreif denn alles beſtimmte Daſeyn ſteht unter gewiſſen dingungen und erfolgt nach empiriſchen Geſetzen. Rückſicht auf den Realiſten hingegen konnte es felhafter ſcheinen, ob er nicht auch ſchon innerhalb nes Syſtems allen nothwendigen Forderungen Menſchheit Genüge leiſten kann. Wenn man Realiſten fragt: warum thuſt du, was recht iſt, leidest, was nothwendig iſt? ſo wird er im Geiſt nes Syſtems darauf antworten: weil es die ſo mit ſich bringt, weil es ſo ſeyn muß. Aber iſt die Frage noch keineswegs beantwortet, be iſt nicht davon die Rede, was die Natur m bringt, ſondern was der Menſch will; denn ja auch nicht wollen, was ſeyn muß. Man also wieder fragen: Warum willſt du den ſeyn muß? Warum unterwirft ſich dein frei dieſer Naturnothwendigkeit, da er ſich ihr gut (wenn gleich ohne Erfolg, von dem gar nicht die Rede iſt) entgegenſetzen könnte in Millionen deiner Brüder derſelben wirk genſetzt? Du kannſt nicht ſagen, weil alle and weſen ſich derſelben unterwerfen, denn du einen Willen, ja du fühlſt, daß deine V eine freiwillige ſeyn ſoll. Du unterwir wenn es freiwillig geſchieht, nicht der

)igkeit ſelbſt, ſondern der Idee derſelben; denn
zwingt dich blos blind, wie ſie den Wurm
gt; deinem Willen aber kann ſie nichts anha-
ka du, ſelbſt von ihr zermalmt, einen andern
en haben kannſt. Woher bringſt du aber jene
: der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung
wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkun-
aber keine Natur (als Ganzes) und nur ein-
: Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit lie-
Du gehſt alſo über die Natur hinaus, und
mmſt dich idealiſtiſch, ſo oft du entweder mo-
iſch handeln oder nur nicht blind leiden
t. Es iſt alſo offenbar, daß der Realiſt würdi-
handelt, als er ſeiner Theorie nach zugibt, ſo
der Idealiſt erhabener denkt, als er handelt.
: es ſich ſelbſt zu geſtehen, beweist jener durch
ganze Haltung ſeines Lebens die Selbſtſtändig-
dieſer durch einzelne Handlungen die Bedürf-
it der menſchlichen Natur.
einem aufmerkſamen und parteiloſen Leſer wer-
h nach der hier gegebenen Schilderung (deren
rheit auch derjenige eingeſtehen kann, der das
ltat nicht annimmt) nicht erſt zu beweiſen
chen, daß das Ideal menſchlicher Natur unter
e vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht
Erfahrung und Vernunft haben beide ihre ei-
t Gerechtſame, und keine kann in das Gebiet
ndern einen Eingriff thun, ohne entweder für
innern oder äußern Zuſtand des Menſchen

s der Realist zwar dem Vernunftbe-
enschheit in keinem einzelnen Falle Ge-
; dafür aber dem Verstandesbegriffe der
niemals widerspricht; der Idealist [illegible]
ein einzelnen Fällen dem höchsten Ideal
Menschheit näher kommt; dagegen aber
sogar unter dem niedrigsten Begriffe
leibt. Nun kommt es aber in den
Lebens weit mehr darauf an, daß das
schförmig menschlich gut, als daß das
[illegible] göttlich sey — und wenn also
ein geschickteres Subjekt ist, als von
der Menschheit möglich ist, einen [illegible]
zu erwecken und Achtung für ihre Be-
einzuflößen, so kann nur der Realist sie
keit in der Erfahrung ausführen, und
g in ihren ewigen Grenzen erhalten.
war ein edleres, aber ein ungleich we-
mmenes Wesen; dieser erscheint zwar
weniger edel, aber er ist dagegen besit-
er; denn das Edle liegt schon in dem
es großen Vermögens, aber das Voll-
legt in der Haltung des Ganzen und in
en That.

[illegible] beiden Charakteren in ihrer besten
gilt, das wird noch merklicher in ihren
en Karrikaturen. Der wahre Rea-
[illegible] in seinen Wirkungen und [illegible]
[illegible] Quelle; der falsche ist [illegible]

seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realist nämlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen Beide dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Er, das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur, was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde, aber als Sache ist er noch immer Etwas, er kann noch immer zu Etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in diesem Zustand von keinen Gesetzen

valten dieſe doch unerkannt über ihm,
)r auch ſeine einzelnen Beſtrebungen mit
n im Streit liegen mögen, ſo wird ſich
unfehlbar dagegen zu behaupten wiſſen.
enſchen genug, ja wohl ganze Völker,
m verächtlichen Zuſtande leben, die blos
Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle
beſtehen, und daher auch nur zu Et-
nd; aber daß ſie auch nur leben und be-
eist, daß dieſer Zuſtand nicht ganz ge-

agegen ſchon der wahre Idealism in ſei-
igen unſicher und öfters gefährlich iſt,
falſche in den ſeinigen ſchrecklich. Der
aliſt verläßt nur deswegen die Natur
ung, weil er hier das Unwandelbare
ngt Nothwendige nicht findet, wornach
ſt ihn doch ſtreben heißt; der Phan-
die Natur aus bloßer Willkür, um
inne der Begierden und den Launen der
kraft deſto ungebundener nachgeben zu
licht in die Unabhängigkeit von phyſi-
zungen, in die Losſprechung von mora-
er ſeine Freiheit. Der Phantaſt ver-
) nicht blos den menſchlichen — er ver-
n Charakter, er iſt völlig ohne Geſetz, er
: nichts und dient auch zu gar nichts.
)arum, weil die Phantaſterei keine Aus-
)er Natur, ſondern der Freiheit iſt. Alſo

Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten.

Der Verfaſſer des Aufſatzes über die Ge-
ihr äſthetiſcher Sitten, im eilften Stücke
r Horen des Jahrs 1795, *) hat eine Moralität
t Recht in Zweifel gezogen, welche blos allein
Schönheitgefühle gegründet wird, und den Ge-
nack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber
das moraliſche Leben hat ein reges und reines
ihl für Schönheit offenbar den glücklichſten Ein-
und von dieſem werde ich hier handeln.
Wenn ich dem Geſchmacke das Verdienſt zuſchrei-
r Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, ſo
meine Meinung gar nicht ſeyn, daß der An-

*) Anmerkung des Herausgebers. Der hier ein-
nte Aufſatz iſt ein Theil der 2ten Abhandlung dieſes
ches, welche der Verfaſſer unter dem Titel: Ueber
nothwendigen Grenzen beim Gebrauche
ner Formen, der Sammlung ſeiner kleinen pro-
n Schriften einrückte.

theil, den der gute Geſchmack an einer Handlung nimmt, dieſe Handlung zu einer ſittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als ſich ſelbſt. Der Geſchmack kann die Moralität des Betragens *begünſtigen*, wie ich in dem gegenwärtigen Verſuche zu erweiſen hoffe, aber er ſelbſt kann durch ſeinen Einfluß nie etwas Moraliſches *erzeugen*.

Es iſt hier mit der innern und *moraliſchen* Freiheit ganz derſelbe Fall, wie mit der äußern *phyſiſchen*; frei in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluſſe, blos meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeſchränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verſchiednen Grunde zu danken haben, ſobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einſchränken können. Eben ſo kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verſchiednen Grunde zu danken haben, ſobald dieſer letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einſchränken können. Wie man alſo gar wohl ſagen kann, daß ein Menſch von einem andern Freiheit *erhalte*, obgleich die Freiheit ſelbſt darin beſteht, daß man überhoben iſt, ſich nach Andern zu richten: eben ſo gut kann man ſagen, daß der Geſchmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend ſelbſt es ausdrücklich mit ſich bringt, *daß man* ſich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

)lung hört deswegen gar nicht auf,
, weil glücklicherweise derjenige sich
der sie hätte einschränken können; so-
wissen, daß der Handelnde dabei blos
n Willen folgte, ohne Rücksicht auf
n. Eben so verliert eine innere
wegen das Prädikat einer sittlichen
eil glücklicherweise die Versuchungen
hätten rückgängig machen können; so-
annehmen, daß der Handelnde dabei
)spruche seiner Vernunft, mit Aus-
nder Triebfedern, folgte. Die Frei-
ierer Handlung beruht blos auf ihrem
ren Ursprunge aus dem Wil-
:son; die Sittlichkeit einer innern
)s auf der unmittelbaren Be-
)es Willens durch das Gesetz
.ft.

ins schwerer oder leichter werden, als
n zu handeln, je nachdem wir auf
die unsrer Freiheit entgegenwirken
n werden müssen. Insofern gibt es
iheit. Unsre Freiheit ist größer, sicht-
ns, wenn wir sie bei noch so heftigem
eindseliger Kräfte behaupten; aber sie
cht auf, wenn unser Wille keinen Wi-
t, oder wenn eine fremde Gewalt sich
lägt, und diesen Widerstand ohne un-
rnichtet.

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. Insofern giebt es Grade der Moralität. Unsre Moralität ist größer, hervorstechender, wenigstens, wenn wir, bei noch so großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes, als unsre Willenskraft, diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlich-gut, sobald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse blos deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen; sondern daß Jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlöße, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen, und einerseits die Stärke

der sinnlichen Antriebe, andrerseits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyn.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Wege doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand

licher seyn kann. Der Geschmack nämlich regirt das Gemüth auch blos durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes ist aber doch bei dieser Vermischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und thierisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitsinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Beistimmung von Seite der Neigung. Wenn wir nämlich die verschiednen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe, daß etwas *geschehe* oder nicht geschehe, und der Wille verfügt

dem Vernunftgesetze; oder die Ver-
die Motion, und der Wille gehorcht ihr,
bei den Sinnen.
ische Prinzessinn Anna Komnena er-
n einem gefangnen Rebellen, den ihr
ius, da er noch General seines Vor-
, den Auftrag gehabt habe, nach Kon-
n eskortiren. Unterwegs, als Beide
men ritten, bekommt Alexius Lust,
chatten eines Baums Halt zu machen,
on der Sonnenhitze zu erholen. Bald
ihn der Schlaf, nur der Andre, dem
s ihn erwartenden Todes keine Ruhe
unter. Indem jener nun im tiefen
, erblickt der Letztere des Alexius
s an einem Baumzweige aufgehangen
h in Versuchung, sich durch Ermordung
in Freiheit zu setzen. Anna Kom-
verstehen, daß sie nicht wisse, was ge-
würde, wenn Alexius nicht glück-
noch ermuntert hätte. Hier war nun
er Rechtshandel der ersten Gattung,
he Trieb die erste Stimme führte, und
erst darüber als Richterinn erkannte.
un die Versuchung aus bloßer Achtung
htigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel,
isch gehandelt hätte.
verewigte Herzog Leopold von
eig an den Ufern der reißenden Oder

mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strome überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht, in den Nachen sprang, den kein Anderer besteigen wollte, so ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Falle von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Vorschrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmacke darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, schon der bloße ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der ästhetische Sinn den Willen blos durch Gefühle, nicht

Gesetze. Jener Mensch versagt sich also da
nehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er
Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu
, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft
also schon im Forum der Empfindung verhan-
und das Betragen dieses Menschen, so legal es
moralisch indifferent; eine bloße schöne Wir-
r Natur.

tzt nun, der Andre, dem seine Vernunft
b, etwas zu thun, entgegen sich der Natur-
pörte, habe gleichfalls einen so reizbaren
tssinn, dem alles, was groß und vollkommen
kt, so wird in demselben Augenblicke, als
nft ihren Ausspruch thut, auch die Stim-
ihr übertreten, und er wird das mit Ver-
was er ohne diese zarte Empfindlichkeit
ohne gegen die Neigung hätte thun müs-
en. wir ihn aber deswegen für minder
halten? Gewiß nicht, denn er handelt
aus reiner Achtung für die Vorschrift
; und daß er diese Vorschrift mit Freu-
das kann der sittlichen Reinheit seiner
lbbruch thun. Er ist also moralisch
umen, physisch hingegen ist er bei
ommner; denn er ist ein weit zweck-
iekt für die Tugend.

ck gibt also dem Gemüthe eine für
ckmäßige Stimmung, weil er die
rnt, die sie hindern, und diejenigen

erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhle abthut, worüber sonst das Gewißen hätte erkennen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der größern Kongruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moralischen Gesetze, und es gereicht seinem Volke oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen positiv nutzen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist, von der stärkern Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht also auch ein geringes Maß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack, als solcher, der wahren

lt in keinem Falle ſchadet, in mehrern aber
nutzt, ſo muß der Umſtand ein groſſes Ge-
alten, daß er der Legalität unſers Be-
n höchſten Grade beförderlich iſt. Geſetzt
die ſchöne Kultur ganz und gar nichts dazu
könnte, uns beſſer geſinnt zu machen, ſo
uns wenigſtens geſchickt, auch ohne eine
ittliche Geſinnung alſo zu handeln, wie
e Geſinnung es würde mit ſich gebracht
n kommt es zwar vor einem moraliſchen
und gar nicht auf unſre Handlungen,
ſie ein Ausdruck unſrer Geſinnungen
or dem phyſiſchen Forum und im Plane
mmt es, gerade umgekehrt, ganz und
unſre Geſinnungen an, als inſofern ſie
eranlaſſen, durch die der Naturzweck
. Nun ſind aber beide Weltordnun-
iſche, worin Kräfte, und die mora-
eſetze regieren, ſo genau auf einander
ſo innig mit einander verwebt, daß
le ihrer Form nach moraliſch zweck-
ch ihren Inhalt zugleich eine phy-
zleit in ſich ſchlieſſen; und ſo wie
gebäude nur darum vorhanden zu
den höchſten aller Zwecke, der das
zu machen, ſo läßt ſich das Gute
ittel gebrauchen, um das Natur-
u halten. Die Ordnung der Na-
r Sittlichkeit unſrer Geſinnungen

abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur, so lange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die sittliche Ordnung anstoße; wenn wir bei aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer bessern Grundsätze bauen dürfen; wenn wir uns bei diesem Bewußtseyn unsrer Unzuverlässigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ungefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten, wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als vollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deswegen, weil

)hne moraliſchen Werth iſt, für die Legalität un-
Betragens keine Anſtalten treffen wollten, ſo
te ſich die Weltordnung darüber auflöſen, und,
wir mit unſern Grundſätzen fertig würden, alle
de der Geſellſchaft zerriſſen ſeyn. Je zufälliger
unſre Moralität iſt, deſto nothwendiger iſt es,
ehrungen für die Legalität zu treffen, und eine
ſſinnige oder ſtolze Verſäumniß dieſer letztern
uns moraliſch zugerechnet werden. Eben ſo,
der Wahnſinnige, der ſeinen nahenden Paroxis-
ahnt, alle Meſſer entfernt, und ſich freiwillig
Banden darbietet, um für die Verbrechen ſeines
örten Gehirns nicht im geſunden Zuſtande ver-
portlich zu ſeyn; eben ſo ſind auch wir verpflich-
uns durch Religion und durch äſthetiſche
ſetze zu binden, damit unſre Leidenſchaft in den
oden ihrer Herrſchaft nicht die phyſiſche Ord-
g verletze.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht Religion und
hmack in Eine Klaſſe geſetzt, weil beide das
dienſt gemein haben, dem Effekt, wenn gleich
dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate
wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da
chern, wo die Moralität nicht zu hoffen iſt. Ob-
h derjenige im Range der Geiſter unſtreitig eine
re Stelle bekleiden würde, der weder die Reize
Schönheit noch die Ausſichten auf eine Unſterb-
eit nöthig hätte, um ſich bei allen Vorfällen der
unft gemäß zu betragen, ſo nöthigen doch die

bekannten Schranken der Menschheit selbst den tiefdesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern, der Religion und des Geschmacks, zu befestigen.

Ueber das Erhabene. *)

„Kein Menſch muß müſſen," ſagte der Jude
ithan zum Derwiſch, und dieſes Wort iſt in
em weitern Umfange wahr, als man demſelben
leicht einräumen möchte. Der Wille iſt der Ge-
echtscharakter der Menſchen, und die Vernunft
ſt iſt nur die ewige Regel deſſelben. Vernünftig
delt die ganze Natur; ſein Prärogativ iſt blos,
i er mit Bewußtſeyn und Willen vernünftig han-
t. Alle anderen Dinge müſſen; der Menſch iſt das
ſen, welches will.

Eben deswegen iſt des Menſchen nichts ſo un-
rdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt
auf. Wer ſie uns anthut, macht uns nichts Ge-
geres als die Menſchheit ſtreitig; wer ſie feiger-
ſe erleidet, wirft ſeine Menſchheit hinweg. Aber
ſer Anſpruch auf abſolute Befreiung von Allem,

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt im III. Theile der Sammlung kleiner proſaiſcher Schriften (Leipzig bei Cruſius 1801), ſ. die Anmerkung zur 6ten Abhandlung im 17ten Bändchen:

was Gewalt iſt, ſcheint ein Weſen vorauszuſetzen, welches Macht genug beſitzt, jede andere Macht von ſich abzutreiben. Findet er ſich in einem Weſen, welches im Reich der Kräfte nicht den oberſten Rang behauptet, ſo entſteht daraus ein unglücklicher Widerſpruch zwiſchen dem Trieb und dem Vermögen.

In dieſem Falle befindet ſich der Menſch. Umgeben von zahlloſen Kräften, die alle ihm überlegen ſind, und den Meiſter über ihn ſpielen, macht er durch ſeine Natur Anſpruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch ſeinen Verſtand zwar ſteigert er künſtlicherweiſe ſeine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewiſſen Punkt gelingt es ihm wirklich, phyſiſch über alles Phyſiſche Herr zu werden. Gegen Alles, ſagt das Sprüchwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber dieſe einzige Ausnahme, wenn ſie das wirklich im ſtrengſten Sinne iſt, würde den ganzen Begriff des Menſchen aufheben. Nimmermehr kann er das Weſen ſeyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall gibt, wo er ſchlechterdings muß, was er nicht will. Dieſes einzige Schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Geſpenſt ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bei den mehrſten Menſchen der Fall iſt, den blinden Schreckniſſen der Phantaſie zur Beute überliefern; ſeine gerühmte Freiheit iſt abſolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden iſt. Die Kultur ſoll den Menſchen in Freiheit ſetzen und ihm dazu behülflich ſeyn, ſeinen ganzen Begriff zu

1. Sie ſoll ihn alſo fähig machen, ſeinen
zu behaupten, denn der Menſch iſt das We-
ches will.
ß iſt auf zweierlei Weiſe möglich. Entweder
ſtiſch, wenn der Menſch der Gewalt Gewalt
ntſetzt, wenn er als Natur die Natur be-
t; oder idealiſtiſch, wenn er aus der Na-
austritt und ſo, in Rückſicht auf ſich, den Be-
er Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem Er-
rhilft, heißt phyſiſche Kultur. Der Menſch
ſeinen Verſtand und ſeine ſinnlichen Kräfte
m die Naturkräfte, nach ihren eigenen Ge-
entweder zu Werkzeugen ſeines Willens zu
, oder ſich vor ihren Wirkungen, die er nicht
kann, in Sicherheit zu ſetzen. Aber die Kräfte
tur laſſen ſich nur bis auf einen gewiſſen
beherrſchen oder abwehren; über dieſen Punkt
entziehen ſie ſich der Macht des Menſchen,
terwerfen ihn der ihrigen.
t alſo wäre es um ſeine Freiheit gethan,
r keiner andern als phyſiſchen Kultur fähig
Er ſoll aber ohne Ausnahme Menſch ſeyn,
keinem Fall etwas gegen ſeinen Willen er-
Kann er alſo den phyſiſchen Kräften keine
mißmäßige phyſiſche Kraft mehr entgegen-
ſo bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden,
Anderes übrig, als: ein Verhältniß, wel-
m ſo nachtheilig iſt, ganz und gar aufzu-
, und eine Gewalt, die er der That nach er-

leiden muß, dem Begriffe nach zu v
ten. Eine Gewalt dem Begriffe nach ve
heißt aber nichts Anderes, als ſich derſelben
ſig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu
macht, heißt die moraliſche.

Der moraliſch gebildete Menſch, und nu
iſt ganz frei. Entweder er iſt der Natur al
überlegen, oder er iſt einſtimmig mit d
Nichts, was ſie an ihm ausübt, iſt Gewa
eh' es bis zu ihm kommt, iſt es ſchon
eigene Handlung geworden, und die Na
Natur erreicht ihn ſelbſt nie, weil er ſich vo
was ſie erreichen kann, freithätig ſcheidet.
Sinnesart aber, welche die Moral unter
griff der Reſignation in die Nothwendigkeit
Religion unter dem Begriff der Ergebung
göttlichen Rathſchluß lehrt, erfordert, wen
Werk der freien Wahl und Ueberlegung ſ
ſchon eine größere Klarheit des Denkens
höhere Energie des Willens, als dem Men
handelnden Leben eigen zu ſeyn pflegt. Gl
weiſe aber iſt nicht blos in ſeiner rationale
eine moraliſche Anlage, welche durch den
entwickelt werden kann, ſondern ſelbſt in ſei
lich vernünftigen, d. h. menſchlichen Nat
äſthetiſche Tendenz dazu vorhanden, welc
gewiſſe ſinnliche Gegenſtände geweckt, un
Läuterung ſeiner Gefühle zu dieſem ideal
Schwung des Gemüths kultivirt werden kö

eſer, ihrem Begriff und Weſen nach, zwar idea-
ſtiſchen Anlage, die aber auch ſelbſt der Realiſt in
einem Leben deutlich genug an den Tag legt, ob-
eich er ſie in ſeinem Syſtem nicht zugibt, *) werde
h gegenwärtig handeln.

Zwar reichen ſchon die entwickelten Gefühle für
chönheit dazu hin, uns bis auf einen gewiſſen
rad von der Natur als einer Macht unabhängig
machen. Ein Gemüth, welches ſich ſoweit ver-
elt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff
r Dinge gerührt zu werden, und, ohne alle Rück-
cht auf Beſitz, aus der bloßen Reflexion über die
rſcheinungsweiſe ein freies Wohlgefallen zu ſchö-
en, ein ſolches Gemüth trägt in ſich ſelbſt eine
mere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es
cht nöthig hat, ſich die Gegenſtände zuzueignen,
denen es lebt, ſo iſt es auch nicht in Gefahr,
rſelben beraubt zu werden. Aber endlich will
ch auch der Schein einen Körper haben, an wel-
em er ſich zeigt, und ſo lange alſo ein Bedürfniß
ch nur nach ſchönem Schein vorhanden iſt, bleibt
n Bedürfniß nach dem Daſeyn von Gegenſtän-
n übrig, und unſre Zufriedenheit iſt folglich noch
n der Natur als Macht abhängig, welche über
les Daſeyn gebietet. Es iſt nämlich etwas ganz

*) Wie überhaupt nichts wahrhaft idealiſtiſch heißen kann, als was der vollkommene Realiſt wirklich unbewußt anbildet, und nur durch eine Inkonſequenz läugnet.

Anderes, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir blos verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das Letzte kann mit der höchsten Ruhe des Gemüths bestehen, aber das Erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sey, können wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden sey, blos wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön vollkommen sey, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig Existenz ihrer moralischen Ideale zu bringen von den Hindernissen derselben schmerzlich zu werden. Solche Menschen setzen sich traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und immer mit Sicherheit vorher zu sagen, da Materie in moralischen und ästhetischen zuviel einräumen, und die höchste Charakter Geschmacksprobe nicht bestehen werden moralisch Fehlerhafte soll uns nicht Le Schmerz einflößen, welches immer mehr unbefriedigten Bedürfniß als von einer Forderung zeugt. Diese muß einen rüst zum Begleiter haben, und das Gemü

ken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der

Geist hier handelt, als ob er unter kein
als seinen eigenen Gesetzen stände.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein
Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung
seyn, das sich in seinem höchsten Gra
Schauer äußert, und von Frohseyn, da
Entzücken steigen kann, und, ob es gleich ni
lich Lust ist, von seinen Seelen aller Lust
vorgezogen wird. Diese Verbindung zwe
sprechender Empfindungen in einem einzig
beweist unsre moralische Selbstständigkeit
unwiderlegliche Weise. Denn da es absolu
lich ist, daß der nämliche Gegenstand in zw
gengesetzten Verhältnissen zu uns stehe,
daraus, daß wir selbst in zwei verschiede
hältnissen zu dem Gegenstand stehen, da
zwei entgegengesetzte Naturen in uns vere
müssen, welche bei Vorstellung desselben
entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir
also durch das Gefühl des Erhabenen, da
Zustand unsers Geistes nicht nothwendig
Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetz
tur nicht nothwendig auch die unsrigen
daß wir ein selbstständiges Principium in u
welches von allen sinnlichen Rührungen
gig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von dopp
Wir beziehen ihn entweder auf unsre F a
[illegible], und erliegen bei dem Versuch, u

r einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir be-
)en ihn auf unsre Lebenskraft, und betrach-
ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in
hts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem
ten, wie in dem andern Fall, durch seine Veran-
ung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhal-
, so stecken wir ihn doch nicht, sondern werden
mehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm an-
ogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn
Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen
rer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an
Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn
len, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rück-
hätten, als was ihnen zum Raube werden kann?
r ergetzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen,
l wir denken können, was die Sinne nicht mehr
en, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir
den begeistert von dem Furchtbaren, weil wir
en können, was die Triebe verabscheuen, und
verfen, was sie begehren. Gern lassen wir die
agitation im Reich der Erscheinungen ihren Mei-
finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche
ft, die über eine andere sinnliche triumphirt,
r um das absolut Große in uns selbst kann die
ur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen.
n unterwerfen wir der physischen Nothwendig-
unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das
nert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze
t zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer

Hand, aber des Menſchen Willen iſt in
nigen.

Und ſo hat die Natur ſogar ein ſinnlich
angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr
ſinnlich ſind; ſo wußte ſie ſelbſt Empfindun
zu benutzen, uns der Entdeckung auf die
führen, daß wir der Gewalt der Emp
nichts weniger als ſklaviſch unterworfen ſi
dieß iſt eine ganz andere Wirkung, als
Schöne geleiſtet werden kann; durch da
der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealſch
ſich auch das Erhabene verlieren. Bei dem
ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit zuſamm
nur um dieſer Zuſammenſtimmung willen
Reiz für uns. Durch die Schönheit allein
wir alſo ewig nie erfahren, daß wir beſtim
fähig ſind, uns als reine Intelligenzen zu
Beim Erhabenen hingegen ſtimmen Vern
Sinnlichkeit nicht zuſammen, und eben i
Widerſpruch zwiſchen Beiden liegt der Zau
mit es unſer Gemüth ergreift. Der phy
der moraliſche Menſch werden hier aufs
von einander geſchieden, denn gerade bei ſol
genſtänden, wo der Erſte nur ſeine Schra
pfindet, macht der Andere die Erfahrun
Kraft, und wird durch eben das unendlich
was den Andern zu Boden drückt.

Ein Menſch, will ich annehmen, ſoll
Tugenden beſitzen, deren Vereinigung den

Charakter ausmacht. Er ſoll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue ſeine Wolluſt finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umſtände nahe legen, ſollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück ſoll ihm keine Handlung ſchwer machen, wozu nur immer ſein menſchenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieſer ſchöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorſchriften der Vernunft nicht entzückend ſeyn, und wer ſich enthalten können, einen ſolchen Menſchen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demſelben, verſichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter iſt, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieſer Menſch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, ſo könnte er, ohne ein Thor zu ſeyn, ſchlechterdings nicht anders handeln, und er müßte ſeinen eigenen Vortheil haſſen, wenn er laſterhaft ſeyn wollte. Es kann ſeyn, daß die Quelle ſeiner Handlungen rein iſt, aber das muß er mit ſeinem eignen Herzen ausmachen; wir ſehen nichts davon. Wir ſehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu ſeinem Gott macht. Die Sinnenwelt alſo erklärt das ganze Phänomen ſeiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenſeits derſelben nach einem Grund davon umzuſehen.

Dieſer nämliche Menſch ſoll aber plötzlich in eine

großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet) weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibt, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft

mit ihren Ideen erstiegen, der Verstand aber
inen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Ent-
z des absoluten moralischen Vermögens, wel-
n keine Natur-Bedingung gebunden ist, gibt
ehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick
solchen Menschen ergriffen werden, den ganz
unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der
, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen
; machen kann.

s Erhabene verschafft uns also einen Ausgang
r sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern
gefangen halten möchte. Nicht allmälig
es gibt von der Abhängigkeit keinen Ueber-
ur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine
tterung reißt es den selbstständigen Geist aus
Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit
strickte, und das um so fester bindet, je durch-
r es gesponnen ist. Wenn sie durch den un-
hen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch
o viel über die Menschen gewonnen hat;
es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen
des geistigen Schönen in den innersten Sitz
ralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort
ligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu ver-
so ist oft eine einzige erhabene Rührung ge-
ieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem
lten Geist seine ganze Schnellkraft auf Einmal
ngeben, ihm eine Revelation über seine wahre
mung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner

ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel geſa
glaubt er einer unſterblichen Gottheit
da er doch nur in den Armen der A
aber ein erhabener Eindruck ergreift
unter Mentors Geſtalt; er erinner
beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die
iſt frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, i
ganze Natur verſchwenderiſch ausgegoſ
Empfindungsfähigkeit für Beides in a
gelegt; aber der Keim dazu entwickelt
und durch die Kunſt muß ihm nachgeho
Schon der Zweck der Natur bringt es
wir der Schönheit zuerſt entgegeneilen
noch vor dem Erhabenen fliehen; denn d
iſt unſre Wärterinn im kindiſchen A
uns ja aus dem rohen Naturſtand zur
führen. Aber obgleich ſie unſre erſte

erz gepflanzt wären, so würde die Sinnen-
ig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben.
irden weder in unsern Begriffen, noch in
Besinnungen über sie hinaus gehen, und was
ibildungskraft nicht darstellen kann, würde
ne Realität für uns haben. Aber glück-
ise liegt es schon in der Einrichtung der Na-
ß der Geschmack, obgleich er zuerst blüht,
etzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths
itigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird
nung gewonnen, einen Reichthum von Be-
n dem Kopf und einen Schatz von Grund-
r der Brust anzupflanzen, und dann beson-
h die Empfindungsfähigkeit für das Große
abene aus der Vernunft zu entwickeln.
lange der Mensch blos Sklave der physischen
ndigkeit war, aus dem engen Kreis der Be-
: noch keinen Ausgang gefunden hatte, und
: dämonische Freiheit in seiner Brust
ht ahnte, so konnte ihn die unfaßbare
nur an die Schranken seiner Vorstellungs-
d die verderbende Natur nur an seine
Ohnmacht erinnern. Er mußte also die
it Kleinmuth vorübergehen, und sich von
ern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber
m die freie Betrachtung gegen den blinden
der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt
ieser Fluth von Erscheinungen etwas Blei-
in seinem eignen Wesen, so fangen die wil-

heit des Gemüths beſtehen, aber daß
daß das Vorhandene ſchön und gut ſey,
fordern; daß das Schöne und Gute vor
blos wünſchen. Diejenige Stimmung des
welche gleichgültig iſt, ob das Schöne und
Vollkommene exiſtire, aber mit rigoriſtiſch
verlangt, daß das Exiſtirende gut und
vollkommen ſey, heißt vorzugsweiſe groß
den, weil ſie alle Realitäten des ſchönen
enthält, ohne ſeine Schranken zu theilen.

Es iſt ein Kennzeichen guter und ſch
jederzeit ſchwacher Seelen, immer unge
Exiſtenz ihrer moraliſchen Ideale zu dri
von den Hinderniſſen derſelben ſchmerzl
zu werden. Solche Menſchen ſehen ſi
traurige Abhängigkeit von dem Zufall,
immer mit Sicherheit vorher zu ſagen, i

und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Be-
tern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und
, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die
hevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwen-
eit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz
an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine
ster handeln und alles Körperliche ablegen müs-
bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Aus-
ng der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur
Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus
n ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber
tritt der andere hinzu, ernst und schweigend,
mit starkem Arm trägt er uns über die schwind-
e Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das
ühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl
Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein
sdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, wel-
uns über die Macht der Natur erhebt und von
m körperlichen Einfluß entbindet, sondern der-
igen, welche wir innerhalb der Natur als Men-
en genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schön-
t, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der
rnunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim
abenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetz-
ung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der

Geiſt hier handelt, als ob er unter keinen andern als ſeinen eigenen Geſetzen ſtände.

Das Gefühl des Erhabenen iſt ein gemiſchtes Gefühl. Es iſt eine Zuſammenſetzung von Wehſeyn, das ſich in ſeinem höchſten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohſeyn, das bis zum Entzücken ſteigen kann, und, ob es gleich nicht eigentlich Luſt iſt, von feinen Seelen aller Luſt doch weit vorgezogen wird. Dieſe Verbindung zweier widerſprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unſre moraliſche Selbſtſtändigkeit auf eine unwiderlegliche Weiſe. Denn da es abſolut unmöglich iſt, daß der nämliche Gegenſtand in zwei entgegengeſetzten Verhältniſſen zu uns ſtehe, ſo folgt daraus, daß wir ſelbſt in zwei verſchiedenen Verhältniſſen zu dem Gegenſtand ſtehen, daß folglich zwei entgegengeſetzte Naturen in uns vereinigt ſeyn müſſen, welche bei Vorſtellung deſſelben auf ganz entgegengeſetzte Art intereſſirt ſind. Wir erfahren alſo durch das Gefühl des Erhabenen, daß ſich der Zuſtand unſers Geiſtes nicht nothwendig nach dem Zuſtand des Sinnes richtet, daß die Geſetze der Natur nicht nothwendig auch die unſrigen ſind, und daß wir ein ſelbſtſtändiges Principium in uns haben, welches von allen ſinnlichen Rührungen unabhängig iſt.

Der erhabene Gegenſtand iſt von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unſre Faſſungskraft, und erliegen bei dem Verſuch, uns ein Bild

oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall, durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer

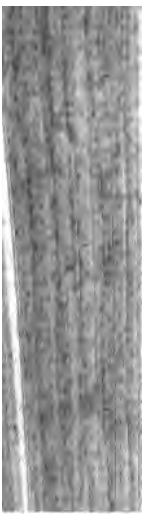
Hand, aber des Menſchen Willen iſt in der ſe
nigen.

Und ſo hat die Natur ſogar ein ſinnliches Mitte
angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bl
ſinnlich ſind; ſo wußte ſie ſelbſt Empfindungen be
zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu
führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen
nichts weniger als ſklaviſch unterworfen ſind. Un
dieß iſt eine ganz andere Wirkung, als durch da
Schöne geleiſtet werden kann; durch das Schö
der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealſchönen m
ſich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schöne
ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit zuſammen, un
nur um dieſer Zuſammenſtimmung willen hat d
Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würde
wir alſo ewig nie erfahren, daß wir beſtimmt un
fähig ſind, uns als reine Intelligenzen zu beweiſe
Beim Erhabenen hingegen ſtimmen Vernunft un
Sinnlichkeit **nicht** zuſammen, und eben in dieſe
Widerſpruch zwiſchen Beiden liegt der Zauber, m
mit es unſer Gemüth ergreift. Der phyſiſche un
der moraliſche Menſch werden hier aufs Schärfſ
von einander geſchieden, denn gerade bei ſolchen Ge
genſtänden, wo der Erſte nur ſeine Schranken em
pfindet, macht der Andere die Erfahrung ſeine
Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben
was den Andern zu Boden drückt.

Ein Menſch, will ich annehmen, ſoll alle di
Tugenden beſitzen, deren Vereinigung den ſchönſ

Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handeln, und er müßte seinen eigenen Vortheil fassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er mit seinem eignen Herzen ausmachen; wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen einer Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser *nämliche* Mensch soll aber plötzlich in ein



Noth verlaſſen. In dieſem Zuſtand
wieder auf, und fordere von dem U
Ausübung der nämlichen Tugenden,
Glückliche einſt ſo bereit geweſen wä
ihn in dieſem Stück noch ganz als
hat die Armuth ſeine Wohlthätigkei
ſeine Dienſtfertigkeit, der Schmerz ſ
thigkeit, eignes Unglück ſeine Th
fremdem Glücke nicht vermindert, b
Verwandlung ſeiner Umſtände in
aber nicht in ſeinem Betragen, in
aber nicht in der Form ſeines Han
freilich reicht man mit keiner Erkl
Naturbegriff mehr aus, (na
ſchlechterdings nothwendig iſt, daß
tige als Wirkung ſich auf etwas W
ſeine Urſache gründet) weil nichts w
ſeyn kann, als daß die Wirkung h

t ihren Ideen erfliegen, der Verſtand aber
en Begriffen nicht erfaſſen kann. Dieſe Ent-
des abſoluten moraliſchen Vermögens, wel-
keine Natur-Bedingung gebunden iſt, gibt
)müthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick
lchen Menſchen ergriffen werden, den ganz
nausſprechlichen Reiz, den keine Luſt der
ſo veredelt ſie auch ſeyen, dem Erhabenen
nachen kann.

Erhabene verſchafft uns alſo einen Ausgang
ſinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern
gefangen halten möchte. Nicht allmälig
ó gibt von der Abhängigkeit keinen Ueber-
: Freiheit), ſondern plötzlich und durch eine
:rung reißt es den ſelbſtſtändigen Geiſt aus
ße los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit
rickte, und das um ſo feſter bindet, je durch-
es geſponnen iſt. Wenn ſie durch den un-
:n Einfluß eines weichlichen Geſchmacks auch
viel über die Menſchen gewonnen hat;
ihr gelungen iſt, ſich in der verführeriſchen
:s geiſtigen Schönen in den innerſten Sitz
ıliſchen Geſetzgebung einzudrängen, und dort
igkeit der Maximen an ihrer Quelle zu ver-
o iſt oft eine einzige erhabene Rührung ge-
ſes Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem
:n Geiſt ſeine ganze Schnellkraft auf Einmal
geben, ihm eine Revelation über ſeine wahre
ıung zu ertheilen, und ein Gefühl ſeiner

Würde, wenigstens für den Moment, a
gen. Die Schönheit unter der Gestalt de
Kalypso hat den tapfern Sohn des Ul
zaubert, und durch die Macht ihrer Reiz
sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefang
glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu
da er doch nur in den Armen der Wo
aber ein erhabener Eindruck ergreift ih
unter Mentors Gestalt; er erinnert
bessern Bestimmung, wirft sich in die A
ist frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist
ganze Natur verschwenderisch ausgegossen
Empfindungsfähigkeit für Beides in alle
gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sic
und durch die Kunst muß ihm nachgeholf
Schon der Zweck der Natur bringt es mi
wir der Schönheit zuerst entgegeneilen,
noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die
ist unsre Wärterinn im kindischen Alte
uns ja aus dem rohen Naturstand zur We
führen. Aber obgleich sie unsre erste Lie
unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe
entfaltet, so hat die Natur doch dafür g
sie langsamer reif wird und zu ihrer vö
wickelung erst die Ausbildung des Verst
Herzens abwartet. Erreichte der Gesch
völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittl
einen bessern Weg, als durch ihn geschehe

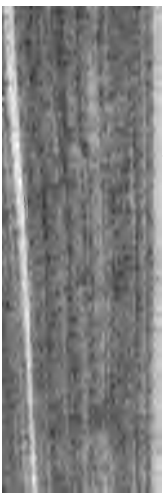
unſer Herz gepflanzt wären, ſo würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unſrer Beſtrebungen bleiben. Wir würden weder in unſern Begriffen, noch in unſern Geſinnungen über ſie hinaus gehen, und was die Einbildungskraft nicht darſtellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweiſe liegt es ſchon in der Einrichtung der Natur, daß der Geſchmack, obgleich er zuerſt blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths ſeine Zeitigung erhält. In dieſer Zwiſchenzeit wird Friſt genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundſätzen in der Bruſt anzupflanzen, und dann beſonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Menſch blos Sklave der phyſiſchen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfniſſe noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe dämoniſche Freiheit in ſeiner Bruſt noch nicht ahnte, ſo konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken ſeiner Vorſtellungskraft und die verherbende Natur nur an ſeine phyſiſche Ohnmacht erinnern. Er mußte alſo die erſte mit Kleinmuth vorübergehen, und ſich von der andern mit Entſetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieſer Fluth von Erſcheinungen etwas Blei-

den Naturmassen um ihn herum an,
dere Sprache zu seinem Herzen zu re
relativ Große außer ihm ist der Spie
das absolut Große in ihm selbst erblic
und mit schauerlicher Lust nähert er
Schreckbildern seiner Einbildungskraf
absichtlich die ganze Kraft dieses Ve
das Sinnlich-Unendliche darzustellen,
bei diesem Versuche dennoch erliegt, d
heit seiner Ideen über das Höchste, w
lichkeit leisten kann, desto lebhafter
Der Anblick unbegrenzter Fernen und
Höhen, der weite Ocean zu seinen Fü
größere Ocean über ihm entreißen sein
engen Sphäre des Wirklichen und de
Gefangenschaft des physischen Lebens.
Maßstab der Schätzung wird ihm von
Majestät der Natur vorgehalten, und
großen Gestalten umgeben, erträgt er
seiner Denkart nicht mehr. Wer wei
chon Lichtgedanken oder Heldenentschlü
Studirkerker und kein Gesellschaftssaa
gebracht haben möchte, nicht schon di
Streit des Gemüths mit dem große
auf einem Spaziergang gebar; wer
nicht dem seltnern Verkehr mit diesen
nius zum Theil zuzuschreiben ist, daß
der Städter sich so gern zum Kleinli
verkrüppelt und welkt, wenn der Sta

offen und freibleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht blos das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Unendlichkeit, auch das Auffaßbare für den Verstand, die Ordnung, Form, sobald sie ins Große geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geistreichen Anordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer staunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Flur, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands Felsen, Kataraften und Nebelgebirgen, Ossians große Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß Batavieus Triften für den physischen Menschen weit besser gesorgt ist, als unter dem tückischen Kluster des Vesuv, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthschaftsgarten viel mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Nahrung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und sich wohl sein zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.



moralischen Welt, die Quelle ein
Vergnügens. Wer freilich die gr
der Natur mit der dürftigen Fack
des beleuchtet, und immer nur
ihre kühne Unordnung in Harmonie
kann sich in einer Welt nicht gefalle
tolle Zufall als ein weiser Plan zu
und bei Weitem in den mehrsten
und Glück mit einander im Widers
will haben, daß in dem großen Wel
in einer guten Wirthschaft geordn
mißt er, wie es nicht wohl anders
Gesetzmäßigkeit, so bleibt ihm nichts
als von einer künftigen Existenz m
dern Natur die Befriedigung zu er
die gegenwärtige und vergangene
Wenn er es hingegen gutwillig au
setzlose Chaos von Erscheinungen un

ſſendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in
n dieſer wilden Ungebundenheit der Natur ihre
ne Unabhängigkeit von Naturbedingungen darge-
lt findet. Denn wenn man einer Reihe von
ngen alle Verbindung unter ſich nimmt, ſo hat
n den Begriff der Independenz, der mit dem rei-
i Vernunftbegriff der Freiheit überraſchend zu-
ummenſtimmt. Unter dieſer Idee der Freiheit,
lche ſie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt
) die Vernunft in eine Einheit des Gedankens
ammen, was der Verſtand in keine Einheit der
kenntniß verbinden kann, unterwirft ſich durch
ſe Idee das unendliche Spiel der Erſcheinungen,
) behauptet alſo ihre Macht zugleich über den
rſtand als ſinnlich bedingtes Vermögen. Erin-
t man ſich nun, welchen Werth es für ein Ver-
nftweſen haben muß, ſich ſeiner Independenz von
turgeſetzen bewußt zu werden, ſo begreift man,
: es zugeht, daß Menſchen von erhabner Gemüths-
ſtimmung durch dieſe ihnen dargebotene Idee der
iheit ſich für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für
ſchädigt halten können. Die Freiheit in allen ih-
i moraliſchen Widerſprüchen und phyſiſchen Uebeln
für edle Gemüther ein unendlich intereſſanteres
hauſpiel, als Wohlſtand und Ordnung ohne Frei-
t, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen,
) der ſelbſtherrſchende Wille ſich zum dienſtbaren
ied eines Uhrwerks herabſetzt. Das letzte macht
i Menſchen blos zu einem geiſtreichen Produkt und

glücklichen Bürger der Natur; die
ihn zum Bürger und Mitherrscher
Systems, wo es unendlich ehrenvoller
sten Platz einzunehmen, als in der p
nung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrach
aus diesem, ist mir die Weltgeschichte
Objekt. Die Welt, als historischer G
im Grunde nichts Anderes als der K
turkräfte unter einander selbst und
heit des Menschen, und den Erfolg
berichtet uns die Geschichte. So weit
bis jetzt gekommen ist, hat sie von d
der alle Affekte im Menschen gezählt u
weit größere Thaten zu erzählen, als
ständigen Vernunft, und diese hat bl
zelne Ausnahmen vom Naturgesetz in
Aristides, Phocion und ähnlich
ihre Macht behaupten können. Näh
nur der Geschichte mit großen Erwartu
und Erkenntniß, wie sehr findet ma
täuscht! Alle wohlgemeinten Versuche
phie, das, was die moralische Welt f

ben Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu erklären, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umstand, daß die Natur, im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet; daß sie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von einem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche ist, und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Innenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche Natur

uns die furchtbare und zerstörende Nat
wir nämlich blos freie Betrachter derse
Der sinnliche Mensch freilich, und die
in dem vernünftigen, fürchten nichts
mit dieser Macht zu zerfallen, die üb
und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ring
der physischen Welt, als der Bewahre
Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu l
darum genöthigt zu seyn, mit der na
brechen, die unsre Würde bestimmt.
aber bekanntermaßen nicht immer an,
ren zu dienen, und wenn auch (ein fast
Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse n
gerathen sollte, so geht doch die Natu
keit keinen Vertrag mit dem Menschen e
der seine Kraft, noch seine Geschicklich
gegen die Tücke der Verhängnisse sicher s
ihm also, wenn er gelernt hat zu ertra
nicht ändern kann, und preiszugeben
was er nicht retten kann! Fälle könne
wo das Schicksal alle Außenwerke erst
er seine Sicherheit gründete, und ihm
übrig bleibt, als sich in die heilige Frei
ster zu flüchten; wo es kein andres
den Lebenstrieb zu beruhigen, als es
und kein andres Mittel, der Macht de
widerstehen, als ihr zuvorzukommen
eine freie Aufhebung alles sinnlichen Ja

ıoch eine phyſiſche Macht es thut, ſich moraliſch zu
ntleiben.

Dazu nun ſtärken ihn erhabene Rührungen und
in öfterer Umgang mit der zerſtörenden Natur,
owohl da, wo ſie ihm ihre verderbliche Macht blos
ıon Ferne zeigt, als wo ſie ſie wirklich gegen ſeine
Mitmenſchen äußert. Das Pathetiſche iſt ein künſt-
iches Unglück, und, wie das wahre Unglück, ſetzt
s uns in unmittelbaren Verkehr mit dem
Beiſtergeſetz, das in unſerm Buſen gebietet. Aber
ıas wahre Unglück wählt ſeinen Mann und ſeine
Zeit nicht immer gut; es überraſcht uns oft wehr-
os, und, was noch ſchlimmer iſt, es macht uns
ft wehrlos. Das künſtliche Unglück des Pathe-
iſchen hingegen findet uns in voller Rüſtung, und
eil es blos eingebildet iſt, ſo gewinnt das ſelbſt-
ndige Principium in unſerm Gemüthe Raum,
ne abſolute Independenz zu behaupten. Je öfter
ı der Geiſt dieſen Akt von Selbſtthätigkeit er-
ert, deſto mehr wird ihm derſelbe zur Fertigkeit,
ı deſto größern Vorſprung gewinnt er vor dem
ichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn
dem eingebildeten und künſtlichen Unglück ein
aftes wird, im Stande iſt, es als ein künſtli-
zu behandeln, und, der höchſte Schwung der
hennatur, das wirkliche Leiden in eine erha-
ührung aufzulöſen. Das Pathetiſche, kann
her ſagen, iſt eine Inokulation des unvermeid-
chickſals, wodurch es ſeiner Bösartigkeit be-

raubt, und der Angriff deſſelben auf die ſtarke Seite des Menſchen hingeleitet wird.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem ſchlaffen verzärtelten Geſchmack, der uns das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um ſich bei den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmonie zwiſchen dem Wohlſeyn und Wohlverhalten lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit denſelben iſt Heil für uns. In dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das ſonderbar herrliche Schauſpiel der Alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden und wieder zerſtörenden Veränderung, des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemählde der in den Kampf mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maß aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrloſten moraliſchen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei ſolchen Scenen

en kann, ohne dem ernsten Gesetz der Noth-
rit mit einem Schauer zu huldigen, seinen
n augenblicklich den Zügel anzuhalten und,
von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen,
Beharrlichen in seinem Busen zu greifen?
keit, das Erhabene zu empfinden, ist also
rrlichsten Anlagen in der Menschennatur,
wegen ihres Ursprungs aus dem selbst-
Denk- und Willensvermögen unsre Ach-
ben, die vollkommenste Entwickelung ver-
Schöne macht sich blos verdient um den
das Erhabene um den reinen Dä-
; und weil es einmal unsre Bestim-
) bei allen sinnlichen Schranken uns
thbuch reiner Geister zu richten, so
bene zu dem Schönen hinzukommen,
tische Erziehung zu einem voll-
zu machen, und die Empfindungs-
schlichen Herzens nach dem ganzen
estimmung, und also auch über die
s, zu erweitern.
ne würde zwischen unsrer Natur-
unsrer Vernunftbestimmung ein
treit seyn. Ueber dem Bestre-
sterberuf Genüge zu leisten,
Menschheit versäumen, und
Aufbruch aus der Sinnenwelt
einmal angewiesenen Sphäre

des Handelns beſtändig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unſrer Würde vergeſſen machen. In der Erſchlaffung eines ununterbrochenen Genuſſes würden wir die Rüſtigkeit des Charakters einbüßen und, an dieſe zufällige Form des Daſeyns unauflösbar gefeſſelt, unſre unveränderliche Beſtimmung und unſer wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen ſich gattet, und unſre Empfänglichkeit für Beides in gleichem Maß ausgebildet worden iſt, ſind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu ſeyn, und ohne unſer Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verſcherzen.

Nun ſtellt zwar ſchon die Natur für ſich allein Objekte in Menge auf, an denen ſich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Menſch iſt, wie in andern Fällen, ſo auch hier, von der zweiten Hand beſſer bedient, als von der erſten, und will lieber einen zubereiteten und auserleſenen Stoff von der Kunſt empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühſam und dürftig ſchöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne ſogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu ſtreben, und in jeder ſchönen oder großen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derſelben den großen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln

dürfen, was die Natur — wenn sie es nicht gar ichtlos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr nä: liegenden Zwecks blos im Vorbeigehen mitnmt. Wenn die Natur in ihren schönen organin Bildungen entweder durch die mangelhafte dividualität des Stoffes oder durch Einwirkung erogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn in ihren großen und pathetischen Scenen, Gelt ausübt, und als eine Macht auf den Menn wirkt, da sie doch blos als Objekt der freien trachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nachnerinn, die bildende Kunst, völlig frei, weil sie ihrem Gegenstand alle zufälligen Schranken abdert, und läßt auch das Gemüth des Betrachs frei, weil sie nur den Schein und nicht die irklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zaudes Erhabenen und Schönen nur in dem Schein d nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle rtheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu tlen.

Gedanken

über den

Gebrauch des Gemeinen und Ni
in der Kunst.*)

Gemein ist Alles, was nicht zu den
spricht, und kein anderes als ein sinnliches
erregt. Es gibt zwar tausend Dinge,
durch ihren Stoff oder Inhalt gemein s
weil das Gemeine des Stoffes durch die
lung veredelt werden kann, so ist in der
vom Gemeinen in der Form die Re
gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff
gemeine Behandlung verunehren; ein gr
und ein edler Geist hingegen wird
Gemeine zu adeln wissen, und zwar dad
er es an etwas Geistiges anknüpft und
Seite daran entdeckt. So wird uns ein

*) Anmerkung des Herausgebers. D
erschien zuerst im IV. Theile der Sammlung
scher Schriften des Verf. (Leipzig bei Crus

reiber von gemeinem Schlage die unbedeutend-
n Verrichtungen eines Helden eben so sorgfältig
s seine erhabensten Thaten berichten, und sich
en so lang bei seinem Stammbaum, seiner Klei-
rtracht, seinem Hauswesen, als bei seinen Ent-
ürfen und Unternehmungen verweilen. Seine
öhten Thaten wird er so erzählen, daß kein Mensch
s ihnen ansieht, was sie sind. Umgekehrt wird ein
eschichtschreiber von Geist und eignem Seelenadel
ich in das Privatleben und in die unwichtigsten
andlungen seines Helden ein Interesse und einen
ehalt legen, der sie wichtig macht. Einen gemei-
en Geschmack haben in der bildenden Kunst die nie-
rländischen Mahler, einen edlen und großen Ge-
hmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen
wiesen. Diese gingen immer auf das Ideal, ver-
arfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch kei-
en gemeinen Stoff.

Ein Portraitmahler kann seinen Gegenstand *ge-
ein* und kann ihn *groß* behandeln. *Gemein*,
enn er das *Zufällige* eben so sorgfältig dar-
ellt als das Nothwendige, wenn er das Große
rnachläßigt, und das Kleine sorgfältig ausführt:
roß, wenn er das *Interessanteste* heraus zu
nden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen
heidet, das Kleine nur andeutet und das Große
sführt. *Groß* aber ist nichts, als der Ausdruck
r Seele in Handlungen, Gebärden und Stel-
ngen.

Ein Dichter behandelt ſeinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn gut, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer wußte den Schild des Achilles ſehr geiſtreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas ſehr Gemeines iſt.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen ſteht das Niedrige, welches von jenem darin unterſchieden iſt, daß es nicht blos etwas Negatives, nicht blos Mangel des Geiſtreichen und Edeln, ſondern etwas Poſitives, nämlich Rohheit des Geiſtes, ſchlechte Sitten und verächtliche Geſinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt blos von einem fehlenden Vorzug, der ſich wünſchen läßt, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenſchaft, die von Jedem gefordert werden kann. So iſt z. B. die Rache an ſich, wo ſie ſich auch finden und wie ſie ſich auch äußern mag, etwas Gemeines, weil ſie einen Mangel von Edelmuth beweiſet. Aber man unterſcheidet noch beſonders eine niedrige Rache, wenn der Menſch, der ſie ausübt, ſich verächtlicher Mittel bedient, ſie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein aber kann auch ein Menſch von Geburt und beſſen Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäßige Gaben beſitzt. Ein Menſch handelt gemein, der nur auf ſeinen Nutzen bedacht iſt, und inſofern ſteht er dem edeln Menſchen entgegen, der ſich

:geſſen kann, um einem andern einen Genuß zu
:ſchaffen. Derſelbe Menſch aber würde niedrig
ndeln, wenn er ſeinem Nutzen auf Koſten ſeiner
re nachginge, und auch nicht einmal die Geſetze
s Anſtandes dabei reſpektiren wollte. Das Ge-
ine iſt alſo dem Edeln, das Niedrige dem Edeln
d Anſtändigen zugleich entgegengeſetzt. Jeder
denſchaft ohne allen Widerſtand nachgeben, jeden
ieb befriedigen, ohne ſich auch nur von den Re-
n des Wohlſtandes, viel weniger von denen der
ttlichkeit zügeln zu laſſen, iſt niedrig, und verräth
ie niedrige Seele.

Auch in Kunſtwerken kann man in das Niedrige
:fallen, nicht blos indem man niedrige Gegen-
nde wählt, die der Sinn für Anſtand und Schick-
)keit ausſchließt, ſondern auch indem man ſie
edrig behandelt. Niedrig behandelt
n einen Gegenſtand, wenn man entweder die-
ige Seite an ihm, welche der gute Anſtand ver-
:gen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihm
ien Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvor-
llungen leitet. In dem Leben des größten Men-
s kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur
i niedriger Geſchmack wird ſie herausheben und
smahlen.

Man findet Gemählde aus der heiligen Ge-
ichte, wo die Apoſtel, die Jungfrau und Chriſtus
bſt einen Ausdruck haben, als wenn ſie aus dem
neinſten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle

solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch der Kunst gestattet werden kann; da nämlich, wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geschmack zu verrathen, an dem rohen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Kontraste zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunkenheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkener Postillon, Matrose, oder Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Munde des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des Aristophanes, die aber zuweilen auch diese Grenze überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deswegen gehen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. So bald es der Dichter blos auf ein Lachstück anlegt, und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da unbringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen können, bei Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Indignation. Ganz anders ist es in der Farce, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt ist, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce dispensiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit kontrastiren.

Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber ins Furchtbare übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks muß durch eine starke Beschäftigung des Affekts ausgelöscht und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen werden. Stehlen z. B. ist etwas absolut *Niedriges*, und was auch unser Herz zur Ent-

schuldigung eines Diebs vorbringen kann, wie sehr auch durch den Drang der Umstände mag verleitet worden seyn, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt, und ästhetisch bleibt er immer ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger, weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Nebenideen verantwortlich ist, die in seine Veranlassung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moralische Beurtheilung von allem Zufälligen abstrahirt. Ein Mensch, der stiehlt, würde demnach für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches Ding seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher, aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der sich (ich rede hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilungsweise) durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder in etwas erhöht und in unsre ästhetische Achtung restituirt werden. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann mehrere Ursachen davon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, daß, weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, auch alle Nebenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt werden, und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf dieses Urtheil ein

i. Sind nun dieſe Nebenvorſtellungen von ei-
iedrigen Art, ſo erniedrigen ſie den Haupt-
tand unvermeidlich.
eitens ſehen wir in der äſthetiſchen Be-
lung auf die Kraft, bei einem moraliſchen
e Geſetzmäßigkeit. Kraftmangel iſt et-
Verächtliches, und jede Handlung, die uns
ſchließen läßt, iſt es gleichfalls. Jede feige
riechende That iſt uns widrig durch den Kraft-
el, den ſie verräth; umgekehrt kann uns eine
che That, ſobald ſie nur Kraft verräth, äſthe-
gefallen. Ein Diebſtahl aber zeigt eine krie-
feige Geſinnung an; eine Mordthat hat we-
as den Schein von Kraft, wenigſtens richtet
r Grad unſers Intereſſes, das wir äſthetiſch
nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabei
ert worden iſt.
rittens werden wir bei einem ſchweren und
lichen Verbrechen von der Qualität deſſelben
gen, und auf ſeine furchtbaren Folgen auf-
am gemacht. Die ſtärkere Gemüthsbewegung
rückt alsdann die ſchwächere. Wir ſehen nicht
irts in die Seele des Thäters, ſondern vor-
in ſein Schickſal, auf die Wirkungen ſeiner
So bald wir aber anfangen zu zittern, ſo
gt jede Zärtlichkeit des Geſchmacks. Der
teindruck erfüllt unſre Seele ganz, und die zu-
n Nebenideen, an denen eigentlich das Nie-
hängt, erlöſchen. Daher iſt der Diebſtahl des

jungen Ruhberg, in Verbrechen aus Ehrsucht, auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Der Dichter hat mit vieler Geschicklichkeit die Umstände so geleitet, daß wir fortgerissen werden und nicht zu Athem kommen. Das schreckliche Elend seiner Familie, und besonders der Jammer seines Vaters sind Gegenstände, die unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen seiner That leiten. Wir sind viel zu sehr im Affekt, um uns auf die Vorstellungen der Schande einzulassen, womit der Diebstahl gebrandmarkt wird. Kurz das Niedrige wird durch das Schreckliche versteckt. Es ist sonderbar, daß dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen Ruhberg nicht so viel Widriges hat, als der bloß ungegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Officier unverdienterweise beschuldigt, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier blos eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks, in unsrer ästhetischen Vorstellung, unwiederbringlichen Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Konvenienz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas Verächtliches zu, so hat

es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlaß gegeben hätte; obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seite des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Officier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Kontrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bei seiner Dame ist, daß er den silbernen Löffel in der Tasche haben könnte. Das größte Unglück dabei ist, daß derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt; denn wäre dieses, so würde er als Officier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

Noch muß man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist unter aller ästhetischen Würde, das letzte kann öfters sehr gut damit bestehen. Sklaverei ist niedrig, aber eine sklavische Gesinnung in der Freiheit ist verächtlich; eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe

ſchimmert aus einem niedrigen Schickſal nur deſto herrlicher hervor, und der Künſtler darf ſich nicht fürchten, ſeinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, ſobald er nur verſichert iſt, daß ihn der Ausdruck des innern Werths zu Gebote ſteht.

Aber was dem Dichter erlaubt ſeyn kann, iſt dem Mahler nicht immer geſtattet. Jener bringt ſeine Objekte blos vor die Phantaſie, dieſer hingegen unmittelbar vor die Sinne. Alſo iſt nicht nur der Eindruck des Gemähldes lebhafter als der des Gedichts, ſondern der Mahler kann auch durch ſeine natürlichen Zeichen das Innere nicht ſo ſichtbar machen, als der Dichter durch ſeine willkürlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern verſöhnen. Wenn uns Homer ſeinen Ulyß in Bettlerlumpen aufführt, ſo kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieſes Bild ausmahlen, und wie lange wir dabei verweilen wollen. In ſeinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder eckelhaft ſeyn könnte. Wenn aber der Mahler oder gar noch der Schauſpieler den Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, ſo würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unſerer Gewalt; wir müſſen ſehen, was uns der Mahler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht ſo leicht abweiſen.

An den
ausgeber der Propyläen.

) komme von Betrachtung der Bilder zurück,
rch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt
ı, und noch lebhaft mit dieſen Eindrücken be=
gt, verſuche ich es, die Gedanken zu ordnen
ıszuſprechen, welche dieſe intereſſanten Kunſt=
nungen in mir aufgeregt haben. Werke der
dungskraft haben das Eigenthümliche, daß ſie
müßigen Genuß zulaſſen, ſondern den Geiſt
ſchauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunſt=
ührt auf die Kunſt zurück, ja es bringt erſt die
in uns hervor.
e hatten es zwar bei dieſen Preisaufgaben
f den Künſtler abgeſehen; aber auch dem blo=
eſchauer haben Sie durch dieſes Inſtitut eine
Quelle von Vergnügen und Belehrung eröff=
Dieſe neunzehn und wieder dieſe neun Aus=
gen des nämlichen Gegenſtandes gewähren ein
ignes Intereſſe des Verſtandes, wovon
derjenige keinen Begriff hat, der ſich den

Eindrücken künſtleriſcher Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleich große Anzahl wirklicher Meiſterſtücke, aber von verſchiedenem Inhalt, würde uns unſtreitig einen höhern Kunſtgenuß, aber vielleicht keinen ſo reichen Begriff von der Kunſt verſchafft haben, als dieſe vielſeitige Behandlung deſſelben Thema mir wenigſtens gegeben hat.

Zuerſt ein Wort von den Preisaufgaben ſelbſt. In Sachen der ſchönen Kunſt wird die Möglichkeit nur durch die That bewieſen: aus Begriffen kann man höchſtens voraus wiſſen, daß ein gegebenes Thema der künſtleriſchen Darſtellung nicht widerſtreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt, denn aus beiden ſind wirklich unter geſchickten Händen, ſprechende, ſelbſtſtändige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunſt unzertrennlich und eins iſt, und beide, Phantaſie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig ſeyn müſſen, ſo gibt es doch Kunſtwerke der Phantaſie und Kunſtwerke der Empfindung, je nachdem ſie ſich einem dieſer beiden äſthetiſchen Pole vorzugsweiſe nähern; zu einer von beiden Klaſſen aber muß jedes künſtliche und poetiſche Werk ſich bekennen, oder es hat gar keinen Kunſtgehalt. Sie haben bei dieſen zwei Preisaufgaben dafür geſorgt, daß jeder Künſtler in ſeiner Sphäre beſchäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausſtattete, auf beiden Feldern der Kunſt glänzen konnte.

Hektors Abschied qualificirte sich zu einem nai-
und seelenvollen Empfindungsgemählde; der
d der Pferde des Rhesus, ein Nachtstück, war
inem kühnen, kraftvollen Phantasiebilde geeig-

Beide Aufgaben konnten, in Absicht auf den
rn Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten, und
ten für die Ausführung, im Ganzen genom-
; gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbie-

Das Naturell und die Neigung des Künstlers
te also die Wahl entscheiden, und es ließ sich
usſehen, wohin sich das Uebergewicht neigen
de. Der erste Gegenstand spricht an das Herz,
der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter
bei dieser Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren
Momente der Handlung und die Motive unent-
den gelassen; hier also war das Feld der Erfin-
. Zwei Helden, dem Begriffe gemäß, den wir
von Diomed und Ulysses bilden, zeigen sich
er Finsterniß der Nacht in dem trojanischen La-
wo thrazische Krieger mit ihrem Könige schla-
liegen. Indem Diomed die Schlafenden er-
gt, bemächtigt sich Ulyß der schönen weißen
de des Königs. Sie müssen eilen, um nicht
fallen zu werden, und Diomed verläßt ungern
Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der
sten Bedeutung. Der Künstler konnte den Au-
blick des wirklichen Ermordens, er konnte den

Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bei dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessirt, und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemählde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Mittel noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsre Theilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluß, daß sie im Schlaf ermordet worden, und, was die Hauptsache ist, Ulyß und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Kühnheit, die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen; die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und

für uns seyn. Etwas muß geſchehen,
den, um ihre That empor zu heben;
t durch die Gegenwart und den Antheil
inn. Der Künſtler durfte dieſe nicht
auch im Homer erſcheint die Pallas
eide Helden, zu eilen. Durch Einfüh-
tinn wird für den Gedanken noch dieſes
aß die nächtliche That einen Zeugen hat,
re Gäſte die Nothwendigkeit der Flucht
wird, und für die Ausführung des Bil-
der große Gewinn, daß die nächtliche
einem göttlichen Lichte kann erleuchtet

inſtler, der keinen tiefen Gedankenge-
Bild zu legen wußte, konnte, bei der
abe, ſchon der Effekt der Maſſen und
locken, und bei der Ausführung befrie-
geſchickte Verfertiger des Bildes No. 5,
itte des Ganzen zwei milchweiße Pferde
Diomed im Hintergrund noch in dem
iffen iſt, und beide Helden als Neben-
i die Thüre verſchwinden, ſcheint ſich
ier angenehmen Wirkung der Schatten
egnügt zu haben. Das Bild iſt ſanft
für's Auge, aber der Gedanke iſt ge-
er Künſtler hat von ſeinem Gegenſtand
ſte Proſaiſche ergriffen. Denn warum
iguren hervorrufen und durch Andeut-
edeutenden That Erwartung erregen,

wenn es um nichts weiter zu thun ist, als d
durch eine gefällige Anordnung von Schönheit
stet werden kann? Es war übrigens kein
daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern
me davon trug. Die Wirkung des Gefälligen
fehlbar, es setzt nichts voraus, und läßt si
gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (No. 5
desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den
blick der Ermordung dar. Der König Rh
schlafend, das Schwert ist über ihm gezückt,
ses hat sich der Pferde bemächtigt. Die
rung ist kräftiger, die Handlung reicher,
dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind de
den nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke er
nicht über das Gemeine, das Bild spricht
dem Auge, ohne die Imagination anzuregen
die geschickte fleißige Ausführung kann den
den Geist nicht ersetzen.

Zwei andere Bilder (No. 6 und 7) zeig
zwar schon die Göttinn, aber ihre Gegenwart
das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere In
des Künstlers verräth. Der Moment ist be
der, die Ermordung ist geschehen; auf dem
wo die Figuren blos im Umriß gezeichnet sin
sich Ulyß auf eins der Pferde geschwunge
Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; a
andern wird noch Rath gehalten, aber die
ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutu

n einem höhern Geist sind zwei andere Bilder
ben Inhalts gedacht und ausgeführt.
ie Göttinn erscheint (No. 2) über den er=
enen Leichen, und das Licht, das sie umfließt,
htet die nächtliche Scene. Diomedes ruht
ner nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem
auf einem Leichnam und bedenkt sich, das
ert in die Scheide zu stecken. Bedeutend er=
die Göttinn den Zeigefinger der rechten Hand,
)n zu warnen, und mit der ausgestreckten Lin=
eigt sie ihm den Weg. Ulysses, den Bo=
n der Hand, hält die sich bäumenden Pferde
ügel und strebt schon in einer raschen Bewe=
fort, nach dem säumenden Gefährten zurück=
nd. Beide Helden sind nackt, nur ein Man=
ttert um den eilenden Ulyß, und ein Lö=
ll hängt über dem Rücken des Diomedes.
, dessen kräftig gezeichnete Figur am meisten
rdringt, bringt in das Ganze eine lebhafte
gung, welche gegen die sinnende Ruhe des
nedes einen vielleicht nur zu starken Abstich

it diesem Bilde sind wir in die geistige Welt
unst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist
us den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist
nommen. Noch um einen Schritt weiter in
eich der Einbildungskraft führt uns der andere
1), mit dem sich diese Galerie der Rhesus=
würdig abschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt, und uns mit einem engen Raum beschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke ist es gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz, und wir übersehen zugleich die Gegend der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch verschiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf die mahlerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben forttreiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken; nur der Kopf ist ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde, sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle Masse leblos liegender Körper im Vordergrund und die stilliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

So bald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen: dieß findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand

em Wagen des Rhesus, den er mit der
ıfaßt, als ob er sich denselben zueignen,
ı dem Rade des Wagens liegt der Er-
durch die neben ihm liegende Helmkrone
n schön verkürzter Lage hingestreckt. So
llyß und die Pferde bewegen, so ruhig
nedes, nur das Gesicht ist unzufrieden
:scheinung zur Linken hingerichtet.
webt in einer Wolkenumgebung, schlank
gebildet, Minerva herab, und bedeutet
reckter Rechten den Säumenden, fortzu-
: Wolke, in der sie erscheint, wälzt sich
wie ein daherströmender Nebel um den
Rhesus herum, und faßt auf diese Art
Mordscene mit einem geheimnißvollen
in, der sich nur auf der rechten Seite
den Blick nach dem griechischen Schiff-
veitern. Alle Partien des Bildes schmel-
r angenehmen Harmonie von Licht und
ıd Reflexen ineinander.
fährt bei diesem Bilde den heitern Ein-
phantasiereichen Kunst, nach Kunstideen
wählt und geordnet, nichts Einzelnes ist
en Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräs-
, und hat nur Daseyn für den Gedanken
enselben.
sich für diese beiden Aufgaben von einer
Seite her Gefahr befürchten.
ub der Pferde des Rhesus ist, als bloßes

Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte also die Phantasie ihre Macht beweisen, und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild blos mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese natürliche Wahrheit ist das Gespenst der Zeit, und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freier Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gemüth nicht ansprach, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dieß scheint die meisten von diesem Sujet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hektors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand, und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit, ein ergötzendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimentalische Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben der bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinender Hektor und eine zerfließende Andromache sind zu fürchten, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht selbst heraus finden.

Es war in diesem einfach scheinenden Sujet

doppeltes Verhältniß auszudrücken; Hektor sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der konkurrirenden Künstler haben sich begnügt, blos den Abschied des Gatten von der Gattinn vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterinn oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hektor selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man blos den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dieß ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Helden, der der Schirm seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die diesem Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andere schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattinn eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters sich mit dem

Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million ſpießtragender Trojaner, welche auf dieſe Familiengruppe herabſchauen.

So wie man auf dieſem Bilde das Pathetiſche ganz vermißt, ſo iſt demſelben auf zwei andern, ſonſt ſehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heroiſchen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewiſſes peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfällt noch beſonders die abgewandte Stellung des Hektors und der Ausdruck hülfloſen Schmerzens in ſeiner Gebärde. Dem andern (No. 19) ſcheint eine gewiſſe kranke Bläſſe zu ſchaden, welche dadurch entſteht, daß die Zeichnung zum Theil kolorirt iſt und auf einen Farben-Effekt Anſpruch macht, aber gerade da, wo die energiſche Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden iſt.

Mehrere und zwar die geſchickteſten Meiſter laſſen ihren Helden ſich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Dieſe Handlung iſt ſchicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und ſelbſt im Affekt beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, beſonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichſten (No. 25 und 26) Bildern in

dieſer Reihe der Fall iſt, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülfloſen Stadt; beide ſcheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden ſich zwei nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21), wo der Künſtler im Geiſt der alten Bildhauerwerke des Pathetiſchen nicht bedurfte, um bedeutend zu ſeyn. Ernſt und ruhig ſteigt der gewaffnete Hektor die Stufen ſeines Hauſes herab; ſein Körper iſt ſchon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Geſicht kehrt ſich nach der Andromache, die ſich mit leidender Miene an ihn anſchmiegt und ihn nicht laſſen will. Ihr zur Seite ſteht die Wärterinn, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weiſen Bedeutſamkeit der Alten hat uns hier der Künſtler die Situation mehr durch ſymboliſche Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles ſtellt mehr vor, als es iſt; es gilt zwar für ſich ſelbſt und weiſt doch auf etwas Anderes hin; es iſt nur der ſinnvolle Buchſtabe, in welchem der Geiſt verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauſes, welches von dem Hausvater jetzt verlaſſen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernſte, doch nicht traurige Herabſteigen des Helden ſteht ihm wohl an; er braucht

den antiken Sinn des Ganzen durch
schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der Amme,
ten Figur, hat sich das Genie der
Künstler charakterisirt. Einige, die zu
Gegenstandes nicht hinauf langen kon
mit ihrem Genie gerade die Amme
und diese ist dann die gelungenste Figu
geworden. Hier in corpore vili koun
ler der beliebten Natürlichkeit mit de
Nachtheile folgen, obgleich der gute G
hier eine edlere Behandlung zur Pf
Von der stupiden Gleichgültigkeit an
ten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen B
geführt worden. Diesen letztern Cha
sie auf einer bunt getuschten Zeichnu
Ihnen hier nur durch die zwei unsch
brachten Säulen, die das Thor verfper

Dagegen ist auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 23) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet, und es ist dem Künstler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch größere, wenn nicht zu große, Bedeutung gegeben.

Bei dieser Abschiedsscene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freiheit der Symbole bediente, so mußte er die Scene unter oder an das trojanische Thor verlegen, und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß ist; obgleich das andere Extrem, wo der Künstler einen opernartigen Hofstaat um seine Personen herum versetzt, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über

die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die sich diesen Bildern, bald mehr bald weniger vorbinden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Geschicklichkeit an, bei welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frei und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendeten Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft als gedachte Ganze; andre empfehlen sich durch sogar eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der malerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26) der braunen Zeichnung, wie das Publikum sie nennte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

Hektor hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt im Geist der Antike gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, ihr Ausdruck des Schmerzes entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors in weiterm Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das [illegible]

t des Helden mit einem ſchmerzvollen Flehen
tiefer geängſteter Bruſt begleitend. Auf ſie,
ie niedrigere Natur, hat der weiſe Künſtler die
Schale der Leidenſchaft ausgegoſſen, die er
ieſe Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt
chts Unwürdiges, es iſt nur das Heftige der
unſt, was ihn bezeichnet. Die Handlung ge=
t unter dem Thor, deſſen edle Architektur
ig zum Ganzen ſtimmt. Hinter der Amme
: ſich daſſelbe in einem ſchönen freien Bogen;
ſieht den Wagen Hektors, der Führer hält die
e an, ein Krieger iſt näher getreten und ſetzt
Hauptſcene mit der Handlung des Hintergrun=
n Verbindung.
ieß iſt der poetiſche Gedanke des Bildes; aber
die Styl, die Einheit, die leichte Hand, die
ichkeit und Anmuth in der Behandlung kann
mpfunden, nicht durch Worte ausgedrückt wer=
Man fühlt ſich thätig, klar und entſchieden;
höuſte Wirkung, die die plaſtiſche Kunſt be=
:. Das Auge wird gereizt und erquickt, die
taſie belebt, der Geiſt aufgeregt, das Herz er=
t und entzündet, der Verſtand beſchäftigt und
digt.

Ueber
Bürgers Gedicht

Die Gleichgültigkeit, mit der unser phi
rendes Zeitalter auf die Spiele der Muſen
ſehen anfängt, ſcheint keine Gattung der po
pfindlicher zu treffen als die lyriſche. Der
ſchen Dichtkunſt dient doch wenigſtens die
tung des geſellſchaftlichen Lebens zu einigen
und der erzählenden erlaubt ihre freiere
dem Weltton mehr anzuſchmiegen und den
Zeit in ſich aufzunehmen. Aber die jährlich
nache, die Geſellſchaftsgeſänge, die Muſik
unſrer Damen ſind nur ein ſchwacher De
den Verfall der lyriſchen Dichtkunſt. Un
es für den Freund des Schönen ein ſehr
gender Gedanke, wenn dieſe jugendlich
des Geiſtes in der Fruchtzeit abſterben
reifere Kultur auch nur mit einem einz
heitsgenuß erkauft werden ſollte. Wie
ſich auch in unſern ſo unpoetiſchen Ta
die Dichtkunſt überhaupt, alſo auch ſo

eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht darthun, daß, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto nothwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in der abgezogenen Vernunftwelt die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus so divergirenden Bahnen würde sich der Geist der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihn verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich hende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterben Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen nst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erungen d machte. Was Erfah-

rung und Vernunft an Schätzen für die M
aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit
nen und in Anmuth ſich kleiden in ihrer f
ſchen Hand. Die Sitten, den Charakter, d
Weisheit ihrer Zeit müßte ſie, geläutert
edelt, in ihrem Spiegel ſammeln, und mi
ſtrender Kunſt, aus dem Jahrhundert ſel
Muſter für das Jahrhundert erſchaffen. D
ſetzte voraus, daß ſie ſelbſt in keine andern
und gebildete Hände fiele. So lange dieß
ſo lange zwiſchen dem ſittlich ausgebildete
theilsfreien Kopf und dem Dichter ein andre
ſchied ſtattfindet, als daß letzterer zu d
zügen des erſtern das Talent der Dichtung
Zugabe beſitzt; ſo lange dürfte die Dichtku
veredelten Einfluß auf das Jahrhundert w
und jeder Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Kult
nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindert
möglich kann der gebildete Mann Erquick
Geiſt und Herz bei einem unreifen Jüngling
unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, di
nen Sitten, die Geiſtesleerheit wieder finde
die ihn im wirklichen Leben verſcheuchen. M
verlangt er von dem Dichter, der ihm, w
Römer ſein Horaz, ein theurer Begleit
das Leben ſeyn ſoll, daß er im Intellektue
Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm ſtehe,
auch in Stunden des Genuſſes nicht unter
ken will. Es iſt alſo nicht genug, Empfind

hten Farben zu schildern; man muß auch erhöht finden. Begeisterung allein ist nicht genug; fordert die Begeisterung eines gebildeten Gei- Alles, was der Dichter uns geben kann, ist e Individualität. Diese muß es also werth seyn, Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese e Individualität so sehr als möglich zu veredeln, reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es rnehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. höchste Werth seines Gedichtes kann kein an- r seyn, als daß es der reine vollendete Abdruck r interessanten Gemüthslage, eines interessanten ndeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in r kleinsten Aeußerung kenntlich seyn, und um- wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen igel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom hetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; es hier der moralisch vortreffliche Charakter ei- Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen dlungen den Stempel moralischer Güte auf- en kann, so ist es dort nur der reife, der voll- nene Geist, von dem das Reife, das Vollkom- e ausfließt. Kein noch so großes Talent kann einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schö- desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser le entspringen, kann selbst die Fülle nicht weg-

Wir würden nicht wenig verlegen ſeyn, wenn uns aufgelegt würde, dieſen Maßſtab in der Hand den gegenwärtigen Muſenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, dünkt uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unſrer, nicht unpriesenen, lyriſchen Dichter auf den beſſern Theil des Publikums wirkt; auch trifft es ſich zuweilen, daß uns Einer oder der Andre, wenn wir es auch ſeinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit ſeinen Erkenntniſſen überraſcht oder uns Proben von ſeinen Sitten liefert. Jetzt ſchränken wir uns darauf ein, von dem bisher Geſagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl dieſem Maßſtab auch ein Dichter unterworfen werden, der ſich ausdrücklich als „Volksſänger" ankündigt, und Popularität (S. Vorrede z. 1. Theil S. 15. u. f.) zu ſeinem höchſten Geſetz macht? Wir ſind weit entfernt, Hrn. B. mit dem ſchwankenden Worte „Volk" chikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte um uns mit ihm darüber zu verſtändigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer ſeinen Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unſern Tagen vergeblich geſucht werden. Unſre Welt iſt die Homer'ſche nicht mehr, wo alle Glieder der Geſellſchaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieſelbe Stufe einnehmen, ſich alſo leicht in derſelben Schilderung erkennen, in denſelben Gefühlen begegnen konnten.

Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr groſser Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, daſs Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Kulturunterschied ist es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äuſserst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkürlich in einen Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also blos zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschlieſsend der Fassungskraft des groſsen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Gröſse seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind, und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäſsige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere

Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genie's genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem edeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu seyn — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks in ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, da das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieb eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniß das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaften nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden Affekt der Liebe, der Sprache suchenden

t, der Traurigkeit, der Hoffnung u. s. w.
ern und geistreichern Text unterlegen; er
dem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum
ser Affekte machen, und ihren rohen, ge-
oft thierischen Ausbruch noch auf den Ly-
olks veredeln. Selbst die erhabenste Phi-
es Lebens würde ein solcher Dichter in die
Gefühle der Natur auflösen, die Resultate
msten Forschens der Einbildungskraft über-
nd die Geheimnisse des Denkers in leicht
nder Bildersprache dem Kinderſinn zu er-
en. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß
die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in
und verdachtloser Hülle, lange vorher un-
lk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich
ürfen, sie in ihrem vollen Glanze herauf-
Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung
hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht
zen bewiesen, und ein ungeduldiges, ein-
Verlangen würde sie endlich von selbst
unft abfordern.

sem Sinne genommen, scheint uns der
er, man messe ihn nach den Fähigkeiten,
n vorausgesetzt werden, oder nach seinem
reis, einen sehr hohen Rang zu verdie-
: dem großen Talent ist es gegeben, mit
taten des Tiefsinns zu spielen, den Ge-
n der Form loszumachen, an die er ur-
geheftet, aus der er vielleicht entstanden

war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. ſagt alſo keineswegs zu viel, wenn er Populartät eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit" erklärt. Aber, indem er dieß behauptet, ſetzt er ſtillſchweigend ſchon voraus, was Mancher, der ihn lieſt, bei dieſer Behauptung ganz und gar überſehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erſte unerläßliche Bedingung iſt, einen von der verſchiedenen Faſſungskraft ſeiner Leſer durchaus unabhängigen abſoluten, innern Werth zu beſitzen. „Wenn ein Gedicht," ſcheint er ſagen zu wollen, „die Prüfung des ächten Geſchmacks aushält, und mit dieſem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann iſt ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt." Dieſer Satz iſt durchaus Eins mit dieſem. Was den Vortrefflichen gefällt, iſt gut; was Allen ohne Unterſchied gefällt, iſt es noch mehr.

Alſo weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk beſtimmt ſind, von den höchſten Forderungen der Kunſt etwas nachgelaſſen werden könnte; ſo iſt vielmehr zu Beſtimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung ſo verſchiedner Eigenſchaften beſteht) weſentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Iſt der Popularität *nichts* von der höhern Schönheit aufgeopfert worden?

Haben ſie, was ſie für die Volksmaſſe an Intereſſe gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müſſen wir geſtehen, daß uns die Bürger'ſchen Gedichte noch ſehr viel zu wünſchen übrig gelaſſen haben, daß wir in dem größten Theil derſelben den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt vermiſſen, der, eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder ſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet. Hr. B. vermiſcht ſich nicht ſelten mit dem Volk, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und, anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, iſt leider nicht immer dasjenige, welches er unter dieſem Namen gedacht wiſſen will. Nimmermehr ſind es dieſelben Leſer, für welche er ſeine Nachtfeier der Venus, ſeine Leonore, ſein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingiſche Jubelfeier, Männerkeuſchheit, Vorgefühl der Geſundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menſchengeſichter und ähnliche niederſchrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig ſchätzen, ſo beſteht ſein Verdienſt nicht darin, jede Volksklaſſe mit irgend einem, ihr beſonders genießbaren Liede zu verſorgen, ſondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklaſſe genug zu thun.

ir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen,
ne unglückliche Stunde entschuldigen, und de-
durch eine strengere Auswahl unter seinen Ge-
en abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese
leichheit des Geschmacks sehr oft in demselben
dichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern,
s zu entschuldigen seyn. Rec. muß gestehen, daß
t unter allen Bürger'schen Gedichten (die Rede
ist von denen, welche er am reichlichsten ausstenerte)
beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen
durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften
Genuß gewährt hätte. War es entweder die ver-
mißte Uebereinstimmung des Bildes mit dem Ge-
danken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder
eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ei
unedles, die Schönheit des Gedanken entstellend
Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein
nützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten
begegnet) unächter Reim oder harter Vers, wa
harmonische Wirkung des Ganzen störte; so wo
diese Störung bei so vollem Genuß um so wi
weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der
der sich in diesen Gedichten darstellte, kein g
kein vollendeter Geist sey; daß seinen Produ
deswegen die letzte Hand fehlen möchte, w
ihm selbst fehlte.

Eine nothwendige Operation des D
Idealisirung seines Gegenstandes, ohne
aufhört, seinen Namen zu verdienen.

u, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag
er nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung
, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern,
igſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien,
in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen
Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln,
eine, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie
Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und
ile zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale,
er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleich-
nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkom-
heit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu
größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere all-
eine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden
jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit
ern. Dieſe Idealiſirkunſt vermiſſen wir zu ſehr
Hrn. Bürger. Außerdem, daß uns ſeine
ſe überhaupt einen zu ſinnlichen, oft gemeinſinn-
n Charakter zu tragen ſcheint, daß ihm ſelten
e etwas Anderes als Genuß oder ſinnliche An-
weide, Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit,
ückſeligkeit nur Wohlleben iſt, möchten wir die
nählde, die er uns aufſtellt, mehr einen Zuſam-
nwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen,
: Art Moſaik, als Ideale nennen. Will er uns
B. weibliche Schönheit mahlen, ſo ſucht er zu je-
n einzelnen Reiz ſeiner Geliebten ein demſelben
:eſpondirendes Bild in der Natur umher auf,
daraus erſchafft er ſich ſeine Göttinn. Man ſehe

1. Th. S. 121. Das Mädel, das ich m
hohe Lied und mehrere andre. Will er ſie
als Muſter von Vollkommenheit uns dar
werden ihre Qualitäten von einer ganz
Göttinnen zuſammengeborgt. S. 86 d
Liebenden:

Im Denken iſt ſie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpſichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet ſie im Sange,
Ihr welcht Aglaja, wenn ſie lacht,
Melpomene bei ſanfter Klage,
Die Wolluſt iſt ſie in der Nacht,
Die holde Sittſamkeit bei Tage.

Wir führen dieſe Strophe nicht an, als
wir, daß ſie das Gedicht, worin ſie vorkom
verunſtalte, ſondern weil ſie uns das paſſe
ſpiel zu ſeyn ſcheint, wie ungefähr Hr. B.
Es kann nicht fehlen, daß dieſer üppige Fa
ſel auf den erſten Anblick hinreißt und blen
beſonders, die nur für das Sinnliche em
ſind, und, den Kindern gleich, nur das
wundern. Aber wie wenig ſagen Gemähl
Art dem verfeinerten Kunſtſinn, den nie d
thum, ſondern die weiſe Oekonomie, nie
terie, nur die Schönheit der Form, nie d
dienzien, nur die Feinheit der Miſchung d
Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel od
Kunſt erfordert wird, in dieſer Manier zu

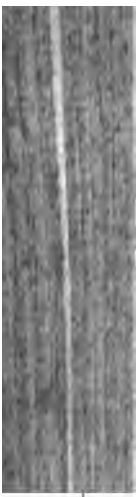
ier wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns lbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend e Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. s konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm berraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, nem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze edichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wie= r fanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, uhu, Sasa, Trallyrum larum, u. dgl. m. nicht vergessen), welche nur die poetische Kindheit ih= s Verfassers entschuldigen, und der zweideutige ekfall des großen Haufens so lange durchbringen nnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen pkeleyen durch die Zauberkraft seines Pinsels, rch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, e soll sich der unmännliche, tändelnde Ton verlie= n, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische chtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann ec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht: „Blüm= n Wunderhold" nur mit Einschränkung loben. Wie hr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben ag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz rdiges, und eben auch nicht sehr geistreiches Sym= l der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, ndelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

Du theilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit.
Und wandelst in Zephyrengang
Des Sturmes Polterritt.

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Aether, und ein unächter Reim; blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisirkunst bei Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, grösstentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem Lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen Bürgerschen Gedichte sind großentheils Produkte einer ganz eigenthümlichen Lage, die zwar wohl streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, ein Heautontimorumenos des Terenz, aber individuell genug, um von dem Leser weder dig noch rein genug aufgefaßt zu werden, Unideale, welches davon unzertrennlich ist, nuß nicht stören. Indessen würde dieser

nen Gedichten, bei denen er angetroffen wird, blos eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht blos Gemälde dieser eigenthümlichen (und sehr unhistorischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters sind nicht blos der Gegenstand, den er besingt; sie sind selbst oft auch der Apollo, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie erlauben nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößen; sie dulden auf ihrem Altar nicht denn ein anderes Feuer, als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst blos leidender Theil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, jemehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber je niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er



des Geiſtes, durch eine Selbſtthät
welche die Uebermacht der Leidenſcha

Die neuern Gedichte Hrn. B. ch
gewiſſe Bitterkeit, eine faſt kränkelnd
Das hervorragendſte Stück in dieſe
„Das hohe Lied von der Einzigen,“
beſonders viel von ſeinem übrigen
Werthe. Andre Kunſtrichter haben ſ
fährlicher über dieſes ſchöne Produkt
ſchen Muſe herausgelaſſen, und w
ſtimmen wir in einen groſſen Theil
ein, das ſie ihm beigelegt haben.
wir uns, wie es möglich war, dem
Dichters, dem Feuer ſeiner Empfin
Reichthum an Bildern, der Kraft ſ
der Harmonie ſeines Verſes ſo viele V
gegen den guten Geſchmack zu verg
möglich war, zu überſehen, daß ſich di

ie Hr. B., hingeriſſen von dem Affekt,
ch ihm diktirte, beſtochen von der nahen
ieſes Lieds auf ſeine eigne Lage, die er
n, wie in einem Heiligthum, nieder-
Schluſſe dieſes Lieds ſich zurufen konnte,
Siegel der Vollendung an ſich trage; —
swegen möchten wir es, ſeiner glänzen-
ungeachtet, nur ein ſehr vortreffliches
gedicht nennen, — ein Gedicht nämlich,
hung und Beſtimmung man es allenfalls
nn ihm die idealiſche Reinheit und Voll-
gelt, die allein den guten Geſchmack be-

ſer große und nahe Antheil, den das
t des Dichters an dieſem und noch einſ-
liedern dieſer Sammlung hatte, erklärt
, warum wir in dieſen Liedern ſo über-
an ihn ſelbſt, den Verfaſſer, erinnert
c. kennt unter den neuern Dichtern kei-
s sublimi feriam sidera vertice des
ſolchem Mißbrauch im Munde führte,
Wir wollen ihn deswegen nicht im Ver-
daß ihm bei ſolchen Gelegenheiten das
Wunderhold aus dem Buſen gefallen ſey;
ein, daß man nur im Scherz ſo viel
a ſich verſchwenden kann. Aber ange-
aß an ſolchen ſcherzhaften Aeußerungen
ite Theil ſein Ernſt ſey, ſo macht ja ein

ganzen und bittern Ernſt. Eigenruhm kann ſelbſt einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingeriſſene Leſer dem Dichter, den er ſo gern — nur bewundern möchte.

Dieſe allgemeinen Winke, den Geiſt des Dichters betreffend, ſcheinen uns Alles zu ſeyn, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth ſind, in einer Zeitung geſagt werden konnte. Das längſt entſchiedene einſtimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von ſeinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutſcher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Wir ſeinen Sonnetten, Muſtern ihrer Art, die ſich auf den Lippen des Deklamateurs in Geſang verwandeln, wünſchen wir mit ihm, daß ſie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und ſeinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythiſchen Gottes ſpielen kann. Gern hätten wir alle blos witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieſer Sammlung entbehrt, ſo wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte ſcherzende Gattung möchten nur laſſen ſehen, die ſeiner ſtarken nervigen Manier nicht zuſagt. Man vergleiche z. B., um ſich davon zu überzeugen, das Zechlied I. Th. S. 142 mit einem Anakreontiſchen oder Horaziſchen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewiſſen fragte, welchen von Hrn. B. Gedichten, den ernſthaften oder den ſatyriſchen, den ganz lyriſchen oder

lyrisch erzählenden, der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dieß, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern acht lobenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußrer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten,

und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Gegen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt des Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Mahlerei, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Klassicität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden

er Muſe widerfahren wird, hängt es ab, ob ſie eich eine verbeſſerte, ob ſie eine vollendete ſeyn

(*) So urtheilte der Verfaſſer vor eilf Jahren Bürgers Dichter-Verdienſt; er kann auch jetzt ſeine Meinung nicht ändern, aber er würde mit bündigern Beweiſen unterſtützen, denn ſein ühl war richtiger, als ſein Raiſonnement. Die enſchaft der Parteien hat ſich in dieſen Streit iſcht, aber wenn alles perſönliche Intereſſe eigt, wird man der Intention des Recenſenten echtigkeit widerfahren laſſen.

) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Schluß wurde hinzugefügt, als der Verfaſſer im Jahr 1802 obige Recenſion der Sammlung ſeiner kleinen proſaiſchen Schriften einrückte.

Ueber
den Gartenkalend
auf das Jahr 1795.
(Tübingen bei Cotta.)

Seit den Hirschfeld'schen Schriften übe
Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunst
ten in Deutschland immer allgemeiner gewor
aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschm
weil es an festen Principien fehlte und Alles
Willkür überlassen blieb. Den irregeleiteten
schmack in dieser Kunst zu berichtigen, werde
diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben,
von dem Kunstfreunde näher geprüft, und von
Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man
der Ausführung einer Sache anfängt, und mit
Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? ein
Dieß scheint besonders auch mit den so allgem
beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu s
Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind
einer so zweideutigen Abkunft, und haben bis

einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem sichten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Unzweifelhaft, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an, und bougte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verirren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirk, die ganze Mann-

rer Erscheinungen, wie auf einer Mu-
egen. So wie sie in den französischen
Freiheit beraubt, dafür aber durch eine
tektonische Uebereinstimmung und Größe
wurde; so sinkt sie nun, in unsern soge-
nglischen Gärten, zu einer kindischen
herab, und hat sich durch ein übertriebe-
eben nach Ungezwungenheit und Mannig-
von aller schönen Einfalt entfernt, und
egel entzogen. In diesem Zustande ist sie
theils noch, nicht wenig begünstigt von dem
chen Charakter der Zeit, der vor aller Be-
heit der Formen flieht, und es unendlich be-
er findet, die Gegenstände nach seinen Einfäl-
u modeln, als sich nach ihnen zu richten.
Da es so schwer hält, der ästhetischen Garten-
ist ihren Platz unter den schönen Künsten anzu-
eisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung
erathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sey.
Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten
Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit über-
haupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegenge-
setzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns
aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres, und ent-
sprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß.
Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft,
so ist nicht zu läugnen, daß die Gartenkunst unter
Einer Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich
man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der let-

auf ſie anwenden zu wollen. Beide Künſte
rechen in ihrem erſten Urſprunge einem phyſi-
Bedürfniß, welches zunächſt ihre Formen be-
nt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf
heit dieſer Formen drang, und zugleich mit dem
lande der Geſchmack ſeine Forderungen machte.
dieſem Geſichtspunkte betrachtet ſind beide
ſte nicht vollkommen frei, und die Schönheit
Formen wird durch den unnachläßlichen phyſi-
Zweck jederzeit bedingt und eingeſchränkt blei-
Beide haben gleichfalls mit einander gemein,
ſie die Natur durch Natur, nicht durch ein künſt-
s Medium, nachahmen, oder auch gar nicht
hmen, ſondern neue Objekte erzeugen. Daher
te es kommen, daß man ſich nicht ſehr ſtreng
ie Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbie-
ja ſich wenig daraus machte, wenn nur der Ver-
durch Ordnung und Uebereinſtimmung und das
durch Majeſtät oder Anmuth befriedigt wurde,
Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Ei-
hümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte ſich
ſo eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in
Gartenkunſt, wie in der Baukunſt, durch eben
Aufopferung der Naturfreiheit ſehr oft der
che Zweck befördert wird. Es iſt alſo den Ur-
des architektoniſchen Geſchmacks in der Gar-
ſt einigermaßen zu verzeihen, wenn ſie ſich
er *Verwandtſchaft*, die in mehreren Stücken
n dieſen beiden Künſten herrſcht, verführen

ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere
wechseln, und in der Wahl zwischen Ordn
Freiheit die erstere auf Kosten der andern
günstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der
Gartengeschmack auf einem ganz richtigen
des Gefühls. Einem aufmerksamen Beoba
ner selbst konnte es nicht entgehen, daß
gnügen, womit uns der Anblick landschaftli
nen erfüllt, von der Vorstellung unzertren
daß es Werke der freien Natur, nicht des K
sind. Sobald also der Gartengeschmack
des Genusses bezweckte, so mußte er darau
seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren ein
lichen Ursprungs zu entfernen. Er machte
die Freiheit, so wie sein architektonischer V
die Regelmäßigkeit, zum obersten Gesetz;
mußte die Natur, bei diesem die Mens
fliegen. Aber der Zweck, nach dem er stre
für die Mittel viel zu groß, auf welche sei
ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er
nen Grenzen trat, und die Gartenkunst in
lerei hinüber führte. Er vergaß, daß der
Maßstab, der der letztern zu Statten kommt,
Kunst nicht wohl angewendet werden konnte
die Natur durch sich selbst repräsentirt, all
fern rühren kann, als man sie absolut in
verwechselt. Kein Wunder also, wenn er
Mingen nach Mannigfaltigkeit das Ma

l ihm zu den Uebergängen, durch welche
hre Veränderungen vorbereitet und recht-
: Raum und die Kräfte fehlten, — ins
: verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte,
ſich ſelbſt keinen Widerſpruch; aber es
idrig und grillenhaft, weil auch der glück-
g die ungeheuren Opfer nicht belohnte.
e die Gartenkunſt endlich von ihren Aus-
n zurückkommen, und wie ihre andern
zwiſchen beſtimmten und bleibenden
hen, ſo muß man ſich vor allen Dingen
macht haben, was man denn eigentlich
frage, woran man, in Deutſchland wenig-
nicht genug gedacht zu haben ſcheint. Es
dann wahrſcheinlicherweiſe ein ganz gu-
veg zwiſchen der Steifigkeit des franzöſi-
:ngeſchmacks und der geſetzloſen Freiheit
nten engliſchen finden; es wird ſich zei-
ich dieſe Kunſt zwar nicht zu ſo hohen
erſteigen dürfe, als uns diejenigen über-
n, die bei ihren Entwürfen nichts als die
Ausführung vergeſſen, und daß es zwar
:t und widerſinnig iſt, in eine Garten-
Welt einſchließen zu wollen, aber ſehr
und vernünftig, einen Garten, der allen
n des guten Landwirths entſpricht, ſowohl
uge als für das Herz und den Verſtand,
paralleriſtiſchen Ganzen zu machen.
t es, worauf der geiſtreiche Verfaſſer der

fragmentariſchen Beiträge zur Ausbildung des deutſchen Gartengeſchmacks in dieſem Kalender vorzüglich hinweiſt, und unter Allem, was über dieſen Gegenſtand je mag geſchrieben worden ſeyn, iſt uns nichts bekannt, was für einen geſunden Geſchmack ſo befriedigend wäre. Zwar ſind ſeine Ideen nur als Bruchſtücke hingeworfen, aber dieſe Nachläſſigkeit in der Form erſtreckt ſich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verſtande und einem zarten Kunſtgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunſt bisher eingeſchlagen, und die verſchiednen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er ſich, dieſe Kunſt in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenuſſes ſetzt, „den der Umgang mit der ſchönen landſchaftlichen „Natur uns verſchaffen kann.“ Er unterſcheidet ſehr richtig die Gartenlandſchaft (den eigentlichen engliſchen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erſcheinen, und alle Kunſt ſcheinbar verſchlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunſt, als ſolche, ſichtbar werden darf. Ohne der erſtern ihren äſthetiſchen Vorzug ſtreitig zu machen, begnügt er ſich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch außerordentliche Kräfte zu beſiegen ſind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen

mittlern, und zeichnet kürzlich die Grenzen,
rhalb deren ſich bei einer jeden dieſer drei Ar-
die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrück-
gegen die Anglomanie ſo vieler deutſchen Gar-
eſitzer, gegen die Brücken ohne Waſſer, gegen
Einſiedeleien an der Landſtraße u. ſ. f., und
t, zu welchen Armſeligkeiten Nachahmungsſucht
mißverſtandene Grundſätze von Varietät und
ngfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen
Gartenkunſt verengt, lehrt er ſie innerhalb der-
en deſto wirkſamer ſeyn, und durch Aufopferung
Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem be-
mten und intereſſanten Charakter ſtreben. So
er es keineswegs für unmöglich, ſymboliſche und
chſam pathetiſche Gärten anzulegen, die eben ſo
als muſikaliſche oder poetiſche Kompoſitionen
g ſeyn müßten, einen beſtimmten Empfindungs-
und auszudrücken und zu erzeugen.
Außer dieſen äſthetiſchen Bemerkungen iſt von
ſelben Vf. in dieſem Kalender eine Beſchreibung
großen Gartenanlagen zu Hohenheim angefan-
, davon uns derſelbe im nächſten Jahre die Fort-
ung verſpricht. Jedem, der dieſe mit Recht be-
nte Anlage entweder ſelbſt geſehen, oder auch
von Hörenſagen kennt, muß es angenehm ſeyn,
elbe in Geſellſchaft eines ſo feinen Kunſtkenners
durchwandern. Es wird ihn wahrſcheinlich nicht
iger als den Recenſenten überraſchen, in einer
poſition, die man ſo ſehr geneigt war, für das

Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu
sehen, die, es sey nun dem Urheber oder dem Be-
schreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht.
Die mehrsten Reisenden, denen die Gunst wider-
fahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen,
haben darin, nicht ohne große Befremdung, römische
Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit
Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit
schwarzen Gefängnißmauern abwechseln gesehen. Sie
haben die Einbildungskraft nicht begreifen können,
die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein
Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß mit
eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter
den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, bra
auf Einmal diesen Widerspruch, und bringt eine
geistvolle Einheit in diese barocke Komposition. Länd-
liche Simplicität und versunkene städtische Herrlich-
keit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft
grenzen auf eine rührende Art aneinander, und be
ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich mi
derbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebe
Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze L
schaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den
pfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewe
Nachdenken und Genuß schwankend erhält, und
lange nachhallt, wenn schon Alles verschwunde

Der Vf. nimmt an, daß nur derjenige üb
ganzen Werth dieser Anlage richten könne,
im vollen Sommer gesehen; wir möchten u

gusehen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der ſich auf einem beſtimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürſtliche Schloß zu ihr geführt worden ſeyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim iſt gewiſſermaßen eine perſönlichte Geſchichte der Gartenkunſt, die dem aufmerkſamen Betrachter intereſſante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und bäuerlichen Gärten, an denen ſich die Landſtraße hinzieht, zeigt ſich demſelben der erſte phyſiſche Anfang der Gartenkunſt, entblößt von aller äſthetiſchen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die franzöſiſche Gartenkunſt mit ſteifer Breitſpurigkeit unter den langen und ſchroffen Pappelalleen, welche die freie Landſchaft mit Hohenheim in Verbindung ſetzen, und durch ihre kunſtmäßige Geſtalt ſchon Erwartung erregen. Dieſer feierliche Eindruck ſteigt bis zu einer faſt peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schloſſes durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig ſeines Gleichen hat, und auf eine gewiß ſeltene Art Geſchmack mit Verſchwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunſtreiche Architektur der Zimmer und des Mobilements wird das Bedürfniß nach — Simplicität bis zu dem höchſten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reiſenden auf Einmal in dem ſogenannten engliſchen Dorfe empfängt,

der feierliche Triumph bereitet. Indeß machen d
Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauern
Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehn
eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit
heimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallen
Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgeb
nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrau
getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in d
englischen Anlage finden, ist diejenige nicht m
von der wir ausgegangen waren. Es ist eine
Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, d
nun nicht blos den einfachen, sondern selbst d
durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt, u
indem sie den Erstern zum Denken reizt, den Letzt
zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretatio
der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden m
so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer D
genung, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen
strafen; und man müßte sehr ungenügsam se
wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so g
neigt wäre, die That für den Willen, als in m
lischen den Willen für die That, anzunehm
Wenn das Gemählde dieser Hohenheimer Anla
einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den u
terrichteten Leser nicht wenig interessiren, in de
selben zugleich ein symbolisches Charaktergemäld
ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, d
nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von d

t zu erzwingen wußte, wo ſich kaum eine
e fand.

as Urtheil des Verf. über den Garten zu
etzingen, und über das Seifersdorfer Thal bei
den, wird jeder Leſer von Geſchmack, der dieſe
jen in Augenſchein genommen, unterſchreiben,
ich mit demſelben nicht enthalten können, eine
indſamkeit, welche Sittenſprüche, auf eigene
chen geſchrieben, an die Bäume hängt, für af=
t, und einen Geſchmack, der Moſcheen und
iſche Tempel in buntem Gemiſche durch einan=
irft, für barbariſch zu erklären.

Ueber
Egmont
Trauerspiel von Goethe.

Entweder es ſind außerordentliche Ha
und Situationen, oder es ſind Leidenſchaft
es ſind Charaktere, die dem tragiſchen Dic
Stoff dienen; und wenn gleich oft alle di
als Urſach und Wirkung, in einem Stück ſich
men finden, ſo iſt doch immer das Eine
Andere vorzugsweiſe der letzte Zweck der Sch
geweſen. Iſt die Begebenheit oder Situa
Hauptaugenmerk des Dichters, ſo braucht
nur inſofern in die Leidenſchafts- und Ch
ſchilderung einzulaſſen, als er jene durch di
beiführt. Iſt hingegen die Leidenſchaft ſein
zweck, ſo iſt ihm oft die unſcheinbarſte H
ſchon genug, wenn ſie jene nur ins Spiel ſet
am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch ve
eine Meiſterſcene im Mohren von Venedi
endlich der Charakter ſein vorzüglicheres Au

so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erste, der in seinem Macbeth, Richard III. u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des Götz von Berlichingen das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstehende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem Allem; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemählde, die beinahe

gehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den sich Alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in den Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte der Verf. auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen, oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses Letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth seines Stoffs durch den Reichthum seines Genie's ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel — oder Rec. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird

ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer argliſtigen Politik, in nichts als ſein Verdienſt eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu ſeiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein iſt, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachſpitze wandelt. Dieſe übergroße Zuverſicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausſchlag derſelben ſollen uns Furcht und Mitleiden einflößen, oder uns tragiſch rühren — und dieſe Wirkung wird erreicht.

In der Geſchichte iſt Egmont kein großer Charakter, er iſt es auch in dem Trauerſpiele nicht. Hier iſt er ein wohlwollender, heiterer und offener Menſch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtſinnigen Vertrauens zu ſich ſelbſt und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerſchrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und ſanft, ein Charakter der ſchönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, ſinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle dieſe Eigenſchaften in eine lebendige, menſchliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verſchmolzen, die der verſchönernden Kunſt nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont iſt ein Held, aber auch ganz nur ein flämiſcher Held, ein Held des ſechszehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne ſich durch das allgemeine Elend in ſeinen Freuden ſtören zu laſſen; Liebhaber, ohne darum weniger Eſſen und

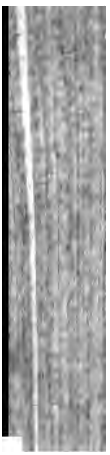
Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, die Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihm seine schlaflosen Nächte. Tollbreist wagt er bei St. Quentin und Gravelingen sein Leben, aber er möchte weinen, wenn er aus dieser freundlichen süßen Gewohnheit das Dasein und Wirken scheiden soll. „Leb ich nur," so schildert er sich selbst, „um aufs Leben zu denken? Ist „ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, „damit ich des folgenden gewiß sey? Und diesen wie „der mit Sorgen und Grillen verzehren? — Ihr „haben die und jene Thorheit in einem lustigen „Augenblick empfangen und geboren, sind Schuld, „daß eine ganz edle Schaar mit Bettelsäcken und „mit einem selbst gewählten Unnamen dem Lande „seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gesicht „niß rief, sind Schuld — was ists nun weiter? Ist „ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind nun „die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein „jugendlicher Muth um unsers Lebens arme Bürde „hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft „nehmt, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne „heut, um das zu überlegen, was gestern war!" — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Ausordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so

us dem Wege gegangen zu seyn, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja sei-
en Helden zu uns herabzuziehen; — daß er ihm ndlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr brig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich rfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das öchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche üge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwider-ehlich an — in einem Heldengemählde, wo sie mit roßen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem länzendsten Siege nicht interessanter seyn, als auf iner nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; ber durch welche strahlende That, durch was für ründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das echt auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht rworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden ls schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Ge-ächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er richt, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu rwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, aß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen und uf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen wer-en, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern ugen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, ls auf die letzte Stütze der Nation, und was thut r eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Ver-rauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf an doch wohl nicht dagegen anführen? „Die Leute,"

ſagt Egmont, „erhalten ſie (die Liebe) auch mit allein, die nicht darnach jagen. Klärchen. Hat du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur Etwas für ſie gethan! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.“) Ein großer Mann ſoll er nicht ſeyn, aber auch erſchlaffen ſoll er nicht; eine poſitive Größe, einen gewiſſen Ernſt verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintanſetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien iſt eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf ſein nahes Verderben hingewieſen, der ihn, wie uns Egmont ſelbſt geſteht, durch dieſe Gründe erſchüttert hat. „Dieſer Mann,“ ſagt er, „trägt ſeine Sorgloſigkeit in mich herüber: — „Weg — das iſt ein fremder Tropfen in meinem „Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! „Und von meiner Stirn die ſinnenden Runzeln weg „zubannen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mit„tel.“ Dieſes freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiß — iſt kein andres, als ein Beſuch beim Liebchen! Wie? Nach einer ſo ernſten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerſtreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo ſie hingehören! und freundliche Mittel, wo ſie hingehören! Wenn es euch zu beſchwerlich iſt, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, ſo mögt ihr

haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammen zieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterließ neun (andere sagen eilf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht, und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht blos die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen, und sogleich dem Fiscus anheim gefallen seyn würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlinn, eine Herzoginn von Bayern, waren gewohnt,



zu halten, und sein Verhältniß zum K
besten Seite zu nehmen. Wie zusam
wie menschlich wird nunmehr sein ganze
Er wird nicht mehr das Opfer einer bli
ten Zuversicht, sondern der übertriebe
Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er
zu edel denkt, um einer Familie, die e
liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen,
selbst ins Verderben. Und nun der
Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm
und Kinder nimmt, zerstört er den ga
menhang seines Verhaltens. Er ist g
gen, dieses unglückliche Bleiben aus e
sinnigen Selbstvertrauen entspringen zu
verringert dadurch gar sehr unsere Ach
Verstand seines Helden, ohne ihm di

:ż er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe,
glücklich hätte werden können, vorher zu zerstö-
, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei
schöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Run-
i von seiner Stirn wegzubannen. Und Alles die-
kann er noch außerdem erst nur auf Unkosten der
orischen Wahrheit möglich machen, die der dra-
tische Dichter allerdings hintansetzen darf, um
Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber
t um es zu schwächen. Wie theuer läßt er uns
dieſe Episode bezahlen, die, an sich betrachtet,
ißt eines der schönsten Gemählde ist, die in einer
ßern Komposition, wo sie von verhältnißmäßig
ßen Handlungen aufgewogen würde, von der
hsten Wirkung würde gewesen seyn.
Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem
tischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Na-
i und zu der Regierung. Eine Darstellung des
aligen politischbürgerlichen Zustandes der Nie-
lande mußte daher seiner Schilderung zum Grund
en, oder vielmehr selbst einen Theil der drama-
hen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man
, wie wenig sich Staatsaktionen überhaupt dra-
tisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu
dre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, le-
diges Bild zusammen zu tragen, und das Allge-
ne wieder im Individuellen anschaulich zu ma-
i, wie z. B. Shakespeare in seinem J. Cäsar
han hat: betrachtet man ferner das Eigenthümliche

der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich auf Schärfste kontrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen; so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Mitternächtige Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwacht und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern

Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschießen das Beste gewonnen, und will, als König, die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysom (ein Friesländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, endlich zu seyn und es laufen zu lassen, wo es eiht!

Wer glaubt nicht, in diesem doch ohne Präjudiz den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen esen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Beigung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie r, wenn sich die Bürger von ihren Regenten

majeſtätiſcher.

Jetter. Er ſpricht wenig, ſagen d

Soeſt. Er iſt kein Herr für uns N
Unſere Fürſten müſſen froh und frei ſ
leben und leben laſſen u. ſ. w.

Wie treffend ſchildert er uns durch
gen Zug das Elend jener Zeiten: Egmo
die Straße, und die Bürger ſehen ihm
derung nach.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner H

Jetter. Sein Hals wäre ein rec
für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo ſich die
Brüſſel unterreden, ſcheinen uns das M
tiefen Studiums jener Zeiten und jen

unterrichtet. Milder und menſchlicher iſt doch hier Alles, und veredelt iſt beſonders der Charakter der Herzoginn von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten und beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat;“ konnte eine Zöglinginn des Ignatius Loyola wohl nicht ſagen. Beſonders gut verſtand es der Dichter, durch eine gewiſſe Weiblichkeit, die er aus ihrem ſonſt männiſchen Charakter ſehr glücklich hervor ſcheinen läßt, das kalte Staats-Intereſſe, deſſen Expoſition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beſeelen, und ihm eine gewiſſe Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor ſeinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abſcheu von ihm wegzukehren; es iſt ein feſter, ſtarrer, unzugänglicher Charakter; „ein ehrner Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel haben muß.“ Die kluge Vorſicht, womit er die Anſtalten zu Egmonts Verhaftung trifft, erſetzt ihm an unſrer Bewunderung, was ihm an unſerm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in ſeine innerſte Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang ſeines Unternehmens ſpannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern deſſelben; wir intereſſiren uns dafür, als gält' es etwas, das uns lieb iſt.

Meiſterhaft erfunden und ausgeführt iſt die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und ſie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender ſeyn, als wenn ihm dieſer Sohn

seines Mörders die Achtung bekennt, di
im Stillen gegen ihn getragen. „Dein N
„der mir in meiner ersten Jugend gl
„Stern des Himmels entgegen leuchtete
„hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! I
„Hoffnung ist der Jüngling, des Jü
„Mann. Ob bist du vor mir hergeschritt
„vor, und ohne Neid sah ich dich vor un
„nach und fort und fort. Nun hofft' ich
„zu sehen und sah dich, und mein Herz s
„gegen. Nun hofft' ich erst mit dir zu se
„zu leben, dich zu fassen, dich — das ist
„weggeschnitten, und ich sehe dich hier!
wenn ihm Egmont darauf antwortet:
„mein Leben ein Spiegel, in welchem d
„betrachtetest, so sey es auch mein Tod.
„schen sind nicht blos zusammen, wenn
„men sind; auch der Entfernte, der Ab
„lebt uns. Ich lebe dir und habe mir ge
„Eines jeden Tages habe ich mich gefreu
— Die übrigen Charaktere im Stück sind
gem treffend gezeichnet; eine einzige Sce
uns den schlauen, wortkargen, Alles verl
und Alles fürchtenden Oranien. Alba s
Egmont mahlen sich in den Menschen,
nahe sind; diese Schilderungsart ist
Um alles Licht auf den einzigen Egmont
meln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, d
der Graf von Hoorne, der Ein Schick

ıtte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter
t Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont
:rdrängt hat. Dieses Gemählde des melancholi-
hen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe
ire einer eignen Auseinandersetzung werth. Klär-
en, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift ge-
ommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zu-
ückgelassen. Er sieht sich allein. Wie schrecklich
hön ist diese Schilderung:

„Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen.
„Sie theilt mit mir den Todestropfen,
„und schickt mich weg! von ihrer Seite weg!
„Sie zieht mich an, und stößt ins Leben mich zurück;
„O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
„Sie geht voran;
„Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
„Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
„den unauflöslichen Neid
„in jene Wohnungen hinübertragen?
„Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich
„und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual."

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet.
uch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das ge-
ine Bürgermädchen, und ein niederländisches
ädchen — durch nichts veredelt als durch ihre
be, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und
rlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt,
daß der Verf. in einer Manier unübertrefflich sey,
in er sein eignes Muster ist!

Je höher die ſinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben iſt, deſto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verf. ſelbſt ſie muthwillig zerſtört. Egmont hat alle ſeine Angelegenheiten berichtigt und ſchlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Muſik läßt ſich hören und hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erſcheinung, die Freiheit, in Klärchens Geſtalt, zeigt ſich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrſten und rührendſten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt verſetzt, um einen Traum — zu ſehen. Lächerlich würde es ſeyn, dem Verf. darthun zu wollen, wie ſehr dadurch unſerm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er ſo gut und beſſer gewußt als wir; aber ihm ſchien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrſchende Gefühle, in Egmonts Kopf allegoriſch zu verbinden, gehaltreich genug, um dieſe Freiheit allenfalls zu entſchuldigen. Gefalle dieſer Gedanke, wem er will — Rec. geſteht, daß er gern einen ſinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungeſtört zu genießen.

Ueber

Matthissons Gedichte.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftmahlerei eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftmahler überhaupt nur als ächten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft-Dichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ungefähr eben so, wie die Landschaftmahlerei der Thier- und Menschenmahlerei gegenüber steht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob man die unbeseelte Natur blos als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben der Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmahler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftmahler, die unbeseelte

Natur für sich selbst zur Heldinn der Schilderung, und den Menschen blos zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den grossen Mahler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Leben seiner dramatischen Gemählde versinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören,) war es aufbehalten, in Landschaftgemählden und Landschaftpoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eignen Darstellung zu machen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten blos auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt, und vielleicht mehr als irgend

einer zum Repräsentanten dieser Gattung, und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, blos der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte, und wer so eben eine Matthisson'sche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es Andern, dem Landschaftmahler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern blos die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gestaltet werden, und das Portrait eines Menschen

Manufaktur herabsinken. Siehe man also an, die Gemählde oder Dichtungen, welche blos unbedeutende Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für solche Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so gewöhnt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände also zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dieß nun für ein Charakter, mit dem sich die blos landschaftliche Natur ganz gut vertragen können? Es muß derselbe sein, der die schöne Kunst von der blos angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effekt unsrer productiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen „zu versetzen," (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kunstfach auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs Erste unsere Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiß seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn; denn nach der ersten müßte er

ildungskraft herrſchen, und keinem andern
i eignen Geſetz gehorchen; nach der andern
dienen, und dem Geſetz des Dichters ge-
Wie hebt der Dichter nun dieſen Wider-
Dadurch, daß er unſerer Einbildungskraft
dern Gang vorſchreibt, als den ſie in ihrer
eiheit und nach ihren eignen Geſetzen neh-
ßte, daß er ſeinen Zweck durch Natur er-
ıd die äußere Nothwendigkeit in eine innere
lt. Es findet ſich alsdann, daß beide For-
einander nicht nur nicht aufheben, ſondern
in ſich enthalten, und daß die höchſte Frei-
de nur durch die höchſte Beſtimmtheit mög-

ſtellen ſich aber dem Dichter zwei große
gkeiten in den Weg. Die Imagination in
:iheit folgt, wie bekannt iſt, blos dem Ge-
Ideenverbindung, die ſich urſprünglich nur
n zufälligen Zuſammenhang der Wahrneh-
in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empi-
gründet. Nichts deſto weniger muß der
dieſen empiriſchen Effekt der Aſſociation zu
ı wiſſen, weil er nur in ſo fern Dichter iſt,
urch eine freie Selbſthandlung unſrer Ein-
kraft ſeinen Zweck erreicht. Um ihn zu be-
muß er aber eine Geſetzmäßigkeit darin
ı, und den empiriſchen Zuſammenhang der
ing auf Nothwendigkeit zurückführen können.
Vorſtellungen ſtehen aber nur in ſo fern in

einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein subjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe Alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Objekt gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er

muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in so fern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu seyn, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachläßlich gefordert: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß Alles wahre Natur seyn, denn die Einbildungskraft ge-

andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt: in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig, und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem Gesagten erhellt, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings Beides beisammen seyn, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern)

Menſchen dieſe Geſetzmäßigkeit zu enthalten ſchie-
en. Einem unterrichtetern Verſtand, als der unſrige
t, mögen die übrigen Naturweſen vielleicht eine
hnliche zeigen; für unſere Erfahrung aber zeigen
e ſie nicht, und der Willkür iſt ſchon ein ſehr weites
eld geöffnet. Das Reich beſtimmter Formen geht
ber den thieriſchen Körper und das menſchliche
erz nicht hinaus; daher nur in dieſen beiden ein
deal kann aufgeſtellt werden. Ueber dem Menſchen
als Erſcheinung) gibt es kein Objekt für die Kunſt
ehr, obgleich für die Wiſſenſchaft; denn das Ge-
et der Einbildungskraft iſt hier zu Ende. Unter
em Menſchen gibt es kein Objekt für die ſchöne
unſt mehr, obgleich für die angenehme, denn das
eich der Nothwendigkeit iſt hier geſchloſſen.

Wenn die bisher aufgeſtellten Grundſätze die
chtigen ſind (welches wir dem Urtheil der Kunſt-
erſtändigen anheim ſtellen), ſo läßt ſich, wie es
ei dem erſten Anblicke ſcheint, für landſchaftliche
arſtellungen wenig Gutes daraus folgern, und
wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung die-
r weitläufigen Provinz als eine wahre Grenzer-
eiterung der ſchönen Kunſt betrachtet werden kann.
n demjenigen Naturbezirke, worin der Landſchaft-
ahler und Landſchaftdichter ſich aufhalten, verliert
ſchon auf eine ſehr merkliche Weiſe die Beſtimmt-
der Miſchungen und Formen; nicht nur die
Falten ſind hier willkürlicher, und erſcheinen es
mehr; auch in der Zuſammenſetzung derſelben

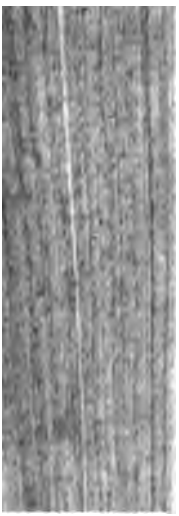
spielt der Zufall, eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts desto weniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs Erste ist nicht zu läugnen, daß bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition

noch eine große Nothwendigkeit herrſchen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der mahleriſchen Darſtellung zeigt.

Aber die landſchaftliche Natur zeigt uns dieſe ſtrenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefſten Studium derſelben wird noch immer ſehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künſtler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künſtler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menſchlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er ſeinen Gegenſtand in dieſes Reich der höchſten Schönheit hinübergeſpielt hat. Zwar wird er die landſchaftliche Natur für ſich ſelbſt ſo hoch ſteigern, als es möglich iſt, und ſo weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzuſtellen ſuchen; aber weil er aller ſeiner Beſtrebungen ungeachtet auf dieſem Wege nie dahin kommen kann, ſie der menſchlichen gleich zu ſtellen, ſo verſucht er es endlich, ſie durch eine ſymboliſche Operation in die menſchliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunſtvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern ſind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkſtelligt er nun dieſes, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derſelben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künſtler und Dichter, er in dieſer Gattung arbeitet, verrichtet dieſe



Darſtellung von Ideen.

Zwar ſind Empfindungen, ihr
keiner Darſtellung fähig; aber ihr
ſie es allerdings, und es exiſtirt
mein beliebte und wirkſame Kunſt
Objekt hat, als eben dieſe Form d
Dieſe Kunſt iſt die Muſik, und i
Landſchaftmahlerei oder Landſchaf
wirkt, iſt ſie Darſtellung des E
gens, mithin Nachahmung menſch
der That betrachten wir auch jed
poetiſche Kompoſition als eine Art
Werk, und unterwerfen ſie zum T
ſetzen. Wir fordern auch von Fa
nie und einen Ton und gewiſſerma
dulation. Wir unterſcheiden in j
Gedankeneinheit von der Empfin

wußtſeyn, weil wir von unſern übrigen Anforderungen an Produkte der ſchönen Kunſt bei beiden etwas herunter laſſen müſſen.

Nun beſteht aber der ganze Effekt der Muſik (als ſchöner und nicht blos angenehmer Kunſt) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogiſche äußere zu begleiten und zu verſinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menſchliche Natur) nach ſtrengen Geſetzen der Nothwendigkeit vor ſich gehen, ſo geht dieſe Nothwendigkeit und Beſtimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch ſie ausgedrückt werden, über; und auf dieſe Art wird es begreiflich, wie vermittelſt jenes ſymboliſchen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der äſthetiſchen Würde der Menſchennatur participiren können. Dringt nun der Tonſetzer und der Landſchaftmahler in das Geheimniß jener Geſetze ein, welche über die innern Bewegungen des menſchlichen Herzens walten, und ſtudirt er die Analogie, welche zwiſchen dieſen Gemüthsbewegungen und gewiſſen äußern Erſcheinungen ſtattfindet, ſo wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmahler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf ſich, wo nicht dem plaſtiſchen Künſtler, der den äußern Menſchen, doch dem Dichter, der den innern zu ſeinem Objekte macht, getroſt an die Seite ſtellen.

Aber die landſchaftliche Natur kann auch wei-

kens noch dadurch in den Kreis der Menſchheit gezogen werden, daß man ſie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Aſſociation abhängig iſt; denn dieſe iſt willkührlich und der Kunſt gar nicht würdig; ſondern diejenige, die nach Geſetzen der ſymboliſirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moraliſchen Würde erwachten Gemüthern ſieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich iſt ſie beſtrebt, dieſes zufällige Spiel mit ihrem eignen Verfahren übereinſtimmend zu machen. Bietet ſich ihr nun unter dieſen Erſcheinungen eine dar, welche nach ihren eignen (praktiſchen) Regeln behandelt werden kann; ſo iſt ihr dieſe Erſcheinung ein Sinnbild ihrer eignen Handlungen; der todte Buchſtabe der Natur wird zu einer lebendigen Geiſterſprache, und das äußere und innere Auge leſen dieſelbe Schrift der Erſcheinungen auf ganz verſchiedene Weiſe. Jene liebliche Harmonie der Geſtalten, der Töne und des Lichts, die den äſthetiſchen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moraliſchen; jene Stätigkeit, mit der ſich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, iſt ein natürliches Symbol der innern Uebereinſtimmung des Gemüths mit ſich ſelbſt und des ſittlichen Zuſammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der ſchönen Haltung eines pittoresken oder muſikaliſchen Stücks

ihlt ſich die noch ſchönere einer ſittlich geſtimmten
:ele.

Der Tonſetzer und der Landſchaftsmahler bewir=
i dieſes blos durch die Form ihrer Darſtellung,
d ſtimmen blos das Gemüth zu einer gewiſſen
npfindungsart und zur Aufnahme gewiſſer Ideen;
:r einen Inhalt dazu zu finden, überlaſſen ſie der
nbildungskraft des Zuhörers und Betrachters.
:r Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr;
kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen,
kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich
rch den Inhalt unterſtützen, und ihr eine beſtimm=
e Richtung geben. Aber er vergeſſe nicht, daß
ne Einmiſchung in dieſes Geſchäft ihre Grenzen
:. Andeuten mag er jene Ideen, anſpielen jene
npfindungen; doch ausführen ſoll er ſie nicht ſelbſt,
ht der Einbildungskraft ſeines Leſers vorgreifen.
de nähere Beſtimmung wird hier als eine läſtige
hranke empfunden; denn eben darin liegt das An=
hende ſolcher äſthetiſchen Ideen, daß wir in den
halt derſelben wie in eine grundloſe Tiefe blicken.
r wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der
chter hineinlegt, bleibt ſtets eine endliche, der
gliche Gehalt, den er uns hinein zu legen über=
t, iſt eine unendliche Größe.

Wir haben dieſen weiten Weg nicht genommen,
uns von unſerm Dichter zu entfernen, ſondern
demſelben näher zu kommen. Jene dreierlei
forderniſſe landſchaftlicher Darſtellungen, welche

wir so eben namhaft gemacht haben, vereinigt
M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie
fallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulich
sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schön
sie beschäftigen uns durch den Geist, der
athmet.

Sehen wir blos auf treue Nachahmung der
tur in seinen Landschaftgemählden, so müssen
die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildun
kraft zu Darstellung dieser Scenen aufzuforde
und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie
herrschen weiß. Alle einzelnen Partien in denselben
finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zu
sammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt und der
generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit
dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es
unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu
folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und
es ist uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz ge-
habter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mit-
tel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen
Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortreff-
lich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schran-
ken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich
bei Kompositionen dieser Art immer in einem ge-
wissen Nachtheil gegen den Mahler, weil ein großer
Theil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des
Ganzen beruht, das er doch nicht anders als succes-
siv in der Einbildungskraft des Lesers zusammen-

ann. Seine Sache iſt nicht ſowohl, uns zu
ıtiren, was iſt, als was geſchieht; und ver=
ſeinen Vortheil, ſo wird er ſich immer nur
jenigen Theil ſeines Gegenſtandes halten,
er genetiſchen Darſtellung fähig iſt. Die
:ſtliche Natur iſt ein auf Einmal gegebenes
von Erſcheinungen, und in dieſer Hinſicht
ahler günſtiger; ſie iſt aber dabei auch ein
) gegebenes Ganzes, weil ſie in einem beſtän=
Wechſel iſt, und begünſtigt in ſo fern den
. Hr. M. hat ſich mit vieler Beurtheilung
eſem Unterſchied gerichtet. Sein Objekt iſt
mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das
ıme, mehr die bewegte, als die feſte und
: Natur. Vor unſern Augen entwickelt ſich
ner wechſelndes Drama, und mit der rei=
ı Stätigkeit laufen ihre Erſcheinungen in
r. Welches Leben, welche Bewegung findet
B. in dem lieblichen Mondſcheingemählde

Der Vollmond ſchwebt im Oſten;
Am alten Geiſterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Geſtein der Feuerwurm.
Der Linde ſchöner Sylfe
Streift ſcheu in Lunen's Glanz;
Im dunkeln Uferſa i:fe
Webt leichter Irrewiſchtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt.
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Dekoration auf Einmal vor unsere Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stätigkeit des Zusammenhanges die Komprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva mahlt sich in der Fluthen Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen

ſich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvor-
ung, weil eines das andere unterſtützt und gleich-
nothwendig macht. Etwas ſchwerer ſchon wird
die Zuſammenfaſſung in der nächſtfolgenden
ophe, wo jene Stätigkeit weniger beobachtet iſt.

n Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wieſenflur, beſchneit von Blüthenflocken,
aucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura ſchallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können
uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende
duftende Wieſe verſetzen; und dieſer Sprung
d dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen an-
n Sinn ins Spiel ſetzen müſſen. Wie glücklich
t nun gleich wieder die folgende Strophe:

er Fiſcher ſingt im Kahne, der gemach
Im rothen Wiederſchein zum Ufer gleitet,
o der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur ſelbſt keine Bewegung, ſo
ehnt der Dichter dieſe auch wohl von der Einbil-
gskraft, und bevölkert die ſtille Welt mit geiſti-
Weſen, die im Nebelduft ſtreifen, und im
immer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder
ind auch die Geſtalten der Vorzeit, die in ſeiner
nerung aufwachen, und in die verödete Land-
ft ein künſtliches Leben bringen. Dergleichen

Aſſociationen bieten ſich ihm aber keineswegs willkürlich an; ſie entſtehen gleichſam nothwendig entweder aus dem Lokale der Landſchaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landſchaft in ihm erweckt wird. Sie ſind zwar nur eine ſubjektive Begleitung derſelben, aber eine ſo allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen ein objektive Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger verſteht ſich H. M. auf jene muſikaliſchen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunſtreiche Eurythmie in Anordnung derſelben zu bewirken ſind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine ſchöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandſchaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zaubergſchimmer
Der umbüſchten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, ſanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fiſcherkähne.

Silberſand
Blinkt am Strand;
Röther ſchweben hier, dort blaſſer,
Wolkenbilder im Gewäſſer.

Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Mahlerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmahle.

Man verstehe uns nicht so, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stätigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz ver-

ſchiedenem Inhalt, einer nach der Alpenwanderung S. 61 und die Alpenreiſe S. 66; zwei Kompoſitionen, welche mit der gelungenſten Darſtellung der Natur noch den mannigfaltigſten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünſtler zu hören, der verſuchen will, wie weit ſeine Macht über unſre Gefühle reicht; und dazu iſt ein Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden ſo überraſchend abwechſelt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden ſich unter dieſen Landſchafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewiſſen Geiſt oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erſte der ganzen Sammlung, der Genferſee, in deſſen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Lebloſe, der Form über die geſtaltloſe Maſſe ſehr glücklich verſinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieſes ſchöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradieſiſche Gegend noch eine Wüſte war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen ſich erheben,
Der Rhodan ſeine Wogen trauernd fort,
Von ſchauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieſes-Flur,
Du ſtilles Thal voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildnis nur,
Orkan und Ehergeheul und Donnerſchläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein,
Voll trüber Nebeldämmrung, seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, nd er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterscenen, ie ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtniß ufen.

O Clarens, friedlich am Gestad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und ahlerisch! Aber nun will der Dichter es noch bes= er machen, und dadurch verderbt er. Die nun fol= enden, an sich sehr schönen Strophen kommen von em kalten Dichter, nicht von dem überströmenden er Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das erz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so ann er sich unmöglich davon reißen, um sich bald uf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf ei Neapel, u. s. w. zu versetzen, und diese Gegen=

sich dabey zu verweilen. Hier bewundern wir die Pracht seines Pinsels, aber wir werden dann geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen seyn. So viele veränderte Dekorationen zerstreuen endlich das Gemälde so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt sie aufs Neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich kleinen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er Anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte um desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es Anfangs diktirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Scenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit

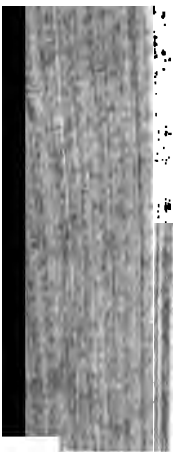
rfolg verſucht, und den Geiſt, der in dieſen
:n eigentlich herrſchen muß, vollkommen
Die Einbildungskraft erſcheint hier in
ızen Feſſelloſigkeit und dabei doch in der
Einſtimmung mit der Idee, welche ausge-
rden ſoll. In dem Liede, welches das
überſchrieben iſt, verſpottet der Dichter
euerliche Phantaſie mit ſehr vieler Laune;
)ier ſo bunt, ſo prangend, ſo überladen, ſo
wie der Charakter dieſer wilden Dichtung
ich bringt; in dem Liede der Elfen Alles
ſo duftig, ſo ätheriſch, wie es in dieſer
Mondſcheinwelt ſchlechterdings ſeyn muß.
eie, ſelige Sinnlichkeit athmet durch das
ige Liedchen der Faunen, und mit vieler
igkeit ſchwatzen die Gnomen ihr (und ihrer
ı) Zunftgeheimniß aus. S. 141.

es Tagſcheins Blendung drückt,
ır Finſterniß beglückt!
:um hauſen wir ſo gern
ef in des Erdballs Kern.
)rt oben, wo der Aether flammt,
ard Alles, was von Adam ſtammt,
ı Licht und Gluth mit Recht verdammt.

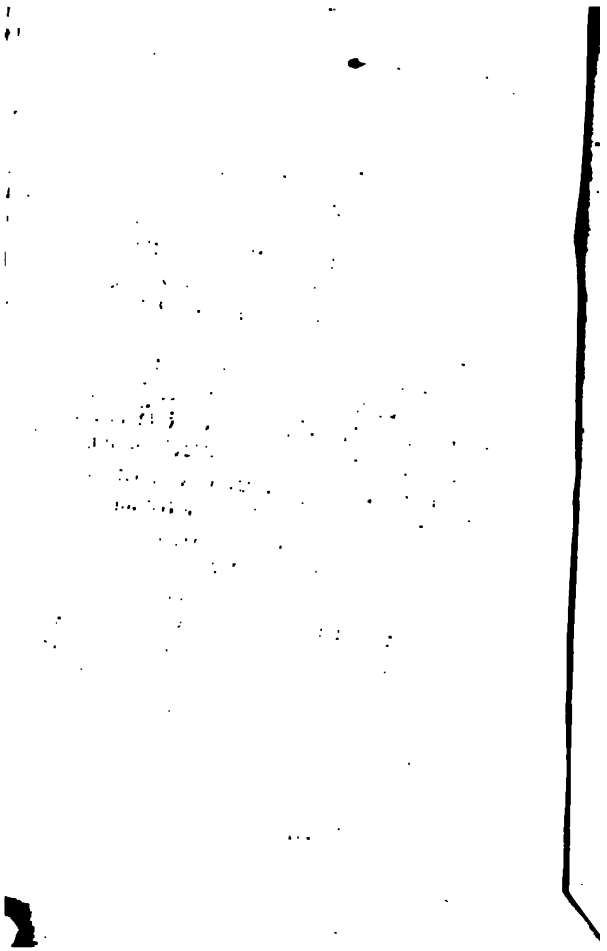
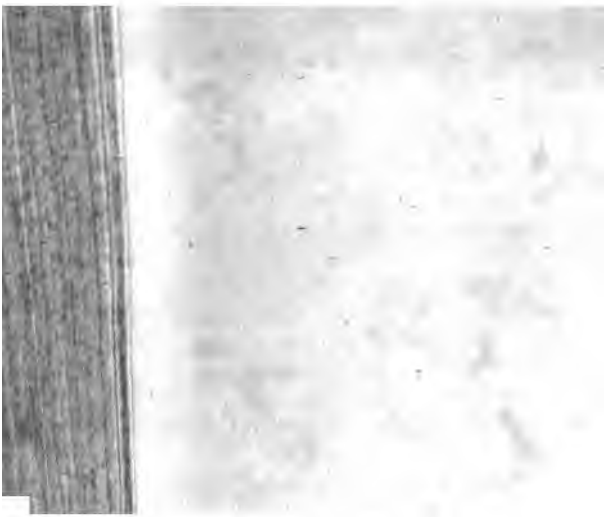
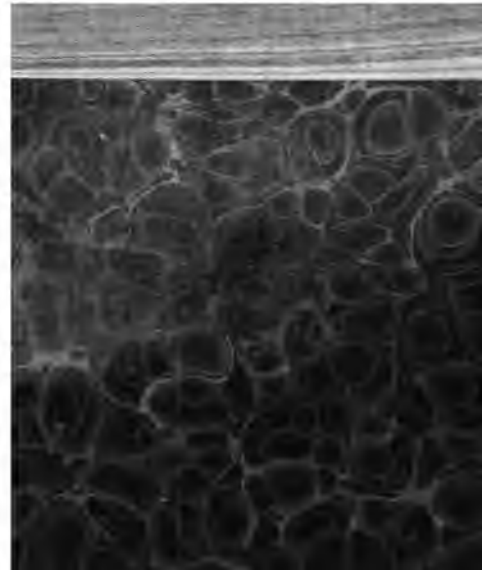
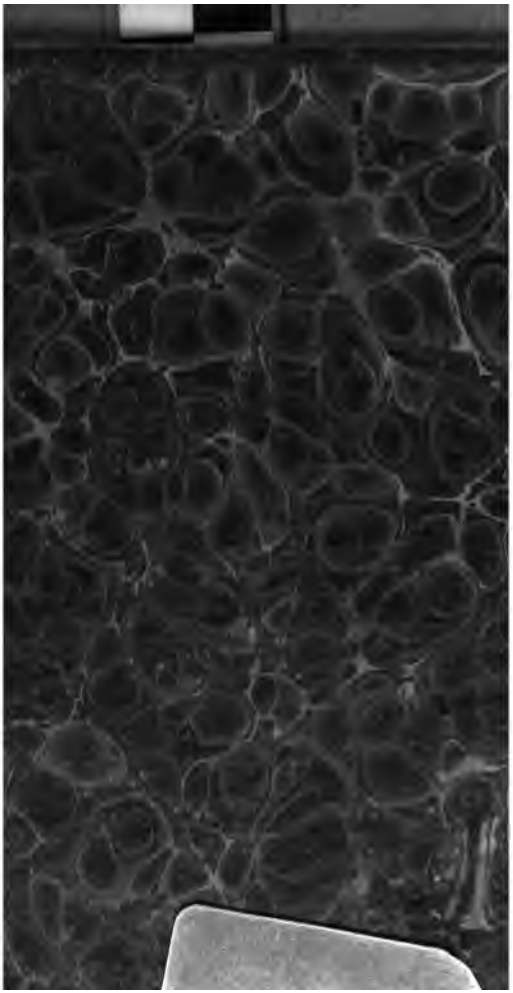
R. iſt nicht blos mittelbar, durch die Art,
ndſchaftliche Scenen behandelt, er iſt auch
)ar ein ſehr glücklicher Mahler von Em-
n. Auch läßt ſich ſchon im Voraus erwar-

ten, daß der einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen so viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man schon im Voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner ebenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seines Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse kontemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unsers Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in

unſer Dichter ſich um ſich ſelbſt bewegt, der
ıchhall empfangener Eindrücke, die oftma-
:derkehr derſelben Gefühle. Die Empfin-
welche von der Natur aus ihrer Quelle ab-
ſind einförmig und beinahe dürftig; es ſind
ıente, aus denen ſich erſt im verwickelten
er Welt feinere Nuancen und künſtliche Mi-
bilden, die ein unerſchöpflicher Stoff für
:lenmahler ſind. Jene wird man daher
üde, weil ſie zu wenig beſchäftigen; aber
rt immer gern wieder zu ihnen zurück, und
), aus jenen künſtlichen Arten, die ſo oft
artungen ſind, die urſprüngliche Menſchheit
ergeſtellt zu ſehen. Wenn dieſe Zurückfüh-
dem Saturniſchen Alter und zu der Sim-
der Natur für den kultivirten Menſchen recht
:ig werden ſoll, ſo muß dieſe Simplicität
Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit,
n; es muß diejenige Natur ſeyn, mit der
'aliſche Menſch endigt, nicht diejenige, mit
phyſiſche beginnt. Will uns alſo der Dich-
dem Gedränge der Welt in ſeine Einſam-
ziehen, ſo muß es nicht Bedürfniß der Ab-
), ſondern der Anſpannung, nicht Verlan-
Ruhe, ſondern nach Harmonie ſeyn, was
Kunſt verleidet, und die Natur liebenswür-
)t; nicht weil die moraliſche Welt ſeinem
chen, ſondern weil ſie ſeinem praktiſchen
n widerſtreitet, muß er ſich nach einer



höchſten Schönheit vertrautes H
jene Einfalt der Empfindungen m
Einflüſſen der raffinirteſten Kult
ohne welche ſie durchaus keine Wü
Herz aber verräth ſich durch eine F
in der anſpruchloſeſten Form verb
Adel, den es auch in die Spiele
und der Laune legt, durch eine D
es ſich auch in ſeinem rühmlichſt
durch eine nie entweihte Keuſchh
es verräth ſich durch die unwiderſt
haft magiſche Gewalt, womit es
uns feſthält, und gleichſam nöth
eignen Würde zu erinnern, indem
huldigen.

Er M hat ſeinen Anſpruch

nen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheidenern Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.